


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Howard C. Warren
Princeton, N. J.

December 10, 1924

1/2 Red Hol, Buc

ZEITSCHRIFT

FÜR

PSYCHOTHERAPIE

UND MEDIZINISCHE

PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON

DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VIII. BAND, 1./2. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART

1920

Preis für den Band von 6 Heften M. 48.—, jährlich ein Band

Ausgegeben am 24. Juli 1920.

Inhalt.

Adresse der Redaktion: Geh. Sanitätsrat **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
PSYCHOLOGIE
MIT EINSCHLUSS
DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
von
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VIII. BAND, 3./4. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1922
Ausgegeben am 4. November 1922



Inhalt.

Sitzungsberichte.

Buchbesprechungen.

Verschiedenes.

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45



Okkultismus und Psychologie.[1])

Von Dr. **Albert Moll**, Berlin.

Wenn ich es unternommen habe, über Okkultismus und Psychologie zu sprechen, so möchte ich zunächst einem Missverständnisse vorbeugen, zu dem der verschiedenartige Gebrauch des Wortes Psychologie leicht führen könnte. Psychologie bei ihren Versuchen zu treiben, behaupten Okkultisten und besonders die Spiritisten unter ihnen. Wenn unter Zuziehung eines Mediums angeblich die Geister sichtbar werden oder sich auf andere Art, z. B. durch Bewegen von Tischen, Erklingen von Guitarren zu erkennen geben, so meinen Okkultisten, dass sie hierbei psychologisch forschten, indem sie Erscheinungen prüften, die von der Seele ausgingen, sei es von der Seele des Mediums, die mit dem Körper noch verbunden ist, sei es, wie Spiritisten meinen, von der Seele, die sich vom Körper bereits losgelöst hat. Aber nicht in diesem Sinne bitte ich das Wort Psychologie zu verstehen, vielmehr in dem rein wissenschaftlichen. Gegenstand der Psychologie sind die Bewusstseinsinhalte oder auch die psychischen Erscheinungen. Zu diesen gehören die Vorstellungen, das Gedächtnis, die Affekte usw., ferner auch manche unbewusste oder unterbewusste Vorgänge. Aufgabe der Psychologie ist die Registrierung, die Analyse, die Vergleichung, die systematische Ordnung der vorgefundenen Inhalte und die Aufzeigung der etwa in ihnen selbst unmittelbar aufstellbaren Gesetzmässigkeit. Ferner aber ist Aufgabe der Psychologie auch die Ordnung der Bewusstseinsinhalte in einen ursächlichen Zusammenhang. Jedenfalls ist nicht Aufgabe der wissenschaftlichen Psychologie das Studium der Aeusserungen einer vom Körper losgelösten Seele, wenn wir eine solche Möglichkeit zunächst annehmen. Dieses Studium würde einer anderen Wissenschaft, dem Transzendentalismus oder auch der Parapsychologie, wie dies Gebiet wohl auch in neuerer Zeit genannt wird, angehören. Ebensowenig gilt es als Aufgabe der Psychologie, die Individualseele in ihren Beziehungen zum Allgeist, der die Welt beherrscht, zu untersuchen.

Unter den Forschungsmethoden der modernen Psychologie sei erwähnt das Experiment, ferner die Selbstbeobachtung, aber auch die Beobachtung anderer. Jedenfalls wollen wir festhalten, dass die Lehre

[1]) Nach einem in der „Psychologischen Gesellschaft zu Berlin" am 13. November 1919 gehaltenen Vortrage.

von den Geistern Abgeschiedener oder von den Dämonen, die, unseren gewöhnlichen Sinnesorganen unerkennbar, nach Annahme einzelner zwischen uns leben, an sich nicht Gegenstand der Psychologie ist. Aber trotz dieser Abgrenzung sind die Beziehungen zwischen Psychologie und Okkultismus eng, indem jene vielfach uns die Erklärung liefert für okkultistisch gedeutete Vorgänge. Die wissenschaftliche Psychologie lehrt uns manche Fehlerquellen kennen und gibt damit die Erklärung für die Tatsache, dass sich viele Menschen bei anscheinend unerklärlichen Vorgängen dem Okkultismus zuwenden, d. h. unbekannte Ursachen annehmen, wobei es zunächst gleichgültig ist, ob die Geisterhypothese der Spiritisten oder eine unbekannte Seelenkraft angenommen wird.

Ein solche Betrachtungsweise ist in hohem Grade fruchtbar, wie wir noch sehen werden, und es ist zu berücksichtigen, dass der Versuch, anscheinend okkulte Phänomene auf bekannte Ursachen zurückzuführen, eine Hauptaufgabe der Wissenschaft ist. Diese wird sich um so eher heute, so sollte man meinen, gedrängt fühlen, sich mit dem Okkultismus zu beschäftigen, als die okkultistische Seuche gegenwärtig in Deutschland, anscheinend aber auch in anderen Ländern, auf das stärkste grassiert. In die Oeffentlichkeit treten ganz besonders jene okkulten Erscheinungen, die man als Telepathie bezeichnet, wenigstens bei uns in Deutschland. In Berlin suchen sich die angeblichen Telepathen das Feld gegenseitig streitig zu machen, wobei es ganz interessant ist, dass gar keine Kollegialität unter ihnen besteht, der eine vielmehr vom anderen behauptet, er sei ein Schwindler. Aber wenn die Telepathie wesentlich auch jene Erscheinung ist, die in die Oeffentlichkeit tritt, so sind andere Gebiete des Okkultismus auch in weiten Kreisen, wenn auch in mehr geschlossenen, Gegenstand eifrigsten Experimentierens. Wir erleben jetzt in dieser Beziehung eine Hochflut, und es liegt die Frage nahe, worauf dies beruht.

Ist es die Revolution, die dazu geführt hat, ist es der Krieg, oder was liegt diesem Anschwellen zugrunde? Die Revolution ist insofern dabei beteiligt, als der falsch angewendete Freiheitsbegriff leider auch die Freiheit des Schwindelns begünstigt. Schwindelvorträge, wie sie früher nicht immer erlaubt gewesen wären, sind, weil möglichst wenig Beschränkungen auferlegt werden sollen, heute zulässig. Es wäre aber gänzlich verfehlt, die Revolution für das Anschwellen des Okkultismus besonders verantwortlich zu machen, es muss vielmehr mit der Tatsache gerechnet werden, dass alle Kriege den Aberglauben gefördert haben. Die Soldaten selbst wie deren Angehörige sind während eines Krieges weit eher zum Aberglauben geneigt, als im Frieden. Wir kennen den Aberglauben der Seeleute, und er gibt uns eine Erklärung dafür, woher es kommt, dass im Kriege der Aberglaube so sehr anschwillt. Der Aberglaube ist besonders da anzutreffen, wo unberechenbare und unvorhersehbare Einflüsse grosse Wirkungen ausüben. Keiner weiss, wen die Kugel trifft, ebensowenig



wie der Seemann auf schwankendem Schiff vielfach nicht weiss, ob nicht in wenigen Stunden ein Sturm ihn vernichten wird.

In diesem Kriege scheinen es drei Formen des Aberglaubens besonders zu sein, die eine Rolle spielten: erstens der Glaube an Amulette und sog. Himmelsbriefe, die gegen Tod und Verwundung schützen sollten; zweitens Prophezeiungen über das Schicksal dieses oder jenes Kriegers und drittens solche über Entstehung, Verlauf und Ausgang des Krieges. Hellwig[1]), der über diese Frage eine sehr klare zusammenfassende Arbeit geschrieben hat, bringt viele Einzelheiten. In zwei Stettiner Zeitungen standen beispielsweise 1916 in einer einzigen Woche nicht weniger als 30 Namen von Wahrsagerinnen mit Angeboten ihrer Kunst. Himmelsbriefe und Amulette sollten den Träger vor feindlichen Geschossen schützen. Allerlei Prophezeiungen über Anfang und Ende des Krieges kommen hinzu, wobei arithmetische Kunststücke ausgeführt werden.

Wir haben den Aberglauben in allen Ländern während des Krieges beobachtet. So erschien in Frankreich ein Buch „Prédiction sur la fin de l'Allemagne", verfasst von R. d'Arman. Es ist eine Sammlung von Voraussagen, wie sie auch in anderen Kriegen vielfach stattgefunden haben. In dem d'Armanschen Buch ist das wichtigste Stück die Prophezeiung des Bruder Johannes, die unsern Kaiser als den Antichrist voraussah. Dass er ihm bei dieser Gelegenheit alles Schlechte zuschreibt, braucht nicht wunder zu nehmen. Die Wertlosigkeit des ganzen Buches dürfte schon hinreichend dadurch charakterisiert sein, dass es die bekannte Lehninsche Weissagung, deren Fälschung seit langer Zeit feststeht und die im wesentlichen ein gegen die Hohenzollern gerichtetes Machwerk ist, als echt ansieht und ebenfalls zur Verhetzung benutzt. Aus Frankreich wurde berichtet, dass eine ganze Anzahl Frauen gehungert haben und das ihnen zustehende Unterstützungsgeld zu den Wahrsagerinnen trugen, um über ihre Angehörigen an der Front etwas zu hören. Mütter, Gattinnen und Bräute der ins Feld gezogenen bildeten einen grossen Teil des Kundenkreises. Aus England wird ähnliches berichtet, es fällt aber deshalb nicht so sehr auf, weil dort die Neigung zum Okkultismus von jeher besonders verbreitet war. Es kann jedenfalls nicht wunder nehmen, dass der Krieg eine Wurzel des Aberglaubens und damit auch des Glaubens an okkulte Phänomene ebenso wie früher so auch diesmal geworden ist.

Es wäre aber auch sonst ungerecht, gerade die Revolution für die Zunahme aller modernen Irrlehren verantwortlich zu machen. Vergessen wir doch nicht, dass jene Gesellschaftsklasse, die bei uns früher die führende war, der hohe Adel, gerade in Friedenszeiten stets die Führerschaft auch im Bereiche des Aberglaubens und des Okkultismus an sich gerissen hatte. Wo waren die Hauptstützen für das Gesundbeten zu

[1]) Weltkrieg und Aberglaube. Leipzig 1916.



finden? Beim Adel. Die anderen haben es ihm oft nur nachgemacht. Ob der heutige Aberglaube und Okkultismus schwächer wäre, wenn die führende Gesellschaftsklasse vor dem Kriege mehr für die Erhellung getan hätte, lässt sich zwar nicht mit Sicherheit behaupten; wohl aber kann man sagen, dass sie die Pflicht, die ihr ihre hohe gesellschaftliche Stellung auferlegt, schlecht verstanden und nicht erfüllt hat: die Pflicht, auch geistig das Volk zu führen.

Schon aus dem Vorhergehenden dürfte einleuchten, dass nicht nur individuelle Vorgänge, auf die ich noch zu sprechen komme, für das Anwachsen okkultistischer Strömungen vorhanden sind, sondern auch allgemeine Strömungen, gewissermaßen die Zeitseele. Eine solche Zeit war das Ende des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts, dann aber auch wieder das Ende des letzteren und der Anfang des 20. Hatte die Mitte des 19. Jahrhunderts uns das Aufblühen der Naturwissenschaft und mit ihr eine Zunahme der materialistischen Weltanschauung gebracht, so musste später eine Reaktion gegen diese kommen. Der Glaube, durch die Fortschritte der Naturwissenschaften alles erklären zu können, besonders auch das Seelenleben, musste scheitern. Wie gewöhnlich dann eine Reaktion eintritt, so geschah es auch diesmal. Hatte man mit Kraft und Stoff keineswegs alles erklären können, was allzu sehr begeisterte aber auch einseitige Naturforscher erklären wollten, so konnte es nicht überraschen, dass nachher eine entgegengesetzte Strömung eintrat, und diese war der Spiritismus und der Okkultismus; diese Periode ist noch nicht überwunden.

Begünstigt wird der Okkultismus heute aber auch durch den krankhaften Zustand der deutschen Volksseele. Nicht nur die Trauer über den Ausgang des Krieges, sondern besonders die Ungewissheit der Zukunft nicht nur Deutschlands und jedes einzelnen Deutschen, sondern auch der ganzen Kulturwelt lastet auf allen, und je mehr ein solcher Druck sich fühlbar macht, um so mehr wird der Einzelne den Wunsch haben, sich nach einer Rettung umzusehen. Ebenso wie die Religion für viele einen solchen Rettungsanker bietet, so ist es von jeher der Spiritismus und alles, was mit ihm zusammenhängt, gewesen.

Die Person, die die okkulten Vorgänge vermittelt, wird oft als Medium bezeichnet. Vieles kommt angeblich nur im Trancezustand des Mediums zustande. Dieser ist ein der künstlichen Hypnose ähnlicher, oft identischer Zustand, wenn er auch zuweilen ohne fremde Suggestion entsteht. Solche abnorme Bewusstseinszustände haben von jeher den Eindruck des Uebernatürlichen gemacht, und zwar besonders dann, wenn im gewöhnlichen Leben jede Erinnerungsbrücke zu diesem Zustande abgeschnitten ist. Die Psychologie hat unsere Kenntnis dieser Dämmerzustände ausserordentlich bereichert, besonders auch die psychologische Forschung an Kranken. Es gibt Menschen, deren Dasein gewissermaßen in mehrere Existenzen zerfällt. Wir sprechen dann von einer Verdoppelung

der Persönlichkeit oder von einer Verdreifachung derselben usw. Nehmen wir eine Person N. mit Verdoppelung der Persönlichkeit. Ihr Leben verläuft in Abschnitten, die wir a b c d e f nennen wollen. Der Bewusstseinszustand in a ist derselbe wie in c und e, der in b derselbe wie in d und f; a c e sind durch eine Erinnerungskette miteinander verbunden. Es ist dies das normale Leben. In diesen Perioden weiss N. nichts von dem, was in den Perioden b d und f vorgegangen ist, wohl aber weiss N. in b d f mitunter, was sich in den Perioden a c e ereignet hat; d. h. im abnormen Zustand weiss die Person die Erlebnisse des abnormen und des normalen Zustandes, im normalen Zustand sind ihr die Vorgänge des abnormen Daseins vollkommen verwischt. Man wird begreifen, dass der Wunderglaube hier anknüpfte, und wie günstig solche Fälle dem Wunderglauben waren. Wenn sich dann solche Personen in dem abnormen Zustande befanden, so wurden sie je nach der Zeitströmung oder der individuellen Anschauung als vom Teufel besessen angesehen oder auch als von Gott begnadet. War das letztere der Fall, so wurde jedes Wort, das sie in diesem abnormen Zustand sprachen, als eine Offenbarung angesehen, und die okkultistische Literatur ist voll von den Bekenntnissen und Mitteilungen solcher meist weiblichen Personen in ihren oft hysterischen Dämmerzuständen. Es wurde alles sorgfältig nachgeschrieben, und dicke Bücher wurden als Bekenntnisse mitgeteilt. Sie haben gewiss alle von der Seherin von Prevorst gehört, jener jung gestorbenen Frau Hauffe, der sich der als Arzt und Dichter so verdiente Justinus Kerner, der aber vollständig dem Okkultismus verfallen war, als Somnambule bediente. Von Zeit zu Zeit kann man es immer wieder finden, dass in irgend einer Stadt eine psychische Epidemie entsteht, indem das konfuse Zeug, das irgend ein „hellsehendes“ Mädchen in ihrem hysterischen Dämmerzustande spricht, von dem erregten Volke als die höchste Offenbarung hingenommen wird.

Es kommt hinzu, dass in diesem abnormen Seelenzustande mitunter Fähigkeiten hervortreten, die im normalen Zustande nicht bestehen. Das Gedächtnis kann eine ausserordentliche Verschärfung erfahren, so dass in diesem Zustande die Erinnerung für Dinge eintritt, die im normalen Leben schon gänzlich dem Gedächtnis entschwunden schienen. Aehnlich wie manchem im Traume etwas einfällt, was im Wachleben kaum noch bewusst ist, so beobachten wir das in solchem Zustande von Somnambulie.

Vor einigen Jahren machten die Untersuchungen des Genfer Gelehrten Flournoy mit einem Medium, das Helene Smith genannt wurde, grosses Aufsehen. Es handelte sich um eine Dame, die in einem Genfer Geschäft einen Vertrauensposten einnahm. Mit 28 Jahren nahm sie an spiritistischen Sitzungen teil und wurde bald selbst ein Medium, und zwar verfiel sie sehr schnell dabei in Autohypnose. Verschiedene Geister sollten aus ihr sprechen oder durch sie schreiben. Der eine war Leopold, ein



katholischer Geistlicher, der zweite die Königin Marie Antoinette, der dritte ist ein Bewohner des Planeten Mars, die vierte Persönlichkeit eine arabische Prinzessin Simandini, die im 15. Jahrhundert gelebt haben soll. Die von Flournoy sehr ausführlich beschriebenen Experimente übergehe ich. Seine Untersuchungen führten zur Annahme, dass, was Helene Smith im Trancezustand produzierte, Phantasieprodukt, Roman war. Aber sehr merkwürdig waren doch einzelne Phänomene. Eines Tages schrieb sie[1]) im somnambulen Zustand einige rätselhafte Schriftzeichen nieder. Niemand wusste sie zu deuten. Endlich stellte Flournoy durch Fachgelehrte fest, dass es arabische Buchstaben waren, und dass die Schrift die Wiedergabe eines Sprichwortes darstellte, das in deutscher Uebersetzung besagte: ein wenig Freundschaft ist viel. Helene Smith wusste nichts von der arabischen Sprache. Sie erklärte, niemals hätte sie sich darum gekümmert, aber durch grosse Bemühungen gelang es Flournoy schliesslich nachzuweisen, dass sie einmal vor mehreren Jahren gerade diese Schrift gesehen haben konnte, die von der Hand eines arabischen Arztes herrührten. Diese Leistung des unterbewussten Gedächtnisses war etwas ganz ausserordentliches. Aber gerade dieser Fall zeigt, wie vorsichtig man sein muss, ehe man fremdartig scheinenden Phänomenen eine okkultistische Deutung gibt.

Die Trennung der Persönlichkeit kann aber noch weiter gehen. Wir haben hier gesehen, dass das Leben der Betreffenden in einzelne Perioden zerfällt. Es gibt aber einige Menschen — wir verdanken die Kenntnis dieser Vorgänge besonders dem französischen Forscher Pierre Janet, dem Engländer Frederic Myers und dem Deutschen Max Dessoir — wo man diese verschiedenen Bewusstseinsinhalte demonstrieren kann. Am deutlichsten geschieht dies mit dem automatischen Schreiben. Die Person, bei der eine solche Verdoppelung der Persönlichkeit zu beobachten ist, ist dann imstande, etwas niederzuschreiben, was vernünftig und sinngemäss ist, was aber ihrem Wachbewusstsein fremd ist.

Ebenso wie es ein automatisches Schreiben gibt, so auch ein automatisches Zeichnen oder Malen. Es werden dabei Zeichnungen ausgeführt, die, wenn auch künstlerisch gewöhnlich gerade nicht bedeutend, doch ästhetisch befriedigend sein können. Solche Malmedien sind mehrfach aufgetreten. Wenn man berücksichtigt, dass sich meistens sehr schnell an ein solches Medium eine andere Person gewissermaßen als Impresario herandrängt, um Geld damit zu verdienen, so wird man es schon verstehen, wie leicht zu diesem Zwecke reklamehafte Uebertreibungen verbreitet werden. Aber die Wundersucht und Kritiklosigkeit verführt auch sonst zu allerlei unkritischen Mitteilungen. In Berlin

[1]) Hennig, Schreibmedien und Geisterschriften. Die Umschau, 16. Mai 1908.



erregte vor einer Reihe von Jahren eine Frau A. als Malmedium ein gewisses Aufsehen. Dass sie nie zeichnen oder malen gelernt habe, wurde hinzugefügt, Behauptungen, die man aber fast nie nachprüfen kann. Das gleiche gilt von den Tanzmedien, die eine zeitlang ähnlich wie die Malmedien epidemisch auftraten. Auch da wurde erklärt, dass die Betreffenden niemals tanzen gelernt hätten, während in dem Hauptfall, der aus Paris stammte, gerade nachgewiesen werden konnte, dass das Mädchen aus einer Familie stammte, in der das Tanzen sogar berufsmässig geübt wurde. Das erschien dann immer deshalb als ein besonderes Wunder, weil sich angeblich hier eine Kunst in Vollendung offenbart, die keine Ausbildung erfahren hat. Das automatische Schreiben wird ebenso wie das automatische Zeichnen, Malen, Tanzen sehr häufig nicht im Wachzustande ausgeführt, sondern in einem Zustand von Hypnose, und dadurch erweckt das Ganze noch mehr den Eindruck des Wunders, besonders wenn die Zuhörer unter der Suggestion gehalten werden, dass hier eine nicht gelernte Fertigkeit vorliegt. Dass Spiritisten sehr leicht dann geneigt sind, das automatische Zeichnen oder Schreiben als den Ausfluss einer Geistertätigkeit anzusehen, sei nur kurz erwähnt. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Form von Persönlichkeitsspaltung, die während der letzten Jahrzehnte von den Psychologen und Psychiatern eifrig studiert worden ist.

Durch geschickte Reklame und Hinzufügung von allerlei Einzelheiten, die sich bei Nachprüfung als unrichtig erwiesen, wird in solchen Fällen für die nötige Stimmung gesorgt. Wenn sich erst die Reklame aus geschäftlichen oder anderen Gründen solcher Medien angenommen hat, ist Wahrheit und Dichtung kaum noch zu unterscheiden. Ich erinnere an eine Traummalerin, von der erzählt wurde, dass sie nur in stockdunkler Nacht ohne irgendwelches Licht solche Malereien zustande bringe. Nachforschungen haben mir damals ergeben, dass erstens die Betreffende überhaupt nicht im Traumzustand war, wenn sie malte, ferner dass sie zwar in der Nacht malte, aber nur bei genügender Beleuchtung, da im Nebenzimmer Licht brennt, das hineinscheint und ausserdem von der Strasse die Laternen in das Zimmer hineinleuchten. Der reklamehafte Unfug, der sich an solche Personen knüpft, findet sich auch sonst allenthalben, nicht nur bei okkultistischen, sondern auch bei anderen Vorgängen. Ich darf Sie vielleicht an den jungen achtjährigen Schachmeister Rzeszewski erinnern, von dem berichtet wurde, dass er in einer Partie gegen den bekannten Schachmeister Rubinstein nach $2^1/_2$stündigem Kampfe ein Remis erreicht hatte. In Wirklichkeit stellte sich heraus, dass Rubinstein blind, d. h. ohne Ansicht des Brettes gespielt hatte, dass ferner die Partie nicht $2^1/_2$, sondern nur $1^1/_2$ Stunden dauerte, was eine verhältnismässig kurze Zeit ist für eine in der Oeffentlichkeit gespielte Partie, und endlich wurde der dritte Hauptpunkt verschwiegen, dass die Partie nicht



remis wurde, sondern Rubinstein sie gewann. Dass der Knabe ein hervorragend begabter Schachspieler ist, wird durch diesen Zwischenfall nicht widerlegt, man sieht aber gerade an ihm, wie schnell sich die Märchenbildung an solche Vorgänge knüpft.

Mit grosser Leichtgläubigkeit wird beim Vorliegen somnambuler Zustände sehr schnell eine übernatürliche Fähigkeit angenommen. Wie leicht dies geschieht, möge ein Fall zeigen, den ich vor einiger Zeit gerichtlich begutachtete. Er spielte in einer schlesischen Stadt. Eine dort lebende einfache Frau verfiel in Somnambulie. Allerlei Personen kamen zu ihr und hielten mit ihr Sitzungen ab. Was sie in diesem Zustande sagte, wurde als Aeusserung von Geistern gläubig hingenommen. Angeblich ist auch alles immer wahr gewesen und, was sie voraussagte, eingetroffen. U. a. hatte sie gesagt, dass der Gemeindevorsteher die ganze Gemeinde betrüge. Sie wurde wegen Beleidigung angeklagt und vom Schöffengericht zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Sie legte Berufung ein. Der Berufungsverhandlung wohnte ich als Sachverständiger bei. Es konnte nicht mit voller Sicherheit, aber doch mit grosser Wahrscheinlichkeit festgestellt werden, dass sie tatsächlich an hysterischen Dämmerzuständen litt, und diese waren als übernatürlicher Trance eines spiritistischen Mediums hingestellt worden. In diesem Zustande teilte sie Dinge mit, von denen in keinem Falle festgestellt werden konnte, dass sie sie nicht auf normale Weise erfahren hatte. Dass der Gemeindevorsteher die Gemeinde betrog, war allgemein bekannt, konnte also nicht gut als eine Kundgebung von Geistern angesehen werden. Die Verteidigung erging sich nach zwei Richtungen. Erstens wollte sie den Beweis der Wahrheit antreten, d. h. beweisen, dass der Gemeindevorsteher tatsächlich die Gemeinde betrog, zweitens aber könnte in keinem Fall eine strafbare Handlung vorliegen, weil die inkriminierten Aeusserungen in einem Zustande von Bewusstlosigkeit, in dem die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, erfolgt waren. Es erfolgte Freisprechung.

Haben wir hier einen typischen Fall, wo allgemein Bekanntes im Trance gesagt wurde, trotzdem aber Geistermitteilungen angenommen wurden, so kann in anderen Fällen die Sache schwieriger liegen, da nicht ohne weiteres festzustellen ist, dass die betreffende Person auf normale Weise das von ihr Mitgeteilte erfahren hat. Es ist aber nicht zu leugnen, dass in dem Trancezustande zuweilen Leistungen beobachtet werden, die über das Normale hinausgehen. Dies rührt zum grossen Teil aber daher, dass die Wahrnehmung durch die Sinne sehr verschärft sein kann, ebenso ist nicht selten eine sehr erhebliche Steigerung des Gedächtnisses vorhanden. Ich selbst habe Versuche dieser Art vor vielen Jahren in sehr grosser Zahl gemacht, ich kann erklären, dass, wenn bei meinen Untersuchungen die nötigen Vorsichtsmassregeln getroffen waren, niemals auch nur das mindeste Uebersinnliche geleistet wurde.

Ich will hinzufügen, dass nach Berichten zuverlässiger Personen in diesem Trancezustand gelegentlich Leistungen vollbracht werden, die ausserhalb des Könnens dieser Person zu liegen scheinen. Von jeher wurden uns solche Fälle mitgeteilt. Die Seherin von Prevorst, Frau Hauffe, erblickte in ihrem somnambulen Zustand einen Verstorbenen, der sich ihr näher zu erkennen geben will. Er hält ein Blatt in der Hand und gibt ihr zu verstehen, wo es liegt, und dass es gefunden werden müsse, wenn er Ruhe bekommen soll. Sie teilt diese Erscheinung ihrem Arzte mit und beschreibt den früher ihr unbekannten Mann in Leibesgestalt und seinen gewöhnlichen Anzug so klar, dass jedermann den leibhaften K., den Sachwalter einer Weinhandlungsgesellschaft darin erkannte. Um Ruhe vor diesen Besuchen zu bekommen, dringt die Somnambule in ihren Arzt und gibt das Zimmer, den Haufen von Akten und den Faszikel, in dem das Blatt liege, auf das genaueste an und beschreibt alles so, wie es sich bei nachheriger Erkundigung daselbst wirklich verhielt. Der Arzt, der die ganze Geschichte für eine Vision hält, willfährt trotzdem ihrer Bitte, sucht an dem Ort des Hauses, wo die Papiere liegen und findet nichts. Als ihr das mitgeteilt wird, dringt sie aufs inständigste noch einmal in ihn und beschreibt das Blatt noch genauer, ja, sie sagt, sie sehe es sicher; wenn sie nur gehen könnte, würde sie es auf der Stelle holen. Der Arzt sucht zum zweitenmal mit dem Oberamtsrichter und siehe, das Blatt findet sich mit allen angegebenen Kennzeichen und an der eben bezeichneten Stelle. Der Fund des Blattes wurde ihr verschwiegen; allein in der nächsten Krise sieht sie den Verstorbenen freundlich und schliesst daraus, dass das Blatt gefunden sei; sie versetzt sich wieder in das Haus, wo die Akten liegen, sieht sie in ihrer Lage verändert und das gefundene Blatt gerade in der Stellung, die ihm der Oberamtsrichter absichtlich, um ihre Seherkraft zu erproben, vorher gegeben hatte. Das Blatt bekundete die Existenz eines Geheimbuches, das anscheinend verschwunden war. Die Frau des Verstorbenen war in Gefahr, zu einem Manifestationseid aufgefordert zu werden, und davor sollte sie gewarnt werden, weil es ihr alsdann noch schlimmer ergehen würde als dem Verstorbenen.

So berichtet Eschenmayer[1]), ein unbedingter Anhänger des damaligen Mystizismus und der Seherin von Prevorst, den Vorfall. Wenn wir einen solchen Bericht heute prüfen, so fehlt das Wichtigste: die Sicherheit, dass das Medium niemals in dem Zimmer gewesen ist, wo sich die Akten befanden. Hierbei wäre es für die wissenschaftliche Forschung ganz gleichgültig, ob die Versuchsperson im Wachzustande das betreffende Zimmer aufgesucht hat oder im somnambulen. Es handelt sich vom wissenschaftlichen Standpunkt ausschliesslich um die Frage: bestand die physikalische Möglichkeit, Kenntnis von dem Akteninhalt zu erhalten oder nicht. Die Frage, ob die Täuschung im somnambulen Zustand oder

[1]) Eschenmayer, Mysterien des inneren Lebens. Tübingen 1830, S. 34.



im Wachzustand ausgeführt wurde, ist höchstens eine Frage der Ethik nicht aber der wissenschaftlichen Forschung. Dies muss festgehalten werden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass gelegentlich solche Täuschungen unabsichtlich im abnormen Seelenzustand erfolgen. Ein in England viel untersuchtes Medium, Frau d'Espérance, die eine Selbstbiographie herausgegeben hat, hatte nur in privaten Kreisen Sitzungen gegeben. Sehr vieles spricht dafür, dass sie bei den Manifestationen von Geistern stets in einem tiefen Trancezustand war, aber in ihm hat sie, wenn hierbei das Wort gestattet ist, getäuscht, d. h. dasselbe getan, was man beim wachen Menschen als Betrügen bezeichnen würde. Sie trat nämlich selbst als Geist auf. Der Geist, der sich unter dem Namen Yolande manifestierte, wurde festgehalten, und als Frau d'Espérance erwachte, wurde ihr mitgeteilt, dass sie selbst abgefasst worden sei, wovon sie anscheinend nichts wusste.

Jedenfalls muss genau auseinandergehalten werden, ob etwas mechanisch ausführbar ist, und erst die zweite Frage ist die, ob das Medium hierbei bewusst betrügt oder, wenn der Ausdruck gestattet ist, unbewusst täuscht.

Nun sind auch Berichte veröffentlicht worden, die zu ergeben scheinen, dass im Trancezustand Leistungen vollbracht werden, die durch unser Wissen nicht erklärbar sind, besonders auch nicht durch die erhöhte Wahrnehmungsfähigkeit und Erinnerungsfähigkeit. Versuche dieser Art wurden besonders in neuerer Zeit aus Amerika über das Medium Frau Piper berichtet. In hunderten, vielleicht in tausenden von Sitzungen ist sie untersucht worden, und zwar auch von hervorragenden Gelehrten. Am meisten zitiert werden die Fälle, wo sie mit Hyslop Sitzungen abhielt und über verstorbene Angehörige Dinge mitteilte, die sie anscheinend durch die gewöhnliche Erfahrung nicht wissen konnte. Aehnliche Versuche hat Frau Piper vielfach mit Erfolg gemacht. Es sind zur Erklärung verschiedene Theorien herangezogen worden, die aber doch noch nicht ganz befriedigen können. Die Geistertheorie etwa in dem Sinne, dass ein Geist aus dem Jenseits dem Medium das mitteilt, was es auf normale Weise nicht erfahren haben kann, übergehe ich. Die Theorien, die aufgestellt worden sind, klammern sich zum Teil an die Telepathie, d. h. an die übersinnliche Fernwirkung. Dies könnte für die Fälle gelten, wo einer der Anwesenden Kenntnis von dem hatte, was die Piper mitteilte. In dem erwähnten Fall Hyslops hat dieser schon früher wenigstens einmal gewusst, was das Medium ihm über seine Angehörigen mitteilte, nur war es ihm während der Sitzung nicht mehr gegenwärtig. Nun haben selbst die Verfechter der Telepathie gewöhnlich angenommen, dass am ehesten dann eine Fernwirkung möglich ist, wenn der aktive Teil recht fest an das denkt, was übersinnlich übertragen werden soll, d. h. es

würde nach den früheren Anschauungen Hyslop, wenn er recht fest an seine verstorbenen Angehörigen gedacht hätte, fähig gewesen sein, durch Fernwirkung seine Gedanken auf das Medium zu übertragen. In dem vorliegenden Fall aber hat Hyslop während der Sitzung gar nicht an seine Angehörigen gedacht, ja, die Dinge, die er früher schon einmal erfahren hatte, waren ihm vollständig aus seinem Gedächtnis geschwunden, und hier knüpft nun die neue telepathische Theorie an. Es wird angenommen, dass zwar nichts telepathisch übertragen werden kann, was das Individuum nicht selbst in seiner Psyche aufgenommen hat; was früher schon aufgenommen ist, könne aber trotzdem in das Unterbewusste hinabsinken, so dass man sich dessen nicht mehr erinnert; und nun wird angegenommen, dass nicht, wie man früher glaubte — wenn man überhaupt an die Telepathie glaubte — nur stark bewusste Vorgänge übertragen werden, sondern auch solche, die schon unterbewusst sind, ja, dass die Telepathie viel wirksamer ist für solche unterbewussten Vorgänge. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die Möglichkeit anderer Erklärungen auseinanderzusetzen. Es muss aber zugegeben werden, dass gerade an der Frau Piper überaus gewissenhafte Versuche von erfahrenen mit allen Täuschungsmöglichkeiten wohl vertrauten Forschern vorgenommen wurden, und dass diese einen gewissen Rest, der durch die bekannten Naturgesetze nicht erklärbar war, annahmen. Ich selbst bin stets sehr skeptisch gewesen, und ich glaube, auch in diesem Falle noch Zurückhaltung bewahren zu müssen.

Ich sprach eben von der Telepathie, und da gerade sie gegenwärtig besonders „Mode" ist, so will ich auf sie ausführlicher eingehen. In Berlin, ebenso wie in anderen Städten, ja selbst in kleinen Städten und auf dem Lande, treten angebliche Telepathen auf.

Zunächst ein Wort über den Begriff der Telepathie. Wir verstehen darunter die Uebertragung von Gedanken, Willensregungen, Gefühlen, Empfindungen, von einer Person auf die andere, wobei jedoch die Uebertragung auf einem anderen Wege als durch die allgemein anerkannten Sinnesperzeptionen erfolgt. Es ist für den Begriff der Telepathie gleichgültig, ob die Uebertragung so erfolgt, dass von dem einen Gehirn zu dem anderen unmittelbar Wellenbewegungen stattfinden, oder ob ein unbekanntes Sinnesorgan des Passiven die Vorstellungen des Aktiven aufnimmt und dann dem Gehirn des Passiven zuführt.

Gehen wir von einem Vorgange aus, den man früher als Gedankenlesen bezeichnete, in neuerer Zeit jedoch gewöhnlich Muskellesen nennt. Der Gedankenleser wird hinausgeschickt, und einer der Zurückbleibenden soll an einen Gegenstand fest denken. Der Gedankenleser kommt herein, fordert den Zurückgebliebenen auf, fest an einen Gegenstand zu denken, fasst ihn an und findet den gedachten Gegenstand, etwa eine Lampe, einen

Stuhl oder dergleichen. Das Ganze beruht darauf, dass, wer fest an einen Gegenstand denkt, Bewegungen nach diesem Gegenstand macht, und wenn er geht, um so sicherer nach dem Gegenstande hingeht, ohne es zu merken, je fester er an ihn denkt. Diese Muskeltätigkeit fühlt der Gedankenleser, und er wird in Wirklichkeit nach dem Gegenstande hingezogen. Dies ist das einfachste Experiment, es kann indessen auf jede Weise kompliziert werden, z. B. dadurch, dass man eine Handlung ausführen lässt. Die Versuchsperson soll etwa eine Brieftasche einer anderen Person aus der Tasche nehmen und in den Rock einer zweiten stecken. Dieses Experiment unterscheidet sich von dem ersten nur dadurch, dass die Handlung in mehrere Einzelhandlungen zerfällt; der Weg, auf dem der Gedankenleser die Aufgabe löst, ist aber genau derselbe. Er fühlt die Bewegungen der Versuchsperson, die ihn mit einer sanften Gewalt zur Lösung der gestellten Aufgabe führt.

In neuerer Zeit haben nun die angeblichen Gedankenleser ihre Methode etwas geändert. Der Gedankenleser fasste die Versuchsperson — so wenigstens behauptet er — nicht an. Ja, er geht vor dieser, so dass anscheinend ein Muskellesen nicht stattfinden kann und nur telepathischer Einfluss annehmbar erscheint; aber auch dies ist ein Trugschluss. Ich mache zunächst darauf aufmerksam, dass die Gedankenleser, die gelegentlich ohne unmittelbare Berührung arbeiten, fast stets erklären, dass sie immer ohne Berührung die Versuche ausführen. In Wirklichkeit fassen sie, wenn der Versuch misslingt, die Versuchsperson an. Wie ich wiederholt gesehen habe, pflegen sie dem meist kritiklosen Publikum gleichzeitig einzureden und zwar mit einer ziemlichen Dreistigkeit, um nicht zu sagen, Unverschämtheit, es geschähe alles ohne Berührung. Ohne Berührung ist die Sache schwerer, aber durchaus erklärbar. Der „Gedankenleser“ geht voraus, die Versuchsperson hinter ihm, und nun müsste man glauben, dass der Gedankenleser unmöglich von dem anderen geführt werden kann, weil er ihn nicht sehe und keine unmittelbare Berührung besteht. Aber man muss den Vorgang richtig übersehen können. In Wirklichkeit geht der Gedankenleser nicht, wie behauptet wird, unmittelbar ohne zu schwanken auf ein Ziel los, sondern er geht ein Stück, dann kommt ein Fehler. Er geht z. B. zuweit geradeaus, während er an einer Stelle nach rechts umbiegen soll. Der hinter ihm Gehende folgt ihm, bis der Fehler kommt, an der Stelle bleibt er stehen, ohne zu merken, dass er damit dem Gedankenleser sofort zu erkennen gibt, dass er auf dem falschen Wege ist. Dieser merkt, dass er einen Fehler gemacht hat, und wird nun nach rechts gehen oder auch nach links, bis der Andere ihm wieder folgt, und das ist das Zeichen für den Gedankenleser, dass er jetzt auf dem richtigen Wege ist. In Wirklichkeit sind diese Versuche ein Hin- und Herprobieren, das mit Fehlern verknüpft ist, die aber der Hintengehende ganz deutlich zu erkennen gibt, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen.

Ja, es kommt vor, dass sich der Gedankenleser umdreht und nun die Versuchsperson sieht. Aus der Richtung, nach der diese sieht, erkennt der Gedankenleser wieder, nach welcher Richtung er zu gehen hat. Wie sehr in Wirklichkeit der Gedankenleser geführt wird, wissen die Fachmänner. Wenn er eine falsche Bewegung auch nur mit der Hand macht, kommt es vor, dass der andere ein mehr oder weniger lautes „Nein" sagt, ohne es selbst zu merken, oder er gibt unabsichtlich Zeichen, die als Missbilligungszeichen gelten, z. B. ein ganz schnelles und lautes Ausatmen. Bei der Berührung entsteht geradezu sehr oft ein Missbilligungsdruck, der wiederum dem Gedankenleser zeigt, dass er auf einem falschen Wege ist.

Personen mit Namen, von denen man früher nie etwas gehört hat, treten auf und machen als angebliche Telepathen unter Aufbietung der grössten Reklame ihre Kunststückchen vor, die zu einer Verdummung des Volkes führen müssen. Manche von ihnen benutzen die öffentlichen Schaustellungen, um sich dadurch populär zu machen und, obwohl ihnen jede ärztliche Ausbildung fehlt, sich gleichzeitig eine Klientel zur Behandlung verschaffen. Als Telepathen geraten sie in den Ruf, über besondere Fähigkeiten zu verfügen, und das wundersüchtige Volk ist nur zu sehr geneigt, diese Wundermänner auch als Heiler von allerlei Krankheiten anzusehen. Einer wissenschaftlichen Prüfung halten die Experimente der Betreffenden nicht stand, und wenn man sich erkundigt, wer die betreffenden Herren eigentlich sind, so erkennt man mitunter Personen, die früher einen ganz anderen Beruf ausgeübt haben. Der eine von ihnen z. B. Herr O t t o O t t o (sein wirklicher Name ist übrigens wesentlich anders) ist früher als Humorist in Kabaretts aufgetreten. Er sucht aber die Konjunktur wahrzunehmen, d. h. die Neigung des Volkes zum Aberglauben, und hat sich, wobei er wohl selbst als Humorist den Humor nicht verloren hat, der Telepathie und der Krankenheilung zugewendet. Ein anderer Herr, K a r a I k i, war nur den engsten Fachkreisen bekannt. Er tritt jetzt als angeblicher Sohn einer Türkin, wobei er seinen wahren Namen geheimnisvoll verschweigt, ebenfalls als Telepath und Krankenheiler auf. Ich erwähnte schon, dass die Betreffenden gewöhnlich einer wissenschaftlichen Prüfung nicht standhalten, und ich will hinzufügen, dass, wenn die Betreffenden merken, dass man ihre Tricks genau kennt, sie sich gewöhnlich einer wissenschaftlichen Prüfung entziehen. Zu ihnen gehört z. B. Herr Kara Iki, der sich mir anfangs bereitwilligst zu Experimenten anbot, aber nachdem seine Telepathie und das von ihm angeblich hervorzurufende Hellsehen vollkommen versagt hatten, sich weiteren Versuchen entzog. Zu ihnen gehört noch ein anderer Herr, der sich auch bei mir einfand, ein Herr L., ein Konfektionär seinem Berufe nach, der ebenfalls vollständig versagte, als er unter wissenschaftlichen Bedingungen arbeiten sollte. Wie die beleidigten Primadonnen ziehen sich dann die Herren gewöhnlich zurück; bald haben sie keine Zeit, bald fühlen sie sich beleidigt, weil man



ihnen nicht ohne weiteres vertraut, kurz und gut, wahrhaft wissenschaftlichen Versuchen entziehen sie sich.

Freilich reden sie dem Volke gewöhnlich ein, dass sie wissenschaftlich untersucht seien, und sie bringen Namen von Aerzten und Naturforschern, die angeblich ihre besonderen Fähigkeiten bescheinigt hätten. Ich habe noch kein ärztliches Zeugnis gesehen und bin daher nicht in der Lage zu behaupten, dass namhafte Persönlichkeiten den jetzt auftretenden Telepathen eine besondere Fähigkeit zugeschrieben hätten. Wenn es aber der Fall sein sollte, so darf nicht vergessen werden, dass Aerzte nicht ohne weiteres kompetent dafür sind, wenn es sich darum handelt, okkulte Phänomene auf ihre Echtheit zu untersuchen. Dazu gehört jahrelanges, ja vielleicht jahrzehntelanges Arbeiten auf dem einschlägigen Gebiet. Die Fehlerquellen sind so mannigfach, dass der oberflächliche Beurteiler, auch wenn er Arzt und Naturforscher ist, ihnen fremd gegenüber steht.

Es darf nicht geleugnet werden, dass sich zuweilen auch Personen mit grossen Namen täuschen lassen. Sie lassen sich täuschen, weil sie die Fehlerquellen nicht kennen und sie deshalb nicht ausschalten. Sie verlieren die Kritik und sind auch nicht deshalb etwa besondere Kritiker, weil sie sich selbst als Skeptiker bezeichnen. Sie trauen ihrem Erinnerungsvermögen und ihrer Beobachtung mehr zu als richtig ist. Sie wissen nicht, dass die Psychologie möglichst objektive Anhaltspunkte beanspruchen muss, um ein Experiment beurteilen zu können. Sie glauben, sich mindestens auf ihre Erinnerung verlassen zu können und erzählen dann Vorgänge, die angeblich stattgefunden haben, in Wirklichkeit aber ganz anders verlaufen sind, als sie selbst annehmen.

Ich erinnere daran, dass seinerzeit sogar der Berliner Ordinarius für Psychologie Stumpf vollkommen versagte, als er mit einem Pferde, dem „klugen Hans“, experimentierte. Bekanntlich handelte es sich hier um ein Pferd, das nach Annahme mancher mehr wusste als ein Quintaner, jedes Wort verstand, rechnen, auch Wurzeln ausziehen konnte. Erst, als ich darauf hinwies, dass der Besitzer des Pferdes oder andere Personen, vielleicht unbewusst, Zeichen geben, da erkannte auch Stumpf, dass der „kluge Hans“ nicht das Wunder war, das mancher in ihm sah. Ich weise hier auf das Buch Löwenfelds[1]) hin „Ueber die Dummheit[1])“, der die damals von Stumpf geleitete Kommission als ein Beispiel der Urteilsschwäche sonst hervorragender Gelehrter anführt.

Hat sich hier schon ein Psychologe von Fach, weil er mit den einschlägigen Methoden nicht vertraut war, obwohl er seine Spezialgebiete genügend beherrschte, täuschen lassen, wieviel mehr wird es dann der Fall sein, wenn es sich um Personen handelt, denen überhaupt jede

[1]) **Wiesbaden 1909, S. 163 ff.**

Legitimation, sich als Fachmänner zu bezeichnen, fehlt. Ein deutliches Beispiel bringen uns die Versuche Kara Ikis, an denen der Leipziger Polizeirat Engelbrecht teilnahm und über die er in der „Deutschen Strafrechts-Zeitung“[1]) berichtet. Er spricht hier von Telepathie, obwohl für keinen Fachmann auch nur die Spur von Telepathie nachweisbar ist. Er spricht von der Verwandtschaft der Telepathie mit der Suggestion, obwohl sich beide voneinander so unterscheiden, wie die Masern vom Hühnerauge. Er scheint nicht zu begreifen, dass der angebliche Telepath Zeichen auch dann versteht, wenn er das Medium nicht unmittelbar berührt. Bekanntlich hat auch der stellvertretende Dirigent der Berliner Kriminalpolizei Reg.-Rat Dr. Weiss sich gegen die Auffassung ausgesprochen, die bei Kara Iki eine Telepathie sehen wollte. Demgegenüber erklärt Engelbrecht:

> „Wenn der stellvertretende Dirigent der Berliner Kriminalpolizei Reg.-Rat Dr. Weiss in seinen Begleitworten zu dem Artikel der „Berliner Illustrierten Zeitung“ unter Bezug auf eine Stelle von Häckels „Welträtsel“ allgemein „Betrug auf der einen Seite, gesteigerte Sensibilität und Autosuggestion auf der anderen Seite“ als „die Grundlagen der Telepathie“ bezeichnet, so bürgt wohl die Persönlichkeit und die amtliche Stellung der ausser mir als Zeugen an dem Experiment Beteiligten — zwei Staatsanwälte, ein Kriminalkommissar und ein beamteter Leipziger Gerichtsassistenzarzt, der Psychiater ist — dafür, dass jedenfalls im vorliegenden Fall diese beiden angeblichen „Grundlagen der Telepathie“ ausscheiden, auch wenn wir nicht in amtlicher Eigenschaft, sondern nur als Privatpersonen und um des wissenschaftlichen Interesses der Sache willen uns daran beteiligt haben, das um so mehr, als wir alle von vornherein mit einer reichlichen Dosis von Skepsis an den Versuch herangetreten sind.“

Demgegenüber erkläre ich, dass weder die Autorität Engelbrechts, noch die der Leipziger Staatsanwälte oder Aerzte auch nur das geringste für die wissenschaftliche Beweiskraft des Experimentes bedeuten. Sie haben Kara Iki zu einer billigen Reklame, ohne es zu wollen, verholfen, aber kein wirklicher Fachmann auf dem Gebiete des wissenschaftlich zu studierenden Okkultismus wird dem Urteil der genannten Persönlichkeiten, mögen sie sonst in ihrem Fach noch so bedeutend sein, auch nur den geringsten Wert beimessen. Engelbrecht hätte besser getan, die Telepathie wissenschaftlich nachzuweisen, als in laienhafter Form eine Darstellung zu bringen, die nach keiner Richtung überzeugend ist und gerade wegen der Hervorhebung der Persönlichkeiten, die dabei mitgewirkt haben, das Volk irreführen, den Aberglauben vermehren muss. Dass die nötigen Fehlerquellen vermieden wurden, geht aus dem Artikel Engelbrechts nicht hervor. Die Länge des Artikels steht zu seinem wissenschaftlichen Wert im umgekehrten Verhältnis. Bedeutsamer sind die Kritiken, die der genannte Weiss in der „Berliner

[1]) Heft 9|10.



Illustrierten Zeitung", Wulffen (Reclams „Universum", Heft 3) und besonders Hans Schneickert[1]) gegeben haben. Schneickert hat vollkommen recht, wenn er am Schluss des Aufsatzes erklärt:

> „Bedauerlich ist es, dass mit diesen Tricks nicht Bewanderte, auch z. B. Polizeifachmänner wie im Leipziger Fall, von diesen „Telepathen", die sich gerne eines ausländischen Namens bedienen, um beim deutschen Publikum mehr Eindruck zu machen, als billiges Reklamemittel missbrauchen lassen. Uneingeweihte müssen sich hüten, sich zur Bestätigung von Leistungen ausnützen zu lassen, die nur ein psychologisch geschulter Spezialist richtig beurteilen kann. Auch der eingangs erwähnte „Telepath" hat die Prüfung durch einen berühmten Berliner Mediumforscher nicht bestanden!"

Im übrigen verweise ich auf eine ältere Arbeit Schneickerts: Ueber Gedankenlesen, Archiv für Kriminal-Anthropologie, herausgegeben von Dr. Hans Gross, 12. Bd., 1904, S. 343 ff. Hier findet man alles kurz zusammengestellt, was in Frage kommt, besonders auch diejenigen Kunstgriffe beschrieben, die von „Telepathen" angewendet werden, wie es z. B. bei den Zancigs der Fall war, die nicht lange vor dem Krieg auch in Berlin allzuviel Aufsehen erregten. Sie arbeiteten zum Teil mit denselben Tricks, die die Verbrecher zur Verständigung haben, z. B. einem rhythmischen Zählen. Da ich gerade mit den Zancigs zu experimentieren Gelegenheit hatte und die Täuschung durch diesen Trick stets grossen Eindruck macht, will ich ihn an dieser Stelle beschreiben, d. h. es ist nur einer der Tricks, den die Zancigs anwenden.

Es handelt sich um einen Herrn und eine Dame. Die Dame soll „telepathisch" die Gedanken des Mannes erraten. Beide können voneinander durch eine Wand getrennt sein, da es sich in diesem Fall um die Verständigung durch das Gehör handelt. Nehmen wir an, es wird dem Herrn die Zahl 6847 von einem Anwesenden gesagt, die hinter der Wand verborgene Dame soll diese Zahl nennen. Der Trick besteht darin, dass die Zahl in Ziffern zerlegt wird. d. h. in 6, 8, 4, 7. Vorbedingung hierfür ist, dass beide Teile auf ein gleichartiges rhythmisches Zählen eingeübt sind, d. h. ähnlich wie der Arzt die Pulszahl durch den Rhythmus auch ohne Uhr schätzt und wie Aerzte den Rhythmus innerlich empfinden, ähnlich wie Musiker bei Verständigung auf ein bestimmtes Musikstück innerlich gleichmässig zählen können, so haben dies auch die beiden Zancigs eingeübt. Die Dame hat zunächst die Zahl 6 zu erraten; hierzu gehört nur, dass der Herr ein ganz leichtes Zeichen gibt, wenn das rhythmische Zählen anfängt ebenso ein leichtes Zeichen, wenn es aufhört. Dieses leichte Zeichen kann in einem Räuspern bestehen, in einem leichten Scharren mit dem Fuss oder dergleichen. In dieser Weise verständigen sich beide, und, wenn der Herr die Zahl 6 abzählt, zählt innerhalb der gegebenen Frist

[1]) Die Sicherheitspolizei, 1. Jahrg., Heft 7, 15. Dez. 1919, S. 107.



die Dame die Zahl 6. Auf diese Weise wird eine Ziffer nach der andern mitgeteilt und das Resultat ist, dass schliesslich die Gedankenleserin die Zahl 6847 richtig angibt. Es ist dies, wie schon erwähnt, ein alter Trick der Verbrecher in Gefängnissen, die sich untereinander durch solchen Rhythmus verständigen.

Selbstverständlich können diese Tricks wechseln. Gewöhnlich hat auch jeder Gedankenleser mehrere Kunstgriffe bereit, um dadurch von dem Erraten der Täuschungsart abzulenken.

Wegen der Unzuverlässigkeit der späteren Erinnerung habe ich eine geordnete Protokollführung für die Wertung okkultistischer Experimente als notwendig erklärt, und trotzdem kann ich heute sagen, dass selbst Protokolle nicht so beweiskräftig sind, wie ich früher annahm. Wenn man veröffentlichte Protokolle über die Experimente liest, so wirken sie bei oberflächlichem Lesen überzeugend. Der Okkultist ist erstaunt, wenn man doch zweifelt. Der Zweifel, wie weit Versuchsprotokolle die tatsächlichen Vorgänge richtig wiedergeben, ist im allgemeinen berechtigt. Selbst bei stenographischer Aufnahme bleiben oft die allerwichtigsten Dinge vollkommen fort. Wenn bei einer solchen Sitzung viel gesprochen wird, kann nur ein äusserst gewandter und ausdauernder Stenograph folgen, aber er kann nicht einmal Zeichen mimischer Art wiedergeben. Gewöhnlich ist bei den Sitzungen einer anwesend, der diktiert, und da handelt es sich um die Frage, ob der Diktierende voreingenommen ist. Ist dies der Fall und ereignet sich etwas für die okkultistische Anschauung ungünstiges, so wird er unwillkürlich diese Dinge fortlassen oder doch weniger hervorheben. Er hält sie für Kleinigkeiten, während sie dem objektiven Beurteiler die Hauptsache darstellen. Wie leicht man sich hierüber täuscht, beweist der grosse englische Gelehrte Crookes, der ein unbedingter Anhänger des Okkultismus, besonders durch die Experimente mit dem spiritistischen Medium Home wurde. Home sollte angeblich durch eine psychische Kraft imstande sein, Gegenstände leichter und schwerer zu machen oder auch zu bewegen.

Es ist das grosse Verdienst des dänischen Psychologen Lehmann[1]) nachgewiesen zu haben, dass diese oft zur Stütze des Spiritismus zitierten Crookesschen Versuche nicht das mindeste beweisen. Crookes hat zweimal über diese Versuche Veröffentlichungen vorgenommen, und aus der zweiten Veröffentlichung von Crookes beweist Lehmann, dass die Sitzung sich gar nicht so abgespielt haben kann, wie Crookes sie zuerst geschildert hat. Dieser hatte keine Ahnung davon, wie bedeutungsvoll die Umstände waren, die er in seinem ersten Bericht übergangen hat. Lehmann geht soweit, dass er erklärt, die

[1]) Aberglaube und Zauberei, 2. Aufl. Stuttgart 1908, S. 308 f.

beiden Berichte seien so verschieden, dass wenn Crookes die Verschiedenheit eingesehen hätte, er niemals diese Schilderung hätte geben können, ohne sich eines bewussten Betruges schuldig zu machen.

Wenn man irgendwelche okkultistische, aber auch andere Experimente beobachtet und nachher durch mehrere Personen unabhängig voneinander das Geschehene beschreiben lässt, so wird man oft finden, wie verschieden die Beschreibung desselben Vorgangs ausfällt. Selbst die einfachsten Vorgänge werden oft ganz verschieden dargestellt. Die Aussagepsychologie, die in neuerer Zeit Gegenstand besonderer Forschung gewesen ist, hat uns die Unzuverlässigkeit der Beobachtung und Erinnerung gezeigt. Dies gilt auch gerade für den Okkultismus. Es wird das Beste sein, an einem Beispiel zu zeigen, welche Rolle Beobachtungsfehler bei okkultistischen Untersuchungen spielen.

Der bekannte Forscher Hodgson war 1885 in Indien. „Eines Tages sass er dort mit mehreren Europäern auf einer Veranda und sah einem Hindu zu, der Taschenspielerkunststücke machte. Er sass auf ebener Erde. Einen Fuss von ihm entfernt lagen eine Puppe und Münzen, die sich auf Befehl bewegten, umhersprangen und die merkwürdigsten Evolutionen ausführten. Ein anwesender Offizier nahm eine Münze aus der Tasche und fragte den Hindu, ob diese auch jene Kunststücke machen könne. Auf die bejahende Antwort hin wurde die Münze zu den übrigen gelegt. Sie zeigte sich wirklich im Besitz derselben gymnastischen Fertigkeit. Abends erzählte der Offizier diesen Vorfall in einer grösseren Gesellschaft und fügte hinzu, dass er die Münze selbst auf den Erdboden gelegt hätte. Eine von den Personen, die das Kunststück mit angesehen hatten, behauptete freilich, dass der Gaukler die Münze genommen und hingelegt hätte. Der Offizier behauptete aber mit aller Bestimmtheit, dass er es getan hätte. Er war jedoch im Unrecht. Herr Hodgson, der das Kunststück kannte, hatte gerade hierauf geachtet und gesehen, dass der Hindu sich vorn überbeugte und die Münze ergriff, unmittelbar bevor sie die Erde berührte. Sonst wäre das Kunststück einfach unmöglich gewesen. Ob der Offizier die Bewegung des Gauklers nicht gesehen oder ob er sie vergessen hatte, bleibt dahingestellt“[1]). Dieser Bericht von Hodgson ist äusserst charakteristisch und wird mühelos eine grosse Anzahl Phänomene des Okkultismus erklären. In dem genannten Falle wurde der wichtigste Umstand übersehen, dass der Gaukler die Münze erfasste. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass er in diesem Augenblick eine Fadenverbindung zwischen sich und der Münze herstellte, mögen auch die Zuschauer, die von Taschenspielerei meistens keine Ahnung hatten, behaupten, dass dies unmöglich sein könne. Ebenso wie in dem genannten Falle das Anfassen der Münze durch den Gaukler das

[1]) Lehmann a. a. O. S. 414.

wichtigste für ihn war, von anderen aber übersehen wurde, so liegt es auch in vielen anderen Fällen bei okkultistischen Sitzungen und Versuchen. Wenn plötzlich ein sog. Blumenapport in der Luft erscheint, wird übersehen, dass das Medium vorher seine Hand an das Kleid geführt hat, um aus dessen Falten die Blumen herauszuziehen. Wenn es sich um die sog. Schiefertafelschrift handelt, bei der auf einer Tafel, die das Medium angeblich gar nicht in die Hand nimmt, eine Geisterschrift erscheint, wird übersehen, dass das Medium in Wirklichkeit die Tafel in die Hand genommen hat, dass aber kein Mensch es bemerkte, weil man gar nicht darauf achtete.

Eine grosse Rolle spielen bei den okkultistischen Berichten Erinnerungstäuschungen, und unter ihnen besonders diejenigen, die wir im weitesten Sinne des Wortes als Illusion de fausse reconnaissance bezeichnen. Diese Erinnerungstäuschung besteht darin, dass die Person den Eindruck hat, zum zweitenmal eine Gesamtheit von Umständen wiederzuerkennen, die in Wirklichkeit ganz neu ist. Diese Erscheinung kommt in gewisser Ausdehnung bei ganz gesunden Personen vor, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass sich in einem grösseren Zuhörerkreise stets einige finden, die dies an sich beobachtet haben. Ein gewöhnliches Beispiel: es tritt jemand in den Empfangsraum einer Gesellschaft. Er sieht dort in einer ganz bestimmten Anordnung die Möbel und einen Teil der geladenen Gäste. Im Augenblick des Eindrucks hat er die Empfindung, dass er genau dieselbe Situation bereits früher erlebt hat, obwohl das in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Von dieser Erscheinung gibt es alle möglichen Grade. Ein Teil, die höheren Grade, bei denen die Selbstkontrolle fehlt, weist schon auf psychische Störungen hin, hier wirft der Betreffende dann in Wirklichkeit alles zusammen, und eine Desorientierung tritt ein. Einem Geisteskranken wird berichtet, dass ein gewisser X. gestorben sei. Er erwidert: „Wie, der Mann soll gestorben sein, das ist nicht möglich, er kann doch nicht zum zweitenmal sterben." Die leichteren Grade, bei denen eine vollständige Kontrolle stattfindet, der Betreffende sich bewusst ist, dass es sich um eine Erinnerungstäuschung handelt und er in Wahrheit die Situation zum erstenmal erlebt, sind nicht pathologisch.

Diese eigentümlichen Illusionen sind für die Beurteilung okkultistischer Phänomene bedeutungsvoll, und man wird das ohne weiteres verstehen, wenn man berücksichtigt, dass die Art und Weise, wie der einzelne die genannte Erinnerungstäuschung kontrolliert, allerlei Grade zeigt. Es gibt manche, die, wenn sie eine Situation erleben, die genannte Erscheinung der Illusion de fausse reconnaissance zeigen, die aber, wenn sie eine Situation erleben, nicht die Empfindung haben, dass sie sie schon erlebt haben, sondern lediglich die Empfindung, dass sie sich diese Situation schon einmal vorgestellt haben. In dieser Tatsache liegt der Schlüssel



für eine grosse Anzahl von Prophezeiungen, von zeitlichem Hellsehen. Bei den Wahrträumen spielt dies eine grosse Rolle. Die Person glaubt, wenn sie beispielsweise heute den Unglücksfall eines Freundes hört, dass sie sich diesen Unglücksfall schon einmal vorgestellt habe, sei es im nächtlichen Traum, sei es im Wachen. Daraus erwächst dann der Glaube der Person, sie habe im Traume oder im Wachen den Unglücksfall vorausgeschaut, während in Wirklichkeit erst in dem Augenblick, wo der Unglücksfall zur Kenntnis kommt, der Gedanke auftaucht, sie habe ihn sich schon einmal vorgestellt.

Durch die genannten Gedächtnisfehler sind wahrscheinlich viele Fälle vom zweiten Gesicht erklärbar. Nach Perty besteht es darin, dass eine wirkliche jetzt oder künftig stattfindende Begebenheit in einer sehr schnell vorübergehenden Verzückung im wachen Zustand geschaut wird. Ein solcher Fall vom zweiten Gesicht ist bekanntlich von Goethe geschildert worden. Als Goethe von Friederike Abschied genommen hatte, ritt er auf dem Fusspfad gegen Drusenheim und er erzählt nun, wie ihn dort eine der sonderbarsten Ahnungen überfiel. „Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen und zwar in einem Kleid, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, dass ich nach acht Jahren in dem Kleid, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Weg fand, um Friederike noch einmal zu besuchen.“

Ebenso wie bei der Illusion de fausse reconnaissance, wenn nicht eine Korrektur des Vorganges eintritt, Ursache und Wirkung verwechselt werden, so sehen wir analoges auch in anderen Fällen, und auch darauf beruhen manche für okkultistisch gehaltene Erscheinungen. Nach der Entstehungsart können wir drei Arten von Träumen unterscheiden, die Nervenreizträume, die Assoziationsträume und die suggerierten Träume. Bei den Nervenreizträumen wirkt irgend ein Reiz auf den Körper und infolge dieses Reizes entstehen die Traumbilder. Ein Beispiel: Es wird dem Schlafenden Kölnisches Wasser an die Nase gehalten. Er träumt, dass er sich in einem Verkaufsraum von Farina in Kairo befinde. Man sieht bereits hieraus, dass man auf diese Weise künstliche Träume erzeugen kann. Wenn ein solcher Nervenreiz nicht besteht, werden durch rein zentrale Vorgänge die Träume ausgelöst, d. h. nicht durch einen peripheren Nervenreiz. Endlich gibt es noch suggerierte Träume, die in der Mitte zwischen den beiden stehen. Bei ihnen wird auf den Schlafenden nicht ein beliebiger Nervenreiz ausgeübt, sondern man wünscht einen bestimmten Traum. Ein älterer Fall, den Kluge berichtete: Man konnte einen englischen Offizier durch sanftes Einflüstern träumen lassen, was man wollte, so dass man ihn einmal den Vorgang eines Duells träumen

liess vom Anfang des Streites bis zum Abfeuern der Pistole, die man ihm zu diesem Zweck in die Hand gab, und die ihn dann durch einen Knall erweckte. Beiläufig bemerkt werden solche künstlichen Träume, mag es sich um einen künstlichen Nervenreiz handeln oder um eine direkte Suggestion, auch zu Heilzwecken benutzt.

Berücksichtigen wir nun diese Entstehungsart der Träume, so werden wir finden, dass sich scheinbare Wahrträume mühelos erklären. Eine Dame hatte mir mitgeteilt, sie hätte im Traume starke Zahnschmerzen empfunden, vorher habe sie nie an der betreffenden Stelle Schmerzen gehabt, und auch am Tage nach dem Traum war sie davon frei. Nach einigen Tagen waren an der Stelle, die sie im Traume als schmerzhaft empfunden hatte, auch im Wachzustand Schmerzen vorhanden, und die Untersuchung ergab die Erkrankung eines Zahns. Ein Patient erzählte eines Tages von Träumen, die er schon mehrere Nächte hindurch gehabt hätte. Sie konzentrierten sich stets auf eine bestimmte Stelle des Körpers, und zwar auf die rechte Brustseite. Einmal träumte er, dass er mit Einbrechern in einen Kampf geraten sei, und dass er hierbei mit einem Hammer einen Schlag auf die Brust erhalten hätte. Ein andermal hatte er den Traum, dass er an einer Lungenentzündung krank darnieder liege. In den ersten drei Tagen, die nach der Erzählung dieser Träume verstrichen waren, war der Herr ganz wohl und hatte keinerlei Schmerzen. Dann aber traten auch am Tage Schmerzen auf der rechten Brustseite auf, und die Untersuchung ergab, dass hier entzündliche Erscheinungen des Brustfells vorlagen. In einem ähnlichen Fall trat ein Karbunkel auf.

Was die Erklärung dieser Fälle, die ich noch leicht vermehren könnte, betrifft, so könnte man annehmen, dass durch den Traum die Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Stelle gelenkt worden sei, und dass nun durch Autosuggestion, d. h. durch die nachträgliche Wirkung der Einbildungskraft, an dieser Stelle die Erkrankung aufgetreten sei. Würde es sich um einfache Schmerzen handeln, so läge diese Deutung nahe, aber in dem Fall, wo ein Zahn kariös wurde, in einem andern Fall, wo ein Karbunkel entstand oder eine Brustfellentzündung, ist diese Erklärung nicht annehmbar. Wenn wir nicht ein rein zufälliges Zusammentreffen annehmen wollen, müssen wir einen anderen Zusammenhang vermuten. Der Okkultist erblickt in diesem Traum allerdings einen Wahrtraum. Er glaubt, die Krankheit vorausgesagt zu haben. In Wirklichkeit dürfen wir annehmen, dass es sich hier um einen gewöhnlichen Nervenreiztraum handelt, wozu noch der Umstand beiträgt, dass wir gerade im Traum geneigt sind, Sinnesreize maßlos zu vergrössern. Am ehesten lassen sich diese Fälle so erklären, dass bereits krankhafte Veränderungen vorlagen, die zu Nervenreizen im Schlaf und dadurch zu den Nervenreizträumen führten. Diese Nervenreize bestanden nicht nur des Nachts im Traumleben, sondern auch im Wachzustande, sie waren aber noch zu gering, um in



diesem empfunden und wahrgenommen zu werden. Später nahm die örtliche Erkrankung zu und wurde schliesslich auch im Wachzustande gefühlt und erkannt.

Auch andere Gedächtnisfehler spielen eine Rolle, so die Erinnerungsadaption, auf die Parish[1]) besonders hingewiesen hat. Betrachten wir die Ankündigung Sterbender, die verhältnismässig oft berichtet wird. Sterbende sollen in dem Augenblick des Todes oder kurz vorher einem ihrer nächsten Angehörigen oder Freunde, der weit von ihnen entfernt ist, erscheinen. Viele Fälle erklären sich dadurch, dass der Betreffende nachträglich den Traum, den er von einem Freunde hatte, in der Phantasie ummodelt und mit Einzelheiten ausschmückt, wenn er von dem Todesfall hört, so dass er einen vielleicht ganz harmlosen und gleichgültigen Traum, wie er ihn sonst sehr oft gehabt hat, ohne darauf geachtet zu haben, durch die Phantasie zu einem Traume umändert, bei dem alle möglichen Einzelheiten eine Rolle spielen, die sich auf den Tod des Freundes beziehen. Eine solche Adaptation der Erinnerung erfolgt besonders dann, wenn die vorausgehende Vorstellung allgemein ist und man nun nach dem Eintritt eines bestimmten Ereignisses die Vorstellung auf dieses beziehen will. Eine angebliche Hellseherin behauptet z. B., sie hätte den Ausbruch des Mont Pélé sechs Monate vorher gewusst. Als ich der Sache auf den Grund ging, stellte sich heraus, dass sie lediglich ein halbes Jahr vorher erklärt hatte, es würde ein grosses Unglück geschehen. Sie selbst bildete sich aber beim Ausbruch des Mont Pélé ein, dass diese Prophezeiung eine viel speziellere gewesen sei, so dass man sie, dies als richtig vorausgesetzt, auf diesen Ausbruch beziehen könnte. Wenn solche Prophezeiungen in dem Augenblick, wo sie erfolgen, nicht schwarz auf weiss festgestellt werden, soll man nicht viel auf sie geben, weil, was nur in der Erinnerung und im Gedächtnis haftet, nachher in der Phantasie ausgeschmückt wird.

Ueberaus lehrreich für die Frage spontaner Fernwirkung, d. h. nicht der experimentell erzeugten, sind die Untersuchungen über das Auftreten normaler spontaner Halluzinationen. Ich entnehme die folgenden Ausführungen der zweiten Auflage von Lehmann „Aberglaube und Zauberei" Seite 524 ff. Ein unter Sidgwick stehendes Komitee hat seinerzeit auf Grund von Fragebogen Aufschluss über solche Halluzinationen zu gewinnen versucht. Es liefen im ganzen 27 329 Antworten ein, von diesen waren 3 271 also 11,96% bejahend, d. h. sie gaben an, dass der Betreffende ein oder mehrere Halluzinationen im normalen Zustand, also nicht infolge irgendeiner nachweisbaren Krankheit gehabt hätte. Die weitere Erforschung dieser Fragebogen zeigte, wie unzuverlässig das Gedächtnis ist. Von den Gesichtshalluzinationen, die mitgeteilt wurden, fielen 87 in das letzte Jahr, hiervon wiederum 30 in das letzte

[1]) Über die Trugwahrnehmung. Leipzig 1894. Joh. Ambros. Barth.



Vierteljahr, 12 in den letzten Monat und 5 in die letzten vierzehn Tage, ehe die Sammlung abgeschlossen wurde. Fünf Fälle in vierzehn Tagen würden 130 im Jahre geben, sofern das Phänomen das ganze Jahr hindurch gleich regelmässig und heftig auftritt. Unter derselben Voraussetzung geben 12 im Monat 144 im Jahr. In Wirklichkeit waren aber nur 87 im Jahr mitgeteilt worden, und mit Recht schliesst Lehmann hieraus schon, dass die aus den letzten Wochen am besten im Gedächtnis hafteten, in Wirklichkeit also eine ganze Reihe früherer Halluzinationen vergessen waren. Eine weitere Berechnung auf die zurückliegenden Jahre ergibt, dass man etwa $^3/_4$ sämtlicher Fälle als vergessen annehmen kann.

Wenn man nun weiter die Beziehungen dieser Halluzinationen auf die Fernwirkung prüfen will, so ist es ganz besonders ein Fall, der eine Prüfung zulässt, nämlich der Tod. Das Sidgwickkomitee (S. 547) sagt, das Faktum, dass jeder von uns nur einmal stirbt, ermöglicht es, dass wir genau die Wahrscheinlichkeit berechnen können, inwieweit dieser Tod wohl mit irgendeiner anderen Begebenheit, z. B. dass ein Mensch ein halluzinatorisches Bild von dem Sterbenden hat, zusammentreffen wird. Als Grundlage wurde der jährliche Sterblichkeitsquotient der letzten zehn Jahre für England und Wales angenommen. Dieser betrug 19,15 auf Tausend. Wenn aber auf Tausend jährlich 19 sterben, so sterben täglich 19 von 365 000 oder mit anderen Worten einer von 19 000. Diese Zahl 1/19000 zeigt die Wahrscheinlichkeit an, dass ein Mensch gerade an dem Tage stirbt, an welchem seine Gestalt als Halluzination gesehen wird, vorausgesetzt, dass keine ursächliche Verbindung zwischen den beiden Begebenheiten vorliegt. Von je 19 000 Halluzinationen kann man daher erwarten, dass eine in die 24 Stunden, die dem Tode am nächsten liegt, fallen wird."

Das Komitee kam bei weiterem Studium zu dem Resultat, dass von 1300 Halluzinationen lebender Menschen 30 gleichzeitig mit dem Tode der betreffenden Person, d. h. innerhalb der nächsten zwölf Stunden vor oder nach demselben eingetreten sind. Die tatsächlich eingetroffene Zahl war also 30 : 1300 = 1 : 43, während, wie wir sehen, die Wahrscheinlichkeitszahl nur 1 : 19000 war. Die wirkliche Zahl ist also 440mal grösser, und nun wurde weiter gesagt, es muss daher eine besondere Ursache für dieses Zusammentreffen vorliegen. Dasselbe kann nicht zufällig sein. Da man nun eine natürliche bekannte Ursache nicht nachweisen konnte, etwa dass der Halluzinant etwas von dem nahe bevorstehenden Tode des andern gewusst hat, so muss eine unbekannte Ursache vorliegen, nämlich eine Fernwirkung zwischen dem Sterbenden und dem Halluzinanten.

Die Untersuchungen sind gewiss sehr subtil, sie haben aber nur einen Wert, wenn der Betreffende gleich nach der Halluzination es sich aufgeschrieben hat, weil sonst, wie wir sehen werden, überaus wichtige



Fehlerquellen die schön und glatt scheinenden Untersuchungsergebnisse umstossen.

In anderen Fällen können wir sehen, dass garnichts prophezeit wurde, dass aber das wundersüchtige Volk durchaus eine Prophezeihung haben möchte und deshalb die Vorgänge hierauf bezieht. Einen Fall aus meiner Erfahrung will ich anführen. Eines Tages wurde eine Frau vermisst, und vieles wies darauf hin, dass sie ermordet war. Man hatte sie zu einer bestimmten Zeit an einem Ort A. noch gesehen; man wusste, dass sie von A. auf der Chaussee nach einem zweiten Ort B. gehen wollte; in diesem zweiten Ort war sie nicht eingetroffen. Die Behörde nahm sofort ein Verbrechen an. Eines Tages wird berichtet, dass der Sohn der Frau sie von A. auf der Chaussee nach einem zweiten Ort B. gehen wollte; in einem Wald nicht weit von der Chaussee liegen sehen, seine Mutter sei ermordet worden, er habe erzählt, wie die Mörder ausgesehen haben, u. dgl. mehr. So wurde die Angelegenheit erzählt und hinzugefügt, dass in der Tat die Leiche nicht weit vom Wege zwischen den beiden genannten Orten gefunden wurde, nachdem sich am Morgen nach dem angeblichen Wahrtraum Männer auf den Weg gemacht hatten, sie zu suchen. Die Behörde wendete sich an mich mit der Bitte, ihr beizustehen, in diese rätselhafte Sache Licht zu bringen. Das Licht war sehr schnell zu erzeugen, und es ergab sich folgendes: Bereits bevor der Knabe den Traum hatte, war kombiniert worden, dass die Frau nur zwischen den beiden Orten A. und B. ermordet sein konnte, und dass man nachsehen müsse, ob man die Leiche nicht abseits von der Chaussee im Walde finden würde. Es waren auch bereits, bevor der Traum stattfand, Männer aufgebrochen, die Leiche dort zu suchen. Das einzige, was vom Traum übrig blieb, war die Ermordung der Mutter zwischen A. und B. Aber gerade hiervon hatte man nachweislich vor dem Traum bereits mit dem Knaben gesprochen und alles andere, was dieser angeblich im Traum gesehen habe, ist nachher nicht bestätigt worden. Trotzdem ging sofort das Gerücht, der Knabe habe einen hellseherischen Traum gehabt, indem er alle möglichen Einzelheiten über die Ermordung der Mutter, über die Lage, in der sie gefunden wurde u. dgl. mehr, richtig angegeben hatte. Nach diesen Phantasieprodukten hatte der Knabe die Verbrecher richtig beschrieben, während, wie ich nochmals betone, der Knabe in Wahrheit nur das träumte, was man bereits vorher wusste. Alles andere waren teils Phantasieprodukte des Traumes, teils Phantasieprodukte des Volkes, das bei seiner Wundersucht durchaus ein Wunder sehen wollte.

Und ebenso finden wir auch sonst bei allerlei okkultistischen und spiritistischen Berichten, dass, wenn wir den Sachen auf den Grund gehen, trotz aller ausführlichen Erzählungen mitunter auch nicht das mindeste übrig bleibt, was in Erstaunen setzen kann. Fama crescit eundo! so liegt es auch hier. Es wird dabei nicht etwa aus der Mücke ein Elefant gemacht,



sondern aus einem Nichts wird der Elefant bei solchen Berichten erzeugt. Ein kleines Beispiel über einen indischen Fakir, das mir ein Freund, der Jahre hindurch in Indien gereist ist, erzählte. Es wird dort allgemein von einem Fakir erzählt, der dauernd auf einem Bett mit lauter Stacheln liege. Als mein Freund das Bett sah, stellte sich heraus, dass es keine Stacheln hatte, sondern dass die „Stacheln" sehr stumpf waren. Ferner zeigte es sich, dass der Fakir überhaupt nicht auf dem Bett lag, ausser wenn er dafür bezahlt wurde. Und auch gegen Bezahlung bleibt er immer nur einige Minuten liegen. Wenn er überrascht wird, liegt er nicht auf dem Bett, und dann wendete er ein, es sei jetzt gerade nicht seine Zeit gewesen. Mein Gewährsmann hat viel über die Wunder dieses Fakirs mit dem stacheligen Bett erzählen hören, er hat aber niemals eine Person gesprochen, die den Fakir wirklich auf einem Bett mit spitzen Stacheln hat liegen sehen. Im übrigen wird er für das kurze Liegen auf dem Bett mit den stumpfen Stacheln bezahlt. Wie hier liegt es in vielen Fällen, wo auch nicht das mindeste Wunderbare den in den Erzählungen berichteten Wundern zugrunde liegt. Ueber die Wunder der Fakire liesse sich überhaupt manches sagen. Einer der besten Indienkenner, der verstorbene Hübbe-Schleiden, erklärte mir einmal, dass die sich öffentlich zeigenden Fakire nahezu alle Taschenspieler oder Betrüger seien, und das Urteil war um so gewichtiger, als er selbst zu der Annahme neigte, dass es bei manchen Indern geheimnisvolle uns unbekannte Kräfte gebe.

Die Fakire, die auf Spezialitätenbühnen oder sonst auf ähnlichen Schaustellungen in Europa auftreten, bedienen sich wohl sämtlich eines Tricks. Ich erinnere an jene Fakire, die sich auf der Millenniumsausstellung in Budapest sehen liessen. Angeblich brachten sie viele Tage schlafend und ohne Nahrung zu, wobei sie sich in einem verschlossenen aber bewachten Kasten anscheinend aufhielten. Ein Herr, der sich für diese Fakire interessierte, sass eines Tages mit deren Impresario in einem Budapester Kaffeehaus. Plötzlich kommt ein dritter zu dem Impresario heran und fragt ihn, was denn seine Fakire machten. Auf dessen Antwort, sie schliefen und würden bewacht, erwiderte der dritte, das könne nicht gut stimmen; wenn er sich einige Schritte nur bemühen wollte, könne er sehen, dass seine Fakire in einem andern Kaffeehaus in einer Nische sässen und Skat spielten. Dies stellte sich als richtig heraus, aber die Zeitungen waren trotzdem voll von dem Wunder.

Auf ähnliche Weise, wie die oben erwähnten Vorgänge, lassen sich übrigens eine grosse Zahl Phänomene erklären, die man nicht gerade zum Okkultismus zu rechnen braucht, die aber sonst manches rätselhafte darbieten. Ich erinnere an das Versehen der Schwangeren. Es wird angenommen, dass ein starker Eindruck, der auf die schwangere Mutter einwirkt, eine entsprechende Wirkung auf die Frucht ausübt. Eine allgemeine Einwirkung wird vielfach zugegeben, z. B. dass starker



Kummer, dauernde Erregung der schwangeren Mutter, einen ungünstigen Einfluss auf die Frucht ausübe. Im weiteren Sinne könnte man auch dies zum Versehen der Schwangeren rechnen. Ich will aber hier nur jene Fälle heranziehen, bei denen es sich um eine ganz spezifische Wirkung auf die Frucht handelt. Ein Beispiel von denen, die Havelock Ellis (Die krankhaften Geschlechtsempfindungen auf dissoziativer Grundlage, Seite 253 ff.) in grösserer Zahl gesammelt hat. Eine im Beginn der Schwangerschaft stehende Frau fand ihr Kaninchen von einer Katze getötet vor, die diesem zwei Vorderpfoten abgefressen und nur deren Stumpfe übrig gelassen hatte. Sie konnte sich diesen Vorfall lange nicht aus dem Kopf schlagen. Ihr Kind kam zur Welt mit deformierten Füssen. Eine junge Frau wird im zweiten Monat ihrer Schwangerschaft von einem jungen Bullen erschreckt. Das Kind wurde ausgetragen, kam aber tot zur Welt; „sein Kopf glich einem kleinen Ochsenkopf, das Hinterhaupt fehlte usw.“ Eine Schwangere sah im Walde ein frischgeborenes Rehkalb, das eine Doppelmonstrosität war; ihre Frucht wurde zu einer ähnlichen Doppelmonstrosität. In dieser Weise finden wir nun die Literatur, besonders auch die ältere, voll von spezifischen Folgezuständen des Versehens der Schwangeren. Aber auch in der neueren Literatur finden sich, z. T. von wissenschaftlichen Männern, Fälle berichtet. Es fragt sich nur, ob sie etwas beweisen, und da haben wir auch hier an die obengenannten Fehlerquellen zu denken.

Zunächst erklärt sich eine sehr grosse Zahl von Fällen sehr leicht durch die Idée de fausse reconnaissance. Die Mutter bringt eine Missgeburt zur Welt und nun glaubt sie, etwas Analoges bereits früher gesehen zu haben. Aber es braucht sich nicht um ein vollständiges Zusammenphantasieren des früheren Erlebnisses zu handeln. Viel grösser ist die Gefahr, dass ein früheres Ereignis stattgefunden hat, aber nun nachträglich, um eine möglichst natürliche, in Wirklichkeit aber mystische Erklärung für die Missgeburt zu geben, in der Erinnerung modifiziert wird. Es hat vielleicht die Mutter ein Rehkalb gesehen und nachdem sie eine Missgeburt zur Welt gebracht hat, wird dieses frühere Erlebnis umgemodelt, zu einer Monstrosität gestaltet. Oder das spätere Ereignis selbst wird entsprechend dem früheren Eindruck gedeutet. Nehmen wir den Fall des Bullen an. Es kommt eine Missgeburt zur Welt und nun wird solange der Kopf betrachtet, bis man eine Aehnlichkeit mit einem Bullen glücklich herausgefunden hat, weil man diese mit Rücksicht auf den früheren Bulleneindruck durchaus herausfinden will. Wenn man nun noch die anderen Fehlerquellen berücksichtigt und bedenkt, wie oft in den neun Monaten einer Schwangerschaft eine Frau seelischen Affekten, Erschrecken und anderem ausgesetzt ist, und wie verhältnismässig selten Monstrositäten zur Welt kommen, so werden wir, bevor wir einen Beweis anerkennen, unter allen Umständen den Ausschluss aller Fehlerquellen

beanspruchen müssen, zu denen die Erinnerungstäuschung und das zufällige Zusammentreffen in erster Linie gehören.

Während der wissenschaftliche Forscher mit allen diesen Fehlerquellen, besonders auch mit denen des Gedächtnisses rechnet und rechnen muss, sehen wir, dass gerade die Spiritisten, die der Wissenschaft so oft Selbstüberschätzung vorwerfen, am ehesten an dieser leiden, sie halten sich gegen Beobachtungsfehler und Erinnerungstäuschungen gefeit. Sie wissen alles nachher ganz genau, ob sie es vorher notiert haben oder nicht.

Eine grosse Rolle spielt bei den okkultistischen Erscheinungen ferner die Suggestion. Die meisten kommen schon mit einer vorgefassten Meinung hin. Bald sind es die Zeitungen, die auf die wunderbaren Leistungen des Mediums vorbereitet haben, bald haben die Zuschauer es von ihren Bekannten gehört, und damit ist ein günstiger Boden geschaffen. Man glaube etwa nicht, dass das Gegenteil eintrifft, indem durch dieses vorherige Hören die Erwartung sehr hoch gespannt und nun bei der Sitzung enttäuscht wird. Dieser Gedanke liegt nahe. Wer sich aber öfters in solchen spiritistischen Sitzungen befunden hat, wird zugeben, dass für zahlreiche Anwesende die Suggestion nicht durch eine Enttäuschung aufgehoben wird, dass sie vielmehr auch während der Sitzung nachwirkt. Einige Beispiele. Man hat vorher gehört, dass das Medium aus einem zugebundenen und versiegelten Sack durch Geisterhilfe herauskommt. Würde man vorher gehört haben, dass ein Taschenspieler diesen Trick macht, so würde man in dem Gedanken hingehen: hier ist ein Taschenspielertrick, den ich nicht kenne, den ich aber als solchen betrachte. Nun wird aber vorher die ganze Stimmung auf übernatürliche oder doch unbekannte Kräfte eingestellt, und damit geht jede Kritik verloren. Der Gedanke, dass es sich um einen Taschenspielertrick handelt, gewinnt garnicht diese Macht, die er sonst gewinnen würde. Vielmehr wird er sofort, wenn er auftaucht, wenigstens bei einem grossen Teil der Zuschauer, durch die weit mächtigere Idee, dass etwas Wunderbares stattfindet, unterdrückt. So kommt es, dass Dinge, die kaum ein Taschenspieler in der kleinsten Provinzstadt vorzuführen wagen würde, von Medien produziert werden und als Wunder den Anwesenden imponieren. Man kann sich, wenn man nicht diese Dinge öfter gesehen hat, kaum eine Vorstellung von der Leichtigkeit machen, die durch diese vorhergehende Suggestion bewirkt ist.

Auch in der Sitzung selbst wird die suggestive Atmosphäre von gerissenen Telepathen und Medien vermehrt. Ich sprach schon von dem Trancezustand. Dieser ist etwas genau Bekanntes und Durchforschtes. Wenn aber irgendwie einige kleine hypnotische Kunststücke von den Telepathen mit Trancemedien ausgeführt sind, so geht ebenfalls dem Publikum die Kritik verloren. Die ganze Aufmerksamkeit wird dadurch verwirrt, und das ist der günstige Boden, auf dem dann der Telepath „arbeitet“.



Ich sprach vorhin schon von den Malmedien. Die Kritzeleien und Zeichnungen mancher waren derartig minderwertig, dass wenn sie ein Künstler gezeigt hätte, man ihn ausgelacht und in den Witzblättern verspottet hätte. Nun wird aber versichert, dass die Sachen von Medien herrühren, und dies unterdrückte die Kritik so, dass hier phänomenale Kunstleistungen gesehen wurden. Bei den schon erwähnten Traumtänzerinnen genau dasselbe. Die meisten von ihnen tanzen und machen mimische Ausdrucksbewegungen, gewöhnlich aber derartig minderwertig, dass sie, wenn es ohne angeblichen oder tatsächlichen hypnotischen Zustand geschähe, unbekannt blieben. Nun wird das Ganze in eine mystische Form gebracht, und viele Teilnehmer sehen sofort in den minderwertigsten Leistungen etwas ganz Hervorragendes. Als seinerzeit die Schlaftänzerin Magdeleine in Berlin auftrat, wurde ich gebeten, mich an einer Kommission zu beteiligen, die die Sache untersuchen sollte. Ich lehnte es damals ab und schrieb: „Dass jemand tanzt, ist kein Wunder, dass jemand in Hypnose ist, ist auch kein Wunder. Welches Wunder sollte also ein Tanz in Hypnose vorstellen? Ob dies Frau Magdeleine oder irgend jemand anderes ist, macht doch keinen Unterschied aus.“

Die Suggestion spielt aber auch sonst noch eine wesentliche Rolle, und zwar ist das Medium selbst oft bei Beginn seines Berufes als Medium ein Opfer der Suggestion. Charakteristisch ist, was ein englisches Medium in dem Buche Confessions of a Medium berichtet. Das Medium erzählt, wie es als kleiner Knabe zum Medium wurde. Eines Tages nahm der Knabe an einer Sitzung teil, er hielt aber alles für Humbug. Um zu sehen, wie die angeblichen Geister unter dem Tisch arbeiten, steckte er den Kopf unter den Tisch, und unfreiwillig hob er diesen dadurch hoch. Von den gläubigen Anwesenden wurde nun sofort erklärt, er sei ein wunderbares Medium, der Tisch bewege sich. Die Sache fing allmählich an, ihm Spass zu machen, weil er sich sehr wichtig vorkam. Er bekam seine angeblichen Trancezustände, Lichterscheinungen brachte er im Dunkeln hervor, er stiess allerlei Laute aus und war sehr stolz, wenn die Leute auf der Strasse beim Vorbeigehen sagten: das ist das neue Medium, das ist er, das ist er. Allmählich wurde ihm die Sache zu dumm. Er sagte seinen Angehörigen, alles von ihm sei Schwindel gewesen. Da wurde ihm erwidert, er solle das nicht glauben, er sei jetzt unter dem Einfluss eines bösen Geistes, und er müsse von diesem befreit werden. Nun wollte er gar nicht mehr zurück, sondern jetzt fing die Sache an, ihm erst recht Spass zu machen. Er sagte sich, wenn die Leute unbedingt betrogen sein wollen, so ist das ihre eigene Schuld, und so entwickelte er sich mehr und mehr zum angeblichen Medium. Wahrscheinlich wird den meisten von Ihnen diese Entstehungsart eines Mediums unglaublich erscheinen. Ich, der ich zahlreichen Sitzungen beigewohnt habe, zweifle gar nicht daran, dass eine ganze Anzahl Medien auf diese Weise gezüchtet werden. Wenn

das Medium die Sache aufklären will, wird es ihm gar nicht geglaubt, und nachher suggestioniert das Medium wieder die anderen. Es findet ein dauernder gegenseitiger Einfluss statt.

So erklärt es sich auch, dass so häufig, wenn ein Medium in der Oeffentlichkeit von sich reden macht, ein gleichartiges, d. h. auf demselben Gebiete arbeitendes Medium sehr bald auftritt. Typisch war hierfür der Fall Bellini, ein angeblicher Telepath, der vor einer Reihe von Jahren in Berlin seine Kunststücke vorbrachte und mit dem sofort andere angebliche Telepathen in Konkurrenz traten. In neuerer Zeit finden wir das gleiche wiederum in Berlin, die Herren Kara Iki, Lo Kittay, Otto Otto und Herr Lichtenstein waren die Hauptnamen, die genannt wurden. Der eine wirft dem anderen Irreführung vor. Auch bei den Schlaftänzerinnen zeigte sich sofort die Nachahmungssucht. Als die Pariser Dame ihre Vorführungen öffentlich gemacht hatte, traten sofort eine grössere Reihe anderer mit ihr in Konkurrenz. Mit einer kleinen Variation wurde damals auch in Wien eine Dame entdeckt, die als der Schlafkanarienvogel bezeichnet wurde. Es handelte sich um die Gräfin K., die wie ein Vogel zwitscherte, sobald sie der Magnetiseur in Schlaf versetzte. Sie wollte angeblich, so wurde berichtet, von einem nervösen Leiden Heilung suchen und wurde hypnotisiert. Als sie in Schlaf verfiel, verliess ein im Zimmer stehender Kanarienvogel das Bauer und setzte sich auf die Schulter der Dame und begann zu pfeifen. „Da mit einemmal," so berichtete der Ohren- und Augenzeuge, „fing die Hypnotisierte so täuschend zu zwitschern an, dass ich im ersten Augenblick nicht wusste, woher die Laute kamen. Es entwickelte sich förmlich ein reges Zwiegespräch zwischen Vogel und Patientin. Der Vogel zwitscherte sehr erregt, und ich sah ganz deutlich aus den Mienen der Patientin, dass sich ein Gespräch abspielte."

Es wäre eigentlich notwendig, auch aller jener psychisch wirkenden Kunstgriffe zu gedenken, die die bewusst betrügenden Medien anwenden. Es würde dies aber etwas weit führen. Ich will mich daher mit einigen Andeutungen begnügen.

Aehnlich wie bei der Taschenspielerei spielt bei den spiritistischen Sitzungen die Ablenkung der Aufmerksamkeit und das dadurch bedingte Uebersehen der wichtigsten Vorgänge eine erhebliche Rolle. Zur Verdeckung dieses Umstandes finden allerlei anscheinend sehr wichtige, in Wahrheit aber überflüssige Manipulationen statt. Ein kleines Beispiel will ich anführen. Sehr häufig werden die Medien gefesselt. Man will damit angeblich beweisen, dass die auftretenden Manifestationen nicht vom Medium selbst künstlich ausgeführt werden können. Wenn z. B. das Medium auf einem Stuhl in einem kleinen Zimmer oder Kabinet vollkommen festgebunden ist, so sei es unmöglich, dass beim Durch-die-Luft-sausen von Guitarren und Umherwerfen anderer Gegenstände das Medium



aktiv tätig ist oder ein erscheinender Geist vom Medium selbst dargestellt wird. Das Medium ist ja gefesselt. In Wirklichkeit wird aber bei der Fesselung des Mediums die Aufmerksamkeit von dem Hauptpunkte abgelenkt, hingegen auf die nebensächlichsten Dinge hingezogen. Es werden z. B. die Beine des Mediums an die Stuhlbeine festgebunden und gesiegelt, es werden Stricke um den Körper herumgelegt, es werden die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Aber der Hauptpunkt, auf den es oft ankommt, dass nämlich das Medium aus Schlingen, die über dem Handgelenk gemacht werden, durch die schmale Gestaltung seiner Hände herauskommt, wird übersehen, indem man auf die Knotung und die Siegel und auf ein Dutzend anderer Punkte das Hauptgewicht legt, nicht aber darauf: wie verhindere ich es, dass das Medium seine Hand aus der Schlinge herauszieht? Ein kleiner Trick des Mediums sei hier noch erwähnt. Wenn es, besonders falls es weiblich ist, am Handgelenk gefesselt wird, gibt es beim Zusammenschnüren einen leichten Schmerzenslaut von sich, wobei die Schmerzempfindung in Wahrheit nur simuliert ist. Dieser kleine Trick bewirkt es, dass die Fesselung sofort lockerer gemacht wird, ohne dass sich der Fesselnde selbst dessen bewusst ist. Es geschieht das fast reflektorisch und unbewusst, und doch ist dies der Hauptpunkt, auf den es dem Medium bei der ganzen Fesselung ankommt. Dies wird aber übersehen, weil die Teilnehmer und zwar nicht nur die okkultistischen, sondern auch oft genug andere, damit gar nicht Bescheid wissen und deshalb nicht darauf achten. Nachher wird aber trotzdem kritiklos behauptet, dass die Fesselung überaus fest war, dass eine Befreiung vollständig ausserhalb der Möglichkeit lag.

Ein weiterer Punkt betreffend die Ablenkung der Aufmerksamkeit ist das Kettebilden. Wenn die Zuhörer zusammensitzen, müssen sie eine Kette bilden, d. h. einer muss dem anderen die Hand geben. Angeblich wird damit der „magnetische Strom" erzeugt. Von ihm wird während der Sitzung dann auch fortwährend gesprochen. In Wirklichkeit dient das Kettebilden einem ganz anderen Zweck. Das Medium will, wenigstens bei Dunkelsitzungen, es dadurch verhindern, dass einer der Anwesenden etwa plötzlich nach dem Geiste greift, und deswegen wird immerfort von magnetischer Kette, magnetischer Strömung und von ähnlichen Dingen gesprochen, um gar nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, dass der Hauptzweck lediglich der ist, dem Medium seine Schwindeleien damit zu erleichtern.

Ein weiterer Punkt über die Ablenkung der Aufmerksamkeit betrifft das Festgehaltenwerden des Mediums durch die beiden Nachbarn, und zwar wird jede Hand des Mediums durch einen der beiden Nachbarn kontrolliert. Es geschieht das auf folgende Weise: Der rechte kleine Finger des Mediums wird in den linken Daumen des zur rechten Seite sitzenden Nachbars gehakt, der linke kleine Finger in den rechten



Daumen des links sitzenden. Das Medium nähert dann die linke Hand des rechten Nachbars und die rechte des linken Nachbars einander so, dass es im günstigen Augenblick seinen rechten kleinen Finger aus der Berührung mit dem linken Daumen des rechten Nachbars befreit und seinen linken Daumen an die Stelle bringt. Dadurch hat es den rechten Arm frei, mit dem es nun beliebig manipulieren kann. Das Medium geht aber noch weiter, und hierin war Eusapia Palladino Meisterin. Es befreit auch seine linke Hand und zwar so, dass es den rechten kleinen Finger des linken Nachbarn in den linken kleinen Finger des rechten Nachbarn hakt. Wer das nur liest und niemals auf diesem Gebiete wissenschaftlich gearbeitet hat, kann sich kaum vorstellen, wie leicht man mit diesem Trick getäuscht wird. Um so eindringlicher muss ich die Gefahren dieses Kunstgriffes hervorheben, den das Medium natürlich erst dann ausführt, wenn die Aufmerksamkeit der Anwesenden hinreichend abgelenkt ist und dadurch der Austausch der Finger ihnen entgeht.

Auch das Affektleben spielt eine grosse Rolle. Es werden viele Beobachtungen nach dem, was man sehen will, gedeutet. Wir haben beispielsweise mit einer grossen Gruppe Spiritisten zu rechnen, die von dem Wunsch durchdrungen sind, Zeichen ihrer verstorbenen Angehörigen zu erhalten, und wir werden es begreifen können, dass derartige Personen der wissenschaftlichen Kritik gegenüber, die sich von solchen Wünschen und den damit verbundenen Affekten frei zu halten hat, einen schweren Stand haben. Eine Dame aus der „ersten Gesellschaft" in Berlin sagte mir einmal, als ich es beklagte, dass sie und ihre Tochter so sehr dem Spiritismus verfallen seien: wir sind jetzt erst glücklich, Herr Doktor. Solche Personen sind dann froh, in jedem Knacken der Möbel und in jeder Materialisation, mag sie auch durch Betrüger zustande kommen, eine Kundgebung der verstorbenen Angehörigen zu sehen, und man wird begreifen, dass der Einwand, das Medium betrüge, bei solchen Leuten überhaupt schon viel weniger Kritik herausfordert als beim ruhigen objektiven Forscher. Sie wollen gar nicht an den Betrug glauben. Sie wollen die Realität der Manifestation als bewiesen ansehen, und deshalb wird die Kritik von Anfang an zurücktreten.

Ist schon die allgemeine Geistesverfassung derartiger Personen wenig für die kritische Beobachtung geeignet, so gilt dies in noch höherem Grade von der Stimmung und Aufregung, wie sie durch die Sitzung selbst geschaffen wird. Es ist sehr leicht, wenn man ruhig beim Glase Bier sitzt, zu sagen: auf diesen Unsinn falle ich nicht rein. Wesentlich anders wird die Stimmung, wie man sie sich auch oft vorher gar nicht vorstellen kann, sobald man in eine solche Sitzung hineinkommt, freilich nicht immer, aber mitunter. Das Dunkel, das sehr häufig dabei herrscht, wobei mitunter ein kleiner Lichtschimmer, oft auch leichtes farbiges Licht zugelassen wird, sind geeignet, die Einbildungskraft der Anwesenden aufs

höchste zu steigern und zu erregen. Ganz ähnlich, wie man im Walde in der Ferne, wenn es dunkelt, Gestalten zu sehen glaubt, so auch in diesem mystischen $^{9}/_{10}$-Dunkel. Die Phantasie wird erregt, und das psychische Kontagium, das hierbei vorherrscht, trägt noch ganz besonders dazu bei.

Die Suggestion wird oft noch dadurch gesteigert, dass die Betreffenden erklären, sie seien zu jeder wissenschaftlichen Untersuchung bereit. In Wirklichkeit bestehen die „wissenschaftlichen Untersuchungen" gewöhnlich darin, dass die Betreffenden den Untersuchenden die Bedingungen vorschreiben, nicht aber, wie es bei experimentellen Untersuchungen erfolgen müsste, die Bedingungen vom Untersuchenden bestimmt werden. Ein bekannter Trick ist es auch, einige hundert Aerzte einzuladen und diese als ein kritisches Forum hinzustellen, als ob es überhaupt möglich wäre, wissenschaftliche Beobachtungen und Untersuchungen in einem so grossen Kreise anzustellen. Auch hier kann ich nur sagen, dass ich in sehr vielen Fällen versucht habe, wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen. In einigen ist es mir gelungen, und dabei ist niemals etwas Unerklärtes beobachtet worden. In anderen Fällen erklärte sich die Person bereit zu den wissenschaftlichen Untersuchungen, erschien aber nicht.

Im Vorhergehenden habe ich wesentlich jene Beziehungen des Okkultismus zur Psychologie berücksichtigt, die das Seelenleben der Gesunden betreffen. Aber auch das Gebiet der Psychiatrie hat enge Beziehungen zum Okkultismus. Ein Teil der Medien ist unzweifelhaft geisteskrank. Sie hören Stimmen, führen sie auf Geister zurück und lassen sich dadurch beeinflussen. Gläubige Okkultisten betrachten diese unglücklichen Kranken als hochbegnadete Personen und lassen sich von ihnen leiten. Andere Medien sind zwar nicht geisteskrank, stehen aber doch an der Grenze geistiger Gesundheit. Man kann sich kaum vorstellen, wie oft solche Personen ihre leichtgläubige Umgebung, ja, ganze Massen, beherrschen, ähnlich wie auch in der Politik zuweilen Geisteskranke oder an der Grenze stehende Personen als Führer eine Rolle gespielt haben. Oft sind die Medien sehr schwer hysterisch, die hysterischen Krankheitssymptome werden aber auf das Geisterreich zurückgeführt. Die konfusen Reden in hysterischen Trancezuständen werden als Kundgebungen von Geistern ausgegeben, und genau wie vor mehreren Jahrhunderten hysterische Krämpfe und Bewusstseinsstörungen für Teufelsbesessenheit gehalten wurden, so geschieht dies auch heute. Glauben Sie nicht, dass die Zeiten überwunden sind. Vor einer Reihe von Jahren erst hörte ich eine hochgestellte Dame sich äussern, die meisten der in Irrenanstalten untergebrachten Geisteskranken seien Teufelsbesessene. Aber nicht nur unter den Medien, sondern auch unter den Anhängern des Okkultismus spielen Geisteskrankheiten eine Rolle. Besonders liefern Schwachsinnige und manche Hysterische ein wesentliches

Kontingent. Freilich soll man nicht daraus schliessen, dass jeder Spiritist ein Geisteskranker ist, immerhin wird man bei vielen eine bestimmte Seelenstimmung als Grundlage finden können. Ein gewisser Hass gegen die Wissenschaft ist vielen charakteristisch, er eint sie und schliesst sie zusammen. Von dem Wunsche geleitet, etwas zu behaupten, was die Wissenschaft nicht anerkennt, sehen sie in den albernsten Vorführungen den Beweis für das Hellsehen, für den tierischen Magnetismus, für Geistererscheinungen und dergleichen. Aeusserst charakteristisch ist die Tatsache, dass die meisten, die an ein okkultistisches Erscheinungsgebiet glauben, auch die verschiedensten sonstigen okkultistischen Erscheinungen anerkennen, auch wenn sie keinen inneren Zusammenhang miteinander haben. Der tierische Magnetismus kann das Hellsehen gar nicht erklären. Trotzdem wird man finden, dass, wer an das Hellsehen glaubt, meistens auch Anhänger des tierischen Magnetismus ist und umgekehrt. Wir finden weiter, dass viele Okkultisten gleichzeitig der Homöopathie, der sog. Naturheilkunde, dem Vegetarismus, dem Jägerschen Wollregime anhängen, und doch haben diese Fragen weder miteinander, noch mit dem Okkultismus etwas zu tun. Ebenso sind es hauptsächlich Spiritisten, die an die Astrologie glauben. Aus gelegentlichen Unterhaltungen sah ich auch, dass der Glaube, dass Scheintote sehr häufig beerdigt werden, gerade bei Spiritisten und Okkultisten nicht selten vorkommt. Desgleichen haben mir gerade solche Okkultisten wiederholt versichert, dass es feuerfeste Menschen gebe, d. h. solche, die durch Feuer nicht verbrennen. Beim Eintreten für alle diese Dinge ist für viele offenbar der Widerspruch gegen die Schulwissenschaft das Maßgebende. Gemeinsamer Hass gegen sie und kritiklose mystische Neigung erklärt es, dass die Okkultisten so heterogene Erscheinungsgebiete wie z. B. die Wünschelrute, den tierischen Magnetismus, die Homöopathie, die Gedankenübertragung anerkennen, und dass, wie erwähnt, diejenigen, die eine dieser Erscheinungen anerkennen, fast stets auch für die anderen eintreten. Mein leider verstorbener Freund Justizrat Sello pflegte noch hinzuzufügen, dass sich unter denen, die wesentlich durch die Feindschaft gegen die Wissenschaft zusammengehalten werden, auch besonders viele befinden, die Bacon für den Verfasser der Shakespeareschen Dramen halten. Jedenfalls kann man 10 gegen 1 wetten, dass in demselben Augenblick, wo die Wissenschaft allgemein den tierischen Magnetismus und das Hellsehen anerkennen, ein Teil der Okkultisten diese Dinge sofort bestreiten würde.

Ich habe im Vorhergehenden eine grosse Anzahl Beziehungen zwischen Okkultismus und Psychologie auseinandergesetzt. Ich zeigte, wie die allgemeine Zeitseele den Okkultismus begünstigt, wie aber dazu noch die besondere seelische Verfassung einzelner Individuen oder grösserer Kreise hinzukommt. Wir befinden uns gegenwärtig in einer Zeit, wo der



Okkultismus sichtlich an Boden gewinnt. Sache der Wissenschaft wird es nicht sein, zu sagen: es gibt keine okkultistische Erscheinung, es gibt keine Telepathie und dergleichen mehr. Sache der Wissenschaft wird es vielmehr sein, exakte Bedingungen zu fordern und alle Fehlerquellen festzustellen, von denen ich im Vorhergehenden eine Anzahl genannt habe, und sich jedes zustimmenden Urteils zu enthalten, solange irgendeine anscheinend noch so unbedeutende Fehlerquelle besteht. Man hat oft den wissenschaftlichen Forschern vorgeworfen, dass sie sich mit den okkultistischen Erscheinungen nicht beschäftigen. In Wirklichkeit kann man mit demselben Recht oder mit noch grösserem den Okkultisten vorwerfen, dass sie meistens eine wissenschaftliche Erforschung zu verhindern suchen. Die Medien entziehen sich unter allerlei dummen Ausreden gewöhnlich einer wissenschaftlichen Kontrolle, und wenn sich heute noch trotzdem Forscher finden, die ernstlich bemüht sind, in dieses Gebiet Licht zu bringen, so hat man alle Ursache, ihnen dankbar zu sein; denn es gehört auch ein Opfer dazu, sich mit den primadonnahaften Dreistigkeiten von Telepathen abzufinden; Zeit, Nerven und auch Geld zu opfern, um die genannten Gebiete zu erforschen. Trotzdem scheint es mir richtig, die Erforschung wenigstens zu versuchen, wenn auch die meist wissenschaftsfeindlichen Okkultisten den Wahrheitssuchern allerlei Hindernisse in den Weg legen.

Eine andere Frage ist es, wieweit durch solche Arbeiten die Zeitströmung beeinflusst werden kann, da, wie wir sehen, der Wunsch vieler, Wunder zu sehen, allen logischen Gründen unzugänglich ist. Trotzdem gilt auch hier das Wort: Gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo, und von diesem Gesichtspunkt aus möchte ich schliesslich doch den Wunsch aussprechen, dass sich die Wahrheitssucher nicht dem von Betrug und Schwindel durchsetzten Gebiete entziehen mögen. Ob schliesslich ein Rest übrig bleibt, der auf bisher unbekannte Kräfte zurückgeführt werden muss, kann natürlich erst durch fortgesetztes Experimentieren entschieden werden. Vorläufig ist aber auf den genannten Gebieten so sehr mit bewusstem Betrug und anderen Fehlerquellen zu rechnen, dass wir gut tun, den Behauptungen der Okkultisten zunächst mit der allergrössten Skepsis entgegenzutreten und die vielen Wundermänner, die sich jetzt breit machen, nicht höher als die Zauberer unter den Wilden zu bewerten. Ja, ich glaube, dass, was die subjektive Ehrlichkeit betrifft, die Zauberer unter den Wilden auf einer höheren Stufe stehen als unsere Medien und Telepathen. Die psychische Seuche, die gegenwärtig in Deutschland herrscht und bei der kritiklos hingenommen wird, was Abenteurer und Abenteurerinnen vorgaukeln, wird mit der Gesundung der deutschen Volksseele, wie wir wünschen wollen, schwinden. Hoffen wir, dass dies recht bald der Fall sei.

Jean Paul Marat.

Ein Beitrag zur Lösung des von ihm gebotenen Problems seines Charakters und seiner Krankheit.

Von Dr. **Max Cohn**, Berlin.

Ueber Jean Paul Marat als Arzt, Physiker und medizinischen Psychologen habe ich in zwei aufeinanderfolgenden Sitzungen der „Berl. Ges. für Geschichte der Naturwissenschaft und Medizin“ am 5. Dezember 1913 und 9. Januar 1914 Vorträge gehalten, deren Veröffentlichung durch den nicht lange darnach ausbrechenden Weltkrieg unterbleiben musste. Auch die jetzigen Verhältnisse lassen mich für lange Zeit nicht daran denken, meine Arbeiten über Marat in ihrer ganzen Ausdehnung einer Drucklegung zu übergeben. Da aber augenblicklich auch bei uns in Deutschland für Marat ein gewisses Interesse wachgeworden zu sein scheint, wie dies u. a. aus einem in der Nr. 23 der Deutsch. Mediz. Wochenschrift am 5. Juni 1919 erschienenen, „Kollege Marat“. „Ein Arzt aus der französischen Schreckenszeit“ betitelten Artikel des Herrn Kollegen Mamlock hervorgeht, so halte ich es für notwendig, da in ihm viele alte, längst abgetane Legenden über Marat wieder aufleben und er Marat nur als eine „blutdürstende Bestie“, „einen Verrückten“, einen „Charlatan“ und Narren schildert, hier einen Auszug aus meinen damaligen Vorträgen zu geben. Damit will ich wenigstens teilweise den gröbsten Wirrungen und Irrungen über Marat zu begegnen versuchen und dessen Lebensgang als Arzt, Mannes der Wissenschaft und Politikers, seinen Charakter, seine Psychologie und Krankheit hier sine ira et studio skizzieren.

Mamlock hat, wenn ich nach den Anmerkungen zu seinem Artikel urteilen darf, einige Quellen benutzt, die auch ich für meine Vorträge gebrauchte. Um so mehr ist verwunderlich, dass er z. B. sogleich das Geburtsjahr Marats falsch angibt und ihn zum Sohn eines Arztes macht. Tatsächlich ist Marat nicht 1744, und auch nicht als Sohn eines Arztes geboren, sondern am 24. Mai 1743 in Baudry (Kanton Neuchâtel) als der älteste Sohn des Zeichners und Malers Jean Marat, der sich auch zeitweise und späterhin gänzlich als Sprachlehrer betätigte. Marat hatte fünf Geschwister, 2 Schwestern und 3 Brüder, von denen der eine, Heinrich, unter dem Namen de Baudry später in Petersburg am staatlichen Lyzeum von Tsarkoie-Selo die Professur der französischen Sprache innehatte und hier die Jugend der russischen Grossen unterrichtete. Einer der Schüler Henri de Baudry's war der berühmte Diplomat und bekannte Gegner Bismarck's, der Fürst Gortschakoff. Der Vater Marat's schrieb seinen Namen noch ohne den Konsonanten am Ende, erst Marat fügte ihm diesen hinzu, wie



man annimmt, um damit eher und besser als Vollfranzose gelten zu können. Seine Mutter, Louise geborene Cabrol, war allerdings eine echte Französin; denn ihre Familie stammte von Refügiés ab, französischen Protestanten, die, wie so viele andere, ihres Glaubens wegen nach Genf gekommen waren. Sie war aus der Gegend von Genf gebürtig und die Tochter eines Perrückenmachers. Der Vater Marats war italienischer Abkunft, zu Cagliari auf Sardinien geboren, im Jahre 1740 nach Genf gekommen, wo er nach seinem Uebertritt zum Calvinismus noch in demselben Jahre mit Louise Cabrol sich vermählte, bereits 1741 hier das Bürgerrecht erwarb, bald darauf aber nach Baudry übersiedelte, um 1768 wieder nach Genf zurückzukehren, wo er 1783 verstorben ist. Man könnte vielleicht schon allein aus der Aenderung in der Schreibweise seines Namens auf Marats Eitelkeit schliessen wollen, wenn nicht andererseits hierfür ein triftigerer Grund vorläge, als der des blossen Ehrgeizes und der captatio benevolentiae der grossen Menge. Marat hatte sich häufig dagegen wehren müssen, dass man ihn mit einem Manne, namens Mara (ohne t), der sich auch Le Maître bzw. Maire nannte, geflissentlich und verleumderisch identifizierte, einem Manne, der in Dublin wegen Diebstahls zu fünf Jahren schweren Kerkers verurteilt worden ist. Diese häufig wiederholte Beschuldigung Marats fällt aber schon allein deswegen in sich zusammen, weil er zu der Zeit, als sein Namensvetter am 6. März 1777 in Dublin verurteilt wurde, bereits England verlassen hatte und in Paris, wohin überzusiedeln er durch den Grafen von Artois veranlasst worden war, am 24. Juni 1777 seine Ernennung und Bestallung zum Arzt der Leibwache des Grafen erhalten hat. So wenig daher diese Verleumdung stichhält, so wenig auch eine weitere, die seine Feinde zu seiner Vernichtung ersonnen haben und gegen ihn bei Urteilslosen auszunützen versuchten. Hiernach sollen die Vorfahren Marats Juden gewesen sein, die nur aus Furcht nicht zur jüdischen, sondern zur christlichen Religion sich bekannt hätten. Den Beweis hierfür finden die Verleumder in dem Umstande, dass als einer der Trauzeugen der Eltern Marats ein Mann, namens Paul Abraham Mendez, „ein ehemaliger venetianischer Jude“ in deren Ehekontrakt genannt ist. Allein weder der Diebstahl, noch die ihn vermeintlich herabsetzende jüdische Abkunft bleiben an Marat hängen, und sie beweisen nur, dass zu allen Zeiten, wie noch heute ebenso, die gleichen verabscheuungswerten Mittel gebraucht worden sind, um persönliche und politische Feinde zu vernichten. Nicht zu allerletzt das der Erregung von Judenhass.

Ueber Marats Kindheit ist im ganzen wenig zu bemerken. Er war schon als Kind und Jüngling sehr heftig, widerspenstig und selbstbewusst. Er zeigte grosses Sprachtalent, erlernte, neben den für die Studien nötigen alten Sprachen, schon frühzeitig fünf lebende und sprach diese fertig. Marat charakterisiert sich selber als ein ungestümes, leidenschaftliches



Naturell, hartnäckig, starrköpfig, rücksichtslos. An seiner Mutter hing er mit einer innigen Liebe und Zartheit. Gleich nach ihrem frühen Tode verlässt er mit 16 Jahren das Vaterhaus, geht nach Toulouse, alsdann nach Bordeaux, wo er im Hause des Reeders Paul Nairac, dessen Gattin eine Schweizerin war, als Hauslehrer Unterkunft fand und deren Kindern zwei Jahre Unterricht erteilte; hier studierte er gleichzeitig Medizin und Veterinärmedizin. 1763 geht er nach Paris, um dort weiter Medizin zu studieren, alsdann nach Holland. 1769 finden wir ihn in England, zuerst in London. Hier betreibt er zunächst seine medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien weiter und übt alsdann in Newcastle (1770 bis 1773) den ärztlichen und tierärztlichen Beruf aus. Später kehrt er nach London zurück, wo er in einem der fashionabelsten Stadtviertel praktizierte. In Newcastle hatte er auf Grund seiner besonderen Verdienste und Tätigkeit bei einer schweren Epidemie das englische Doktordiplom zugleich mit der Berechtigung erhalten in England zu praktizieren. Mit der Tätigkeit eines Arztes verknüpft er die eines Tierarztes, zu der er seinem Studiengange nach befähigt war. Wie er denn im ganzen die Naturwissenschaften, vor allem die Physik, und in dieser besonders die Lehren von der Elektrizität, der Wärme, den Lichtstrahlen, den Farben und die Chemie neben seinem Berufe eifrigst pflegte. Besonders in der Elektrizitätslehre hat er nicht nur für seine Zeit Rühmliches, sondern auch wirklich Bleibendes geleistet. Im Juni 1775 erhält er als weitere Auszeichnung von der Universität St. Andrews in Schottland das Doktordiplom mit dem Lobe: „Ganz hervorragender Meister der Wissenschaften". Schon aus all dem dürfte hervorgehen, dass Marat nicht gewöhnliche Kenntnisse in der Medizin und den Naturwissenschaften gehabt haben muss. Allerdings hat er Kämpfe und Polemiken in den Wissenschaften sowohl, als auch in der Praxis und vornehmlich seinem späteren politischen Leben geführt und führen müssen, sie auch nie gescheut und sich dadurch eine recht grosse und schwere Feindschaft und Gegnerschaft geschaffen; denn er parierte jeden Angriff, häufig genug mit dem gröbsten Geschütz. Allein seine Feinde sind in ihren Mitteln wahrhaftig ebensowenig wählerisch gewesen. So soll er sich nach ihnen auch unrechtmässig bereichert haben und ein grosser Charlatan und Aufschneider gewesen sein. Tatsache ist, dass er seine Tätigkeit als Arzt sich gut bezahlen liess; gleichwohl hat er damit Reichtümer nicht erworben; denn was er durch seinen ärztlichen Beruf erwarb, wandte er einerseits für Bücher und kostspielige Apparate und Experimente auf, für Drucklegung seiner Werke und nicht zuletzt für die Armen in seiner Klientel. Dies sowohl in England, als auch später in Paris. Als er durch Charlotte Corday meuchlings im Bade ermordet worden war, fand man als sein ganzes Vermögen nur eine Fünfundzwanzig-Frank-Assignate, die nicht einmal für seine Beerdigung hingereicht hätte; indessen erfolgte



seine Bestattung bekanntlich auf Staatskosten und mit dem höchsten Gepränge im Pantheon, aus dem allerdings seine Reste bald danach wieder entfernt und auf den Kehricht geworfen wurden. Nicht Sucht nach Reichtum, sondern nach Ruhm und Anerkennung, verbunden mit einer fast lächerlichen Selbstgefälligkeit, die häufig in seinen selbstbiographischen Aeusserungen hervortritt, kennzeichnet vor allem Marat. Sein Ehrgeiz war masslos und seine Begierde in den Fächern und der Laufbahn, die er gerade durcheilt, zu glänzen und hier allen voranzustehen, hat ihn in seinem Leben zu vielen Fehlern, Miss- und Angriffen und selbst zu Handlungen verleitet, die in keiner Weise sich rechtfertigen lassen. Die sacra fames auri lag ihm jedoch fern und hat ihn nie zu Taten veranlasst, wie sie z. B. das Andenken Mirabeaus schänden.

Die erste Schrift, die Marat in England verfasste, war philosophischer Natur, die zweite bezeichnenderweise politisch. Jene, 1772 in London anonym erschienene, hatte den Titel: „Ein Essay über die menschliche Seele" und wurde im folgenden Jahre 1773 von ihm unter seinem Namen, in vermehrter und veränderter Gestalt herausgegeben. Die politische Schrift hatte den Titel: „Die Ketten der Sklaverei", erschien 1774 und führte ganz im Geiste der Zeit, dem der Aufklärung, die gesellschaftlichen Mißstände auf die Fürsten zurück, die ihre Völker in die „Ketten der Sklaverei" zu schlagen suchen. Einzig und allein das System der Parlamente, so führte M. in dieser Schrift aus, könne dagegen etwas ausrichten, sofern in diese Parlamente nur Leute hineingewählt werden dürften und würden, die durch ein ausreichendes Vermögen völlig unabhängig gestellt wären und durch ihre Fähigkeiten, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe sich auszeichneten. Damit würden sie einerseits vor den Versuchungen der Armut gesichert, andererseits vor den Verführungen des Ehrgeizes bewahrt werden. Allein da Marat in seiner Schrift das Königtum und das englische Parlament heftig angreift, zieht er sich nicht nur Feindschaft, sondern auch Verfolgungen zu, denen er nur dadurch sich schliesslich entziehen kann, dass an ihn gerade in der kritischen Zeit das Anerbieten des Grafen von Artois nach Paris zu kommen ergeht. Er folgt diesem (1777) auch. Noch in England jedoch erscheint eine Schrift Marats (1775) „Ueber den chronischen Tripper und dessen Behandlung mittelst medikamentöser Bougies." Diese gleichfalls in englischer Sprache verfasste Schrift war 117 Jahre völlig unauffindbar und in der Bibliothek der Kgl. med. u. chirurgischen Gesellschaft zu London vergraben. Sie wurde 1891 in französischer Sprache wieder gedruckt. Dem Historiker der „Deutschen med. Wochenschrift" ist dies aber noch nicht bekannt geworden, obgleich der als erster von ihm zitierte Cabanès („Marat inconnu") auf diese Schrift näher und ausführlich eingeht und seine Auseinandersetzungen mit den Worten schliesst: „Ce travail, presque complètement ignoré, de Marat mérite d'être exhumé".



Im Jahre 1776 erscheint, gleichfalls noch in England, eine weitere Schrift Marat's, die im Jahre 1882 wieder aufgefunden wurde und unter dem Titel: „De la Presbytie accidentelle“ gleichfalls erst im Februar 1891 französisch veröffentlicht worden ist. Von Pilotelle. Bei Marat führt die Schrift den Titel: „Essay über eine besondere Augenkrankheit.“ Sie beschreibt eine der Amaurose und Amblyopie (französisch: „la goutte sereine“) gleichende Augenerkrankung, die in Störungen der Netzhaut, dem Sehnerven, dem Sehhügel und den damit verknüpften Teilen des Gehirns sich geltend macht und mit einer Abnahme des Sehvermögens bis zur Blindheit einhergeht. Marat ist der Meinung, dass diese Krankheit zwar häufig mit der Gutta serena (schwarzem Star) verwechselt wird, aber eine besondere ist, welche der seinerzeit sehr gebräuchlichen, übermässigen Verwendung des Quecksilbers bei Augenkrankheiten zuzuschreiben ist. Er hält sie sonach für eine Intoxikationsamaurose. Marat ist zudem der erste, der hierbei auf den irregulären Astigmatismus aufmerksam gemacht hat. Die von ihm beschriebenen Fälle sind jedoch nicht durchgängig dem Quecksilber zuzuschreiben; sicherlich sind unter ihnen solche von hysterischer Natur, wie dies aus ihrer völligen Heilung durch ihn hervorgeht! Er verpönt mit Recht den Quecksilbergebrauch bei dieser Erkrankung und empfiehlt dafür die Anwendung der elektrotherapeutischen und physikalisch-diätetischen Maßnahmen. Der Girondist Brissot, der Marat wahrlich nicht freundlich gesinnt, aber fast der einzige ist, der ihm noch gerecht wird, rühmt in seinen Memoiren, dass Marat eine grosse Kenntnis in der Behandlung von Augenkrankheiten gehabt und darin sich wirklich grosser Erfolge erfreut habe. Professor H. Truc, der Ophthalmologe der med. Fakultät der Universität in Montpellier, ist von Cabanès darum ersucht worden, über die genannte Schrift Marat's sich zu äussern. Er kommt in seinem Gutachten, das von Cabanès veröffentlicht ist, zu folgendem Schlusse: „Die Schrift gibt Zeugnis von den trefflichen Eigenschaften Marats medizinisch zu beobachten und therapeutisch zu handeln. Sie involviert ernsthafte Kenntnisse in der Pathologie, Physiologie, Physik, besonders in der Optik und Elektrizität. Sie offenbart einen ausgezeichneten Praktiker von grossem Geschick, wenn nicht sogar besonderer Genialität, der zu anderen Zeiten sicherlich zu den höchsten Ehrenstellen berufen worden wäre. Marat besass sowohl in der Augenheilkunde, wie in der allgemeinen Medizin und in der Wissenschaft ausserordentliche und wirkliche Kenntnisse.“ (Cabanès: „Marat inconnu“, S. 82 und 83, II. Auflage.)

Nach seiner Uebersiedelung von London nach Paris (1777) kommt Marat in seiner Stellung als Arzt der Leibgarden des Grafen von Artois, des Bruders des Königs, in Berührung mit der höchsten Gesellschaft des damaligen alten Frankreich und zählt sie zu seiner Klientel. Gleichwohl bleibt er nur 6 Jahre in dieser Stellung und gibt seine ärztliche Tätig-

keit endgültig auf, um lediglich sich physikalischen und chemischen Studien zu widmen. Vornehmlich der Erforschung der Elektrizität. Böswillige oder schlecht unterrichtete Autoren haben ihm nachgesagt, er sei beim Grafen von Artois nur Stallarzt, oder gar nur Tierarzt gewesen. Allein in der Liste der Aerzte des Grafen wird M. ausdrücklich als „Médecin des gardes du corps de son Altesse" geführt, während in ihr ein gewisser Millard als „Médecin de l'écurie" genannt wird. Marat war auch in Paris als Arzt sehr gesucht. Besonders für die Behandlung Schwindsüchtiger, die er mit einem besonderen Mittel, dem „l'eau factice antipulmonique", behandelte. Dieses Medikament wurde von dem Chemiker und Mitglied der med. Fakultät in Paris, dem Abbé Tissier, als„ ein durch eine kleine Menge von fixem Alkali präzipitiertes Kalkwasser" analysiert. Mamlock verwechselt in seinem Aufsatz Tissier mit Fillassier, einem Schüler und Präparator Marat's, der ihn erst viel später bei seinen „Untersuchungen über das Feuer" unterstützte und Kurse abhielt, in denen er auch das „Sonnenmikroskop" Marat's vorführte. Neuerdings erfreut sich, nebenbei bemerkt, der Kalk wieder eines besonderen Rufes bei der Behandlung von Tuberkulösen. Mamlock meint allerdings, Marat müsse kein Zutrauen zu seinem Spezifikum gehabt haben, weil er daneben noch andere unterstützende, jedenfalls seiner Zeit gebräuchliche Mittel angewendet habe, die Mamlock der Reihe nach aufzählt und tatsächlich richtig angibt. Die Anfeindungen seiner Kollegen, deren Neid und Missgunst liessen bei Marat's erfolgreicher und gut zahlender zahlreicher Praxis nicht auf sich warten, und es ist nicht verwunderlich, wenn er bei seinem Naturell, das keinen Widerspruch vertrug und rücksichtslos bis zur Brutalität werden konnte, ihnen in gebührender, häufig genug in ungebührlicher Form diente. Immerhin waren und blieben seine aussergewöhnlichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse der tiefe Born, aus dem er die Mittel für seine Praxis sich verschaffte. Bereits in England sahen wir ihn als Augenarzt die Elektrizität therapeutisch verwenden; mehr noch und in umfangreicher, reich ausgestatteter Form geschieht dies in Paris. Hier nimmt er die Elektrizität hauptsächlich in drei verschiedenen Gestalten in Gebrauch: Die Leydener Batterie, die Funkenelektrizität durch Reibung und das elektrische Bad. Das letzte wird von ihm ausführlich geschildert und nimmt die heutige Anwendung desselben gleichsam vorweg; selbstverständlich angepasst den Mitteln, die ihm seinerzeit dazu zu Gebote stehen konnten. In seiner 1784 auf eine Preisfrage der Universität Rouen erschienenen und von ihr preisgekrönten Schrift: „Mémoire sur l'électricité médicale" findet sich neben vielen anderen auch die Beschreibung des von ihm hergerichteten elektrischen Bades; zugleich werden darin Versuche angeführt, die er an lebenden Tieren mit der Elektrizität vorgenommen. Er entschuldigt sein Verfahren und die Qualen, die er dadurch seinen Versuchstieren bereitet hatte,

damit, dass sie „in ihrem letzten Ziel dem Wohle der Menschheit dienen“. Mit dieser Zartsinnigkeit steht völlig im Einklang, dass er in seinen Schriften die Namen seiner Patienten nur mit den Anfangsbuchstaben benennt. Bereits in seiner in England erschienenen Schrift: „Ueber den chronischen Tripper“ verfährt er in seiner Kasuistik derart und begründet dies damit, dass „die Diskretion die erste Pflicht des Arztes sein müsse“! Er bricht hiernach als erster mit einer Gepflogenheit der Aerzte seiner Zeit, die sich in ihren Veröffentlichungen nicht scheuten, selbst Geschlechtskranke mit deren vollem Namen zu bezeichnen.

Allein nicht nur für die Medizin, sondern auch für die physikalische Wissenschaft als solche sind Marat's Forschungen über die Elektrizität von Interesse und Wert. So hat er u. a. festzustellen versucht, wie sich die verschiedenen Glasarten hinsichtlich ihrer Zusammensetzung und Dichtigkeit gegenüber der Elektrizität verhalten. In seinen „Recherches physiques de l'électricité“ vom Jahre 1782 findet sich die für die damalige Zeit völlig neue Ansicht, dass die Elektrizität immer nur an der Oberfläche der Körper sich ausbreitet; hieraus schliesst Marat, die Erde sei das grösste Elektrizitätsmagazin, das wir kennen. Er differenziert den elektrischen Strom von Feuer und Licht, der auch nur dann leuchtet, wenn er auf Widerstand stösst und ihn überwindet; nur die daraus folgende Erschütterung der Materie erzeuge das Licht. Alle Körper sind nach Marat elektrisch, allein in verschiedenem Grade! Jeder Körper verliere an Menge und Kraft der Elektrizität in dem Verhältnis, in welchem ein anderer ihm benachbarter daran gewinnt. Diese sind die positiv, jene die negativ geladenen. Im Grunde liege immer nur Anziehung vor, nie Abstossung, die nur durch die Verschiedenheit der Elektrizitätsmenge vorgetäuscht werde!

Soviel aus dieser reichhaltigen Schrift des Physikers Marat, der wahrlich schon nach diesen wenigen Proben einer anderen Beurteilung unterliegen sollte, als die ihm gewöhnlich zuteil wird und die Mamlock ihm nur deswegen geben kann, weil er entweder die von ihm zitierten Quellen garnicht selber kennt oder aber in Marat mit Taine und Carlyle nur den „Wahnsinnigen“, den „Narren“, den „Energomanen“ sieht, „der nicht einmal selber gewusst hätte, was er wollte“, und der nach Taines Auffassung „bezüglich der Elektrizität lediglich oberflächliche Vermutungen unliterarisch vorbringt“! Allein unstreitig gehört Marat zu den Pionieren der Elektrizitätslehre und Elektrotherapeuten, ein Verdienst, das ihm auch Toby Cohn in seinem bekannten „Leitfaden der Elektrodiagnostik“ zuerteilt.

Marat's Studien in der Physik sind aber keineswegs damit abgeschlossen. Er beschäftigte sich ausgiebig mit der Wärmelehre, dem Spektrum, der Lehre vom Licht und den Farben. Drei Bände, „über



das Feuer, das Licht und die Elektrizität", sind auch ins Deutsche übersetzt worden. Der Uebersetzer ist ein Professor Weigel von der Universität Greifswald, Dekan der med. Fakultät. Die Uebersetzungen erschienen 1782, 83 und 84 in Leipzig bei dem Verleger Siegfried Lebrecht Crusius. Eine fernere, gleichfalls von der Kgl. Akademie in Rouen preisgekrönte Abhandlung Marat's handelt: „Ueber die Färbung der Seifenblasen." In dieser Schrift setzte er auseinander, dass diese Färbung nur die Wirkung dreier isolierter Farben ist, die ineinander sich verwickeln, durchsetzen, um schliesslich in einer bestimmten Anordnung sich aufzureihen. Gelb ist in der obersten Zone, die mittlere nimmt Rot ein, Blau die unterste Zone. Die Spektralfarben reduzieren sich nach M. auf Gelb und Blau. Bekannt ist die Parteinahme Goethes für Marats Farbenlehre, ebenso wie beider Stellung in der Theorie der Farben und des Lichtes zu der Newtonschen Lehre. Die „Optic" Newtons hat Marat (1788) ins Französische übersetzt. Diese Uebersetzung fand nebst den Erläuterungen Marat's hierzu die Approbation der französischen Akademie. Taine meint allerdings, Marat's Ansichten über das Licht und die Farben lieferten den Beweis dafür, dass Marat irrsinnig war! Wie war es hiernach dann mit Goethes Vernunft bestellt und mit der Schopenhauers? Marat's Zeitgenossen, die zu seiner Zeit in diesen Disziplinen autoritativ waren und dies z. B., wie Franklin, heute noch sind, haben jedenfalls anders geurteilt als der Historiker Taine. Franklin, der zurzeit Gesandter Amerikas in Frankreich war, wohnte häufig Marat's Experimenten bei, äusserte sich lobend über sie und ihn und unterhielt mit Marat einen lebhaften Briefwechsel. Ebenso rühmte der Akademiker Le Roy Marat's Genialität. In Marat's Laboratorium strömten überdies die angesehensten Persönlichkeiten von Frankreich, Paris und Europa und verbreiteten seinen Namen noch vor dessen Bekanntwerden durch die Revolution in der Welt.

Allerdings sind Marat's Angriffe gegen Newton und andere Grössen seiner Zeit, so z. B. Helvetius, Haller, Voltaire, den er einen Metaphysiker und inkonsequenten Menschen schilt u. a. m., und selbst gegen gelehrte Körperschaften häufig genug masslos und zeugen von der hochgradigen Ueberreiztheit und dem Ungestüm, die er hatte, ebenso wie seine Streitigkeiten mit seinen engeren medizinischen Kollegen die gleiche Leidenschaft und Erregtheit in ihm auslösten. Indessen Ueberreiztheit, Maß- und Rücksichtslosigkeit sind noch lange keine Geisteskrankheit, keine Verrücktheit; sie lassen immerhin auf eine hochgradige Psychoneurose mit grosser nervöser Reizbarkeit und Schwäche schliessen, die indes bei einem Manne nichts Ungewöhnliches ist, der, wie Marat, nach dem Zeugnis seines Zeitgenossen und politischen Gegners Brissot, dies tat, Tag und Nacht mit seinen physikalischen Experi-

menten beschäftigt war, darüber buchstäblich Essen und Trinken vergass und weder durch die Annehmlichkeiten der Tafel, noch die des Lebens sich von seinen Studien und wissenschaftlichen Zielen abhalten liess; sonach in einer stetigen geistigen Ueberanstrengung, in Hast und Unruhe lebte. Man bedenke ferner die Schliche und Ränke seiner Gegner und Widersacher, die er sich bewusst oder unbewusst geschaffen hatte, und deren tatsächliche Verfolgungen und Hassausbrüche bei der psychopathischen Veranlagung Marat's in ihm nur allzuleicht mehr oder weniger begründete Verfolgungsideen bzw. Zwangsvorstellungen hervorrufen konnten und zeitweise auch hervorgerufen haben! Der oben genannte Le Roy wollte z. B. in einem seiner Rapporte, die er der Kgl. Akademie über Marat's Experimente einzureichen hatte und die sich hauptsächlich auf die „über das Prisma" bezogen, einige lobende Bemerkungen hierüber einfliessen lassen, wurde jedoch von einigen seiner akademischen Kollegen genötigt, davon Abstand zu nehmen! Der „Verfolgungswahn", den man Marat angedichtet hat, muss hiernach bisweilen eine recht reale Basis gehabt haben! Allerdings war Marat, wie viele genialisch veranlagte psychopathische Naturen, von Launen und Stimmungen abhängig; seine Explosivität, Reizbarkeit, seine Wutausbrüche waren gross und bisweilen masslos, desgleichen seine Schimpfreden! Allein auch Schopenhauer z. B. glaubte sich zurückgesetzt, und dessen Grobheiten und Beschimpfungen Fichte's und Hegel's z. B. sind bekannt und geradezu klassisch. Ebenso ist seine Ruhmredigkeit und sein Selbstbewusstsein nicht weniger gross als die Marat's. Gleichwohl dürfte es wohl niemand einfallen, Schopenhauer deshalb etwa zu einem Paranoiker oder Paralytiker zu stempeln! Zu alldem kommt noch, dass Marat in seinem elften Lebensjahre durch einen Sturz aus dem Fenster, den er allerdings selber auf Grund seines Eigensinns und seiner Starrköpfigkeit veranlasste, sich eine schwere Stirnwunde zugezogen hat, die ihn Zeit seines Lebens arg verunstaltete. Auch diese Verletzung mag übrigens auf seine nervöse Schwäche, seine Psychoneurose und seinen Lebensgang eingewirkt haben und muss immerhin Berücksichtigung finden. Eigentliche fixe Ideen finden sich jedoch bei Marat keineswegs, sondern eher fixe Empfindungen, die nicht systematisiert sind und nur gelegentlich sich zeigen. Man hat Marat ferner einen „blutdürstigen Tiger" genannt (Herr Mamlock lässt ihn sogar Nero und Iwan den Schrecklichen an Grausamkeit in den Schatten stellen), hat ihm unersättliche Rachsucht vorgeworfen, in der er sich so weit verstiegen haben sollte, dass er Lavoisier, den berühmten Chemiker und Entdecker des Sauerstoffs, wegen seiner wissenschaftlichen Differenzen mit ihm aufs Schaffot geschickt habe. Allerdings Lavoisier hat das Schaffott besteigen müssen. Zu welcher Zeit aber? Am 10. Mai 1794! Der Dolchstoss Charlotte Cordays hatte indes bereits am 13. Juli 1793 Marat



getroffen! Zudem war Lavoisier Generalpächter der Zölle und Steuern, und gleichzeitig mit ihm wurden, am 10. Mai 1794, 28 andere Generalpächter guillotiniert! Der Hass und Ingrimm des Volkes hatte sich gegen diese Klasse und Verursacher seines Elends nicht mit Unrecht gerichtet, und Robespierre, nicht Marat, führte in dieser Periode der grossen Revolution das Regiment. In dieser, besonders die „Schreckenszeit“ genannten Periode! Der „Nero“ und „Iwan“ Mamlocks zeigt aber auch nach anderer Zeitgenossen Schilderung alles andere als die kalte Grausamkeit und den Blutdurst, mit denen M. ihn ausstattet und zu deren Stillung Marat des blossen Blutvergiessens sich bedient hätte. Paul Barras beschreibt in seinen Memoiren (I., 15. Kap.) einen Vorfall, dessen Augenzeuge er gewesen. In der Strasse St. Honoré hatte das Volk einen Mann ergriffen, der nach Art des „ancien régime“ gekleidet war. „An die Laterne mit dem Aristokraten.“ Gerade wollte man ihn aufhängen, als Marat sich durch die Menge drängte. „Was wollt ihr von dem elenden Aristokraten?“ „Ich kenne ihn“, sagte er, griff nach ihm und gab ihm einen Fusstritt in die Hinterseite. „Das ist eine gute Lektion für ihn.“ Das Volk applaudierte, der Aristokrat lief davon und war gerettet! Für Marat's unersättlich blutgierige Wolfsnatur führt man weiterhin die Septembermorde an. Marat war allerdings Mitglied des auf der Mairie zu Paris von der Kommune konstituierten Ueberwachungsausschusses; er war aber hierbei nur als kooptierter Bevollmächtigter und Journalist tätig; denn die Kommune hatte beschlossen, es solle im Beratungssaale jenes Ausschusses für einen Journalisten eine Tribüne errichtet werden (Michelet VI. 4. Kapitel). Nur auch in dieser Funktion unterzeichnete Marat mit den anderen Mitgliedern des Ausschusses dessen Dekret vom 2. September 1792, durch welches dem französischen Volke von den Ereignissen dieses Tages Mitteilung gemacht und es aufgefordert wird, in den Provinzen den Verrätern das gleiche Los zuteil werden zu lassen, die in dem Augenblick, wo es gegen den fast vor den Toren von Paris stehenden Feind (Verdun hatte bereits durch Verrat sich ergeben) marschieren wolle, mit den Deutschen paktieren, ihnen die Kriegspläne übermitteln, um mit deren Hilfe die Gegenrevolution und das „schwarze Blutbad“ zu inszenieren. „Wir marschieren gegen den Feind und wollen nicht Strassenräuber hinter uns lassen, die uns unsere Frauen und Kinder erwürgen“, heisst es am Schlusse jenes Dekretes (Thiers, Hist. de la Rév. franç. II. 59. [1854]), das klar und präzis die Motive angibt, aus denen heraus das Volk jener grauenvollen Metzeleien an den in den Gefängnissen befindlichen Royalisten und Geistlichen sich schuldig gemacht hat. Einer masslos blutigen Quittung auf die Nichterfüllung seiner Forderungen der endgültigen Abschaffung der Feudalrechte, der Macht der Geistlichkeit und der Kirche und der immer noch bestehenden royalistischen Organi-



sation der Provinzverwaltungen! Hierzu gesellte sich der ungeheure Leichtsinn und die törichte Herausforderung der Gefangenen selber, die an dem Tage, wo sie den Sieg der Koalition bei Mons, die Uebergabe von Longwy und das Vordringen der Preussen und Oesterreicher erfuhren (24. August), aus Freude hierüber in den Gefängnissen illuminierten und Siegeslieder sangen. Wie sie denn im ganzen sich in den Gefängnissen relativer Freiheiten erfreuten, ihre Damen z. B. empfingen, Waffen eingeschmuggelt hatten und von hier aus das Land mit falschen Assignaten und Noten überschwemmten. All das wusste man im Volke. Allein was in dem Dekret ohne Umschweif gefordert und gebilligt wurde, das wurde von den Girondisten, deren Mitglieder im Ministerium waren, im geheimen gutgeheissen; denn auch für diese barg der Sieg der Feinde und damit der Royalisten die grösste Gefahr! Ihr Schwanken, ihre Schwächlichkeit und ihr Zaudern hatten deren Uebermut erst bis zu jener Höhe heranwachsen lassen. Sie hatten einesteils durch die Weigerung den König zu prozessieren und abzusetzen den Sturm auf die Tuilerien (am 10. August 1792) heraufbeschworen und damit die Gefangensetzung des Königs und seiner Familie im Temple und die Inhaftierung der Geistlichen und Royalisten verschuldet, andererseits sogar die Kandidaturen ausländischer Fürstlichkeiten in Erwägung gezogen, u. a. sogar die Kandidatur des Herzogs von Braunschweig, des vor den Toren von Paris stehenden feindlichen Feldherrn! Ein Ausfluss ihres Zweifels an der Möglichkeit eines Sieges der Franzosen über die Koalition. Jedenfalls aber ist für das Verhalten der Girondisten charakteristisch, dass Roland, ihr Parteiminister, noch am 5. September den Septembriseurs aus eigener Tasche den klingenden Lohn für ihre Würgertaten auszahlte. Später jedoch suchen die Girondisten und deren Historiker die Freveltaten dieser schrecklichen Tage auf Marat, Danton und Robespierre abzuwälzen, während der Letztgenannte sogar noch im Juni 1792 sich gegen die Errichtung einer Republik erklärt hatte und erst, als die Deutschen sich entschlossen auf Paris zu marschieren, „um den König zu befreien und die Jakobiner zu bestrafen“, und der Hof seine Vorbereitungen traf, „um Paris eine Schlacht zu liefern“, sich zum Appell an das Volk verstand, indem er sich mit Marat und den Männern der Sektionen d. h. mit der Kommune verständigte. Diese Appellation an das Volk hatten gerade die Girondisten vermeiden wollen und deswegen eben, trotz des Einspruches und Abratens von Marat und Robespierre, der Koalition den Krieg erklärt, der, wie sie meinten, eher die Machtbefugnisse und Gewalt des Königs einzuschränken und sie ihm zu entwinden vermöge, als jene Aufrufung des Volkes, die sie ihrerseits fürchteten und auch zu fürchten hatten. Und hierin wieder begegneten sich die Girondisten mit den Plänen des Hofes, der die Invasion herbeigerufen, mit denen der Geistlichkeit, die ihre Privilegien schützen und nicht den Eid auf



die Verfassung leisten wollte, und denen der fremdländischen Regierungen, die einmal den revolutionären Geist in ihren Ländern bannen und dann die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen wollten, das vom Bürgerkrieg zerrissene und durchwühlte Frankreich zu berauben. All dies erkannte Marat und schleudert den Girondisten das Wort entgegen: „Weil Ihr den Appell an das Volk nicht wollt, wollt Ihr den Krieg!" Gerade aber Marat, die Kommune bzw. der Ueberwachungsausschuss haben, nachdem am 4. September die „Gesetzgebende Versammlung" gegen das Königtum und die verschiedenen Kronprätendenten sich ausgesprochen hatte, diese Entscheidung sogleich den Sektionen von Paris mitgeteilt und schleunigst alles getan, um in den Gefängnissen den Morden Einhalt zu bieten und um zu verhindern, dass diese auf die Strasse sich fortpflanzten (Aulard, Hist. de la Rév.). Noch während der Mordtage retteten zudem die Männer und Kommissäre der Kommune und des Ueberwachungsausschusses mit eigener Lebensgefahr eine grosse Zahl von Insassen der Gefängnisse. Dies geht aus den Berichten der Augenzeugen über die Septembermorde hervor, z. B. dem der Pauline de Tourzel, des Abbé Sicard, Maton de la Varenne u. a. m.

Marat's Schuld an diesen Morden wird eigentlich durch nichts anderes als durch jene Unterzeichnung des Dekretes begründet; sie war jedenfalls nicht grösser und nicht geringer als z. B. die der Girondisten bzw. deren Minister Roland und Serrant, die durchaus wussten, was in den Gefängnissen vor sich ging. Allein aus Furcht vor der Rache der Emigration, vor der der Unabhängigkeit der Nation drohenden Gefahr und vornehmlich vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges hielten sie sich zurück und wollten sich nicht einmischen, billigten im geheimen nicht nur jene grauenvollen Taten, sondern belohnten sie noch nachträglich! All das, wie Michelet mit Recht sagt, aus Furcht und dem Bestreben, ihre Macht zu wahren! Die „wölfische" Natur Marat's durch jene Unterzeichnung beweisen wollen, heisst sonach einem Roland, Serrant, Brissot und allen anderen Girondisten den gleichen Charakter gleichfalls zuerteilen! Zumal deren Motive selbstsüchtig waren und der Furcht entsprangen, während Marat aus reiner Liebe zum Volke handelte und nach dem lebte, was er lehrte, gleichviel ob er gewusst oder nicht gewusst haben sollte, ob das recht war, was er vertrat und lehrte!

Marat soll weiter ein Charlatan gewesen sein? Man höre, was er seinen Gegnern über seine Elektrotherapie im besonderen und die Medizin als Heilkunst im allgemeinen entgegenhält: „Die Heilkunst, diese so notwendige, nur leider noch so unvollkommene Kunst verdankt die meisten ihrer Fortschritte der Empirie, einer traurigen und blinden Routine, die immer nur eine kleine Anzahl von Heilungen für den Preis von tausend Toten eintauscht, gerade als ob die Natur sich immer nur



mit Gewalt die Wohltaten abringen liesse, die sie bietet. Gleichwohl ist die Empirie ... die feste Grundlage, auf welcher wir fussen und in Ermangelung von etwas Besserem müssen wir, wohl oder übel, die mittels der Elektrizität erzielten Erfolge einfach registrieren, ohne dass wir den Grund hierfür exakt wissenschaftlich angeben können." Spricht das ein Charlatan, kann ein solcher je so sprechen?

Marat soll ein „Plagiator" gewesen sein? Abgesehen davon, dass wir nach einem Ausspruch Lessings, alle nur auf den Schultern unserer Vorgänger stehen, dürfte allein aus dem hier über Marat Skizzierten einmal bereits hervorgehen, dass er nicht nur nicht ein Plagiator gewesen, sondern ein durchaus origineller Denker, dann aber mag man hier noch das Urteil eines Sachverständigen hören, des Physikers und Professors an der medizinischen Fakultät Lyon, L. Didelot, das er in seinem Werke: „Marat physicien" über ihn ausspricht. Didelot äussert sich (Cabanès S. 258) folgendermassen: „Die wissenschaftlichen Arbeiten und Leistungen Marat's sind ungeheuer wichtig. Geniale Ideen und originelle Experimente finden sich darin im Ueberflusse. Die Experimente sind besser ausgeführt als dies gemeinhin zu seiner Zeit geschieht. Es zeigt sich an ihnen eine wirklich wissenschaftliche Methodik. Wenn allerdings seine Schlüsse oft daneben hauen, so liegt dies nicht an dem Experimentator, sondern allein an der Schwierigkeit des Gegenstandes."

Dieses Urteil eines modernen Physikers und Sachverständigen bezieht sich vornehmlich auf das Maratsche Werk: „Découvertes de M. Marat sur le feu, l'électricité et la lumière" ... (1779), das der französischen Akademie der Wissenschaften seinerzeit zur Prüfung vorgelegen und allerdings nur teilweise ihre Approbation gefunden hatte. Mit gleichem Recht lässt aber jenes Urteil sich auf alles andere von Marat Geleistete beziehen.

Im Eingange meiner Arbeit erwähnte ich bereits das Werk Marat's: „Der Mensch oder Grundlagen und Gesetze des Einflusses der Seele auf den Leib und des Leibes auf die Seele." Marat spricht hier von „Gesetzen", besser hätte er von „Regeln" gesprochen. 1772 war die erste Auflage dieser Schrift in England, in englischer Sprache, unter dem Titel: „Ein Essay über die menschliche Seele" anonym erschienen, 1773 gab Marat unter Nennung seines Namens in vermehrter und veränderter Gestalt seine Studien über den Leib und die Seele unter dem oben zitierten neuen Titel heraus. Diese zweite Auflage umfasst drei starke Bände. Die zwei ersten Bände lagen mir im Original, in französischer Sprache vor und bildeten den Inhalt meines zweiten am 9. Januar 1914 gehaltenen Vortrages. Den dritten Band habe ich vergeblich aufzutreiben versucht. Er enthält neben Ergänzungen zu den beiden ersten Bänden, wie aus der Vorrede Marat's



zu entnehmen ist, weitere Beobachtungen und Studien über den Einfluss der Seele auf den Körper und umgekehrt, über die Wirkung der Geschlechtsverschiedenheit, des Temperamentes, der Konstitution auf den menschlichen Organismus und dessen Seele und behandelt ferner deren beider Veränderung durch die Bodenbeschaffenheit, Umgebung, Klima und Lebensweise. Demnach eine fast moderne Betrachtungsweise des Menschen, die schon als soziologische anmutet im Jahre 1775 bzw. 1773 und ihre Herkunft teils von Locke, teils von Condillac nicht verleugnen kann; denn diese beiden lassen bereits die ganze Entwickelung des Menschen von dessen Anlagen und Qualitäten, von dessen Erziehung und äusseren Umständen abhängig sein. Nach meinem Studium der beiden Bände muss ich das Urteil Mamlock's über Marat's „de l'homme" strikte zurückweisen. Mamlock bezieht sich hier wiederum auf Taine, der im ganzen ein unzuverlässiges, voreingenommenes und von politischer Feindschaft getrübtes Urteil über Marat fällt und dessen Arbeiten auch gar nicht einmal zu würdigen verstand. Richtig ist, dass das Urteil des damaligen gelehrten Frankreich, besonders der Philosophen, ein sehr abfälliges über diese Arbeit Marat's war und auch das ist richtig, dass Marat den „Sitz" der Seele in die Meningen verlegt. Ganz abgesehen davon, dass man überhaupt nicht von einem besonderen „Sitz der Seele" sprechen darf, wenn auch dies heute noch gang und gäbe ist, sondern vielmehr diesen völlig ungerechtfertigten und wissenschaftlich unzulässigen Terminus gleichfalls als einen absurden a limine ablehnen muss.

Vor allem von Voltaire wurde Marat scharf kritisiert, angegriffen und lächerlich gemacht. Marat hatte neben ihm in seinem Buche noch andere namhafte Männer, wie Haller, Helvetius, le Cat, einen damals angesehenen Anatomen und Physiologen, dessen Arbeiten über das „Nervenfluidum" seinerzeit von der Berliner Akademie preisgekrönt waren, und die Enzyklopädisten heruntergezogen und ihnen Irrtümer nachzuweisen versucht. Teilweise mit Recht! Auch sonst finden sich in dem Werke sehr feine, weit über seine Zeit hinausgehende physiologische, philosophische und psychologische Beobachtungen, Bemerkungen und Tatsachen. So z. B. wenn Marat von der Seele erklärt, sie sei zwar einheitlich, aber gleich dem Leibe nicht einfacher, sondern zusammengesetzter Natur. Daher vermöge sie auch mehrere Organe gleichzeitig zu aktivieren und in Ruhe zu setzen. Voraussetzung sei jedoch hierfür, dass das Nervensystem völlig gesund, ohne Hemmung, ohne Ermüdung, ohne Lösung seiner Kontinuität, etwa durch Schnitt oder dgl., sei. Er wirft die Frage auf, ob nicht die Empfindung eine Eigenschaft aller Materie sei. Beantworten könne er allerdings diese Frage nicht; denn die Natur sei von Grund der Dinge aus uns nicht bekannt. Nur die Beziehungen der Vor-



gänge und Dinge zueinander seien uns erforschbar und können von uns zur Erkenntnis gebracht werden! Das ist beinahe Kantisch gedacht und gesprochen! Vielleicht auch Plagiat? Die Jahreszahlen sprechen dagegen. Denn 1775 ist das Werk in französischer Sprache in Amsterdam bei Marc-Michel Rey verlegt und erschienen, 1781 erschien Kants „Kritik der reinen Vernunft". Die Ursache für die Unterschiede in den Geistesanlagen und -äusserungen sieht bereits Marat in dem Zustande der mit ihnen verknüpften Organe bzw. des leiblichen Organismus im ganzen. „Jeder verdankt seinen Charakter, seine Geistesanlagen und -äusserungen, seine seelische Verfassung der Konstitution seines Leibes!"

Wenn aber Marat den „Sitz" der Seele in die Meningen verlegen zu müssen meinte, so ist dies allerdings nach unseren heutigen Anschauungen eine Absurdität; keine grössere als die der Annahme seiner Zeit von dem „Nervenfluidum", einer Hypothese, die auch Schiller seiner Dissertation (1780): „Ueber den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" zugrunde gelegt hat. Marat's Annahme entspricht aber seinen Anschauungen über den Ein- und Ausgang der Nerven und ist daher von ihm durchaus logisch gedacht und entwickelt. Er begründet seine Ansicht folgendermassen: „Die Meningen sind," wie er glaubt, „die Sammelstelle aller Nerven; diese wieder sind aus sich heraus der Empfindung fähig. In den Meningen müssen daher sich alle Empfindungen vereinigen, deshalb muss auch die „Seele" in ihnen ihren „Ort" haben, zumal sie sich aus den Empfindungen zusammensetze und als einheitliches Wesen einen „Sitz" erfordere. Absurdität ist zwar die Verlegung der Seele in die Meningen, aber keine grössere als z. B. die Annahme eines Cartesius, der den „Sitz" der Seele bekanntlich in die Zirbeldrüse verlegt, oder die weniger grobe Anschauung, nach welcher das Höhlenwasser im Nervensystem den „Sitz" der Seele darstellen sollte! Soll man aber deswegen die ganze Lehre Descartes' in Bausch und Bogen verwerfen, wie dies Mamlock mit dem Werke Marat's tun möchte?

„Ohne Empfindbarkeit und ohne Eindrücke," führt Marat an anderer Stelle aus, „gibt es keine Empfindung, ohne Begriffe keinen Verstand und umgekehrt." „Ohne Seele führe der Körper nur ein vegetatives Leben, erst sie bringe ihn zur Harmonie und Einheit. Die Fähigkeiten der Seele erkennen wir nie unmittelbar, sondern erst aus ihren Wirkungen. Diese Fähigkeiten sind: Gedächtnis, Empfindung, Intelligenz und Willen."

Ueber das Mitleid äussert M. sich dahin, dass es ein erst durch die Gemeinschaft der Menschen ihnen gewordenes Gefühl sei. Mittels der Vernunft erst sei es wirklich; denn erst sie lehre uns, dass wir uns mit dem Leidenden identifizieren!



Soviel von den „Absurditäten des Inhalts", dem ich noch vieles andere entnehmen könnte, das Marat als einen logischen, fast modernen Denker zeigt.

Der Einfluss Locke's und Hume's und ihres Realismus bzw. Empirismus auf Marat und sein Werk ist unverkennbar. Ueberdies haben gerade englische Gelehrte und Zeitgenossen, so der Lord Lyttleton, der Professor an der Universität Cambridge M. Collignon, u. a. über Marat's „de l'homme" sich sehr anerkennend geäussert. Sie rühmen das Talent und die Kenntnisse des Autors als Physiologen, Philosophen, und Psychologen und Lyttleton's Anregung ist es zu verdanken, dass Marat sein Werk in zweiter vermehrter Auflage herausbrachte. Bis zu einem gewissen Grade zeigt Marat sich in diesem als Materialist und folgt andererseits dem Sensualismus eines Condillac und Diderot gleichfalls nur bis zu einem bestimmten Punkte. Die Lehren La Mettrie's und des Baron Holbach lehnt er im ganzen ab; sie sind für ihn nur in dem Sinne gültig, als sie ihm das Fundament liefern, mit dem sich das Seelische aufbaut. So lehnt er es u. a. ab, erklären zu können, wie ein stoffliches Element auf ein seelisches zu wirken vermöge, und bekennt sich als Spiritualisten in den Kapiteln, die über die Seelenäusserungen handeln. Die Richtungen des Materialismus und Spiritualismus sucht er in Einklang miteinander zu setzen und sieht im Menschen gleich Bonnet ein „être mixte" von Leib und Seele. Auch anatomisch-physiologisch feine Beobachtungen und Bemerkungen sind in dem Werke zu finden. So z. B. über die Muttermale, Verstümmelungen, Duplizitäten und andere Anomalien, die von Kindern auf die Welt gebracht werden. Er führt dies auf physikalisch-mechanische Verhältnisse bei der Lagerung des Fötus im Mutterschosse zurück, den Kreislauf des Kindes im Uterus. Versehen und die häufig in der Schwangerschaft sich zeigenden abnormen Gelüste der Mütter sind dabei irrelevant. Denn „die Empfindungen haben schon keine Aehnlichkeit mit den Dingen, von denen sie herrühren, wie sollten also Wünsche, Gelüste oder Schreckgestalten stoffliche Darstellungen ihrer Objekte zustande bringen?" Er tritt damit nicht nur Vorurteilen seiner Zeit, die selbst Anatomen und Physiologen noch hatten, entgegen, sondern zeigt sich hier uns im ganzen grossen als einen logischen Denker, guten Physiologen, Philosophen und zugleich Psychologen.

Scharfes logisches Denken und hohe psychologische Einsicht in die Verhältnisse und Menschen kennzeichnen nicht bloss Marat's theoretische Arbeiten, sondern auch seine praktische und spätere politische Tätigkeit. Er erfasste die Situationen der verschiedenen Phasen, die die Revolution durchlief, mit einem Verständnis, das geradezu hellseherisch genannt werden könnte, wenn man eben nicht wüsste, dass er dies seiner Logik und seinen psychologischen Einsichten in das Milieu und die Charaktere

verdankte. Er sagte und sah stets voraus, was kam, und jedes neue Stadium der Revolution bestätigte seine Voraussage und Voraussicht. Hieraus fliesst zum Teil jene Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die er auch mitten in der Revolution als verfolgtes und gehetztes Wild zeigte. Er hatte begriffen, dass die Revolution nicht eine abstrakte, theoretische sein dürfe, sondern eine Volksrevolution, in und mit der der Sieg des Volkes sich verknüpfte, es allein um ihn sich handele und jeder Augenblick für dessen Sieg ein bestimmtes Handeln und Tun erfordere.

Für all dies finden sich viele Beweise in seinem „l'ami de peuple“ ou „le Publiciste Parisien“, der im September 1789 von Marat gegründet und trotz vieler Verfolgungen und häufigen zeitweiligen Unterdrückungen von ihm bis zu seinem Tode herausgegeben und redigiert worden ist. Schon in der Nr. 5 dieses Blattes greift er Mirabeau wegen dessen zweideutiger Haltung an. Mirabeau stelle die Gewalt der Beauftragten, der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, über die von deren Auftraggebern, den Flecken, Städten und Provinzen. Vor der Erlangung seines Mandats habe Mirabeau sich anheischig gemacht für ihre Rechte einzutreten, nach dessen Erlangung wisse er ihnen nichts anderes als Achtung und Unterwerfung zu predigen! Allein beim Volke jedoch sei das Recht und die Gewalt, es müsse die Macht und Berechtigung haben, jederzeit seine Repräsentanten zurückzurufen und deren Gesetzgeberei zu anullieren. In späteren Artikeln warnt er das Volk vor Mirabeau, der mit dem Königshof konspiriere, sich bestechen lasse und das Volk verrate. Vorher arm wie eine Kirchenmaus, kaufe sich dieser gefeierte Volksmann und Redner jezt die teuersten Besitzungen und halte sich drei kostspielige Maitressen. Zwei Jahre nach dieser Warnung fand man die Bestätigung des von Marat hier Gesagten in den Papieren des Königs selber.

Eine mächtige Fraktion, so führt er in weiteren Artikeln aus, sei im Schosse der Nationalversammlung verborgen und arbeite hier nur darauf hin, das grosse Werk der Regeneration des Reiches misslingen zu lassen. Sie warte nur ein günstiges Ereignis ab, das ihr gestatte, die Maske abzuwerfen und verhandle in der Nationalversammlung vornehmlich nur Fragen, die die Macht des Fürsten heben und kräftigen können.

Aber auch dem Volke selber die Wahrheit zu sagen scheut er sich nicht! „Es solle sich nur nicht einbilden, dass es die Revolution gemacht habe. Nur der Feigheit der Herrschenden und dem Zusammentreffen günstiger Umstände habe das Volk die Revolution und deren bisherige Errungenschaften zu danken!“ Die „Märchennacht des 4. August“ verspottet er dadurch, dass er hervorhebt, nur „angesichts des Flammenscheins der brennenden Schlösser hätten in jener Nacht die Privilegierten die „Seelengrösse“ gefunden, ihre Privilegien aufzugeben!“



Er sieht es als seine Pflicht an stets und überall Alarm zu schlagen; denn das sei das einzige Mittel, die Nation vor dem Sturz in den Abgrund zu bewahren. Er deckt die Unterschleife auf, die z. B. Herr v. Beaumarchais gemacht hat. Rücksichtslos schilt er die, welche die Revolution nur zum Mittel machten, sich zu bereichern und gute Stellungen für sich zu ergattern! Das Stadtparlament müsse von den höfischen Elementen gereinigt werden, von den „Staatsblutegeln", die darin Unterschlupf gesucht und gefunden haben. Er wirft ihm seine Untätigkeit angesichts des kommenden Winters vor, in dem Paris hungern werde, wenn nicht Tag und Nacht gearbeitet werde. Die Staatsausgaben müssen reduziert, die hohen Pensionen verringert werden. Die Misswirtschaft und Korruption in der Verwaltung sei unbeschreiblich. Neckers Finanzpläne zerpflückt er völlig. Kein Wunder, wenn alle diese Angriffe, die übrigens sich später als völlig berechtigt herausgestellt haben, Beilly, Necker, Seyès, Lafayette u. a. m. gegen ihn aufbrachten, sein Blatt konfisziert und gegen ihn Haftbefehle erlassen wurden. Er stützt sich daher immer mehr auf die kleinen Handwerker und Arbeiter, bekämpft die Aufkäufer, Verteurer und Wucherer von Lebensmitteln, wendet sich dagegen, dass die Kleinhändler und Kleingewerbetreibenden nicht in den Dienst der Pariser Nationalgarde gestellt werden und die Pressfreiheit, nach der Forderung Seyès im Parlament, noch mehr eingeengt werden sollte. Er höhnt die Pariser wegen ihrer ewigen Soldatenspielerei, ihres Selbstberauschens an militärischen Uniformen, Schaustellungen und Aufzügen. Der gemeine Soldat dürfe nicht in die Gewalt der Offiziere gegeben sein, die ihn verpflichten selbst auf das Volk zu schiessen, sobald sie dies für nötig erachten.

Lafayette setzt daher auch alles in Bewegung seiner habhaft zu werden; Marat wird von Spionen umstellt und von Ort zu Ort, Versteck zu Versteck gehetzt. Schliesslich findet er ein sicheres Versteck in den Kellergewölben des Franziskanerklosters und den unterirdischen Gängen des Montmartre.

Durch den mehr als 14 Monate hier währenden Aufenthalt zieht er sich ein schweres Augenleiden mit fast völliger nachheriger Erblindung zu. Ein hartnäckiges, stark juckendes Hautleiden quälte ihn schon vordem und steigerte sich jetzt so, dass es ihn völlig entstellte. Die einen behaupten es sei Syphilis gewesen, die anderen eine Art Lepra (la dartre ou lèpre), wieder andere die chronische Krätze. Gegen die Syphilis spricht m. E. der unerträgliche Juckreiz, von dem er bis an sein Ende geplagt wurde und der eher auf ein lichenähnliches bzw. herpetisches Hautleiden hinweist. Zudem hatte er bereits im Jahre 1774 einen schweren körperlichen Zusammenbruch bei der Abfassung seines Werkes: „Die Ketten der Sklaverei" (in England) erlitten. Eine Folge von übermässiger Arbeit und allzu reichlichem Genuss von starkem



Kaffee, den er, um nachts sich wach zu halten, zu sich nahm. Dazu jene Kopfverletzung im 11. Lebensjahre. In dem unterirdischen Leben als Flüchtling wurden seine nervösen körperlichen Leiden nur noch grösser; er litt hier fast ununterbrochen an Kopfschmerzen, die er mittels Umschlägen von Weinessigkompressen zu lindern suchte, und an mehrere Tage währenden Fieberzuständen, deren Remissionen ihn indes wieder geistig regsam und tätig zeigten. Denn sein Blatt erscheint trotz alledem. Er stellt es nachts beim Kerzenlicht her mit dem Schreibzeug auf den Knien; er verschafft sich Druckerpressen, mit denen er selber es druckt, um es als Flugblatt verbreiten zu lassen. Seine Artikel werden immer leidenschaftlicher und aufreizender. Er fordert das Volk auf zu den Waffen zu greifen, den König aus St. Cloud zu holen und bewachen zu lassen, die Oesterreicherin einzusperren, da sie mit den Ausländern gegen Frankreich konspiriere und dies nur dadurch ihr unmöglich gemacht werden könne. Geschehe dies nicht, so würden sich die privilegierten Stände in kurzem wieder erheben und der Despotismus ärger wüten als zuvor! „Fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe hätten Euch Ruhe, Freiheit und Glück gesichert. Falsche Sorglosigkeit hat Euren Arm gelähmt, Eure Schläge zurückgehalten; das wird Euch das Leben einer Million Eurer Brüder kosten. Erlangen Eure Feinde nur einen Augenblick das Uebergewicht — in grossen Strömen wird das Blut Eurer Brüder fliessen! Ohne Mitleid werden sie Euch erwürgen!"

Das ist das berühmte oder auch berüchtigte Flugblatt, das immer wieder als Beweis für den kalten Blutdurst Marat's zitiert wird. Sonst ist jedoch in seinen Schriften nichts zu finden, das auf kalte Grausamkeit, kühle Berechnung und Blutdurst schliessen lässt. In einer späteren Zeit, als man ihm dieses Flugblatt zum soundsovielten Male vorgeworfen, sagt er hierüber folgendes: „Sie nennen mich grausam, obgleich ich kein Insekt leiden sehen kann. Aber wenn ich fand und finde, dass, um einige Tropfen Bluts zu sparen, man zulässt, dass später ganze Blutströme vergossen werden müssen, dann erfasst mich tiefe Empörung gegen unsere törichte Rücksichtnahme auf unsern grausamen Feind. Narren, die wir so erpicht sind, ihnen die Schrammen zu sparen."

„Wenn sie eines Tages wieder die Uebermacht erlangen sollten, dann sollt ihr sehen, wie sie die Provinzen verheeren werden, Feuer und Schwert in ihrer Hand, wie sie alles erschlagen werden, was ihnen widerstehen will; dann werden eure Brüder einfach massakriert, eure Weiber und Kinder geschlachtet, die Städte niedergebrannt."

Der fernere Gang der Revolution hat dies später bestätigt. Der „Blutmensch" hat übrigens sich häufig gegen Hinrichtungen unwissender Personen gewandt, die sich an monarchistischen Kundgebungen und Aufläufen beteiligt hatten. Im Anfang der Revolution war



Marat sogar Monarchist. Er vertritt in seinen aus dieser Zeit herrührenden Schriften noch die Meinung, dass Frankreich nur mit einer monarchistisch-konstitutionellen Staatsform gesunden könne. Erst als er, bei der Beratung der Verfassungsfragen in der Nationalversammlung, einsieht, dass der König zu ihnen eine mehr als zweideutige Stellung einnimmt, seine Versprechungen nicht hält und völlig von den jeweiligen Stimmungen des Hofes sich abhängig zeigt, wandelt sich Marat's Meinung über den König und die Monarchie zugleich mit der von dem „guten“ Charakter des Monarchen. Seine bisherige Achtung wird zur Verachtung des Königs, die sich steigert, als er erkennt, dass der König mit dem Ausland gegen das französische Volk konspiriert. Er macht ihn für das Blutbad in Nancy verantwortlich und ruft aus: „Entweder ist er ein gemeingefährlicher Idiot, den man absetzen muss, oder ein Ungeheuer!“

Ich habe diese Blütenlese aus dem „l'ami de peuple“ Marat's hier wiedergegeben, um damit zu beweisen, dass ein Geisteskranker unmöglich diese Einsicht in den Gang seiner Zeitepoche haben konnte. Marat's Uebermass an Temperament, seine Leidenschaft, seine Rücksichtslosigkeit treten allerdings scharf hervor, ebenso seine Ueberreiztheit und Gereiztheit, die schon vordem in seinen wissenschaftlichen Schriften an ihm kenntlich sind; durch die Leiden, Verfolgungen, Entbehrungen, Haftbefehle, das unstäte Flüchten von Versteck zu Versteck, durch die Verhaftungen, Anklagen, Freilassungen, durch die Ueberarbeitung und Krankheit mussten die Explosionen seiner Leidenschaft und seine Psychoneurose noch gesteigert werden und wurden es. Nirgends aber lässt sich in seinen Schriften eine Spur von Geisteskrankheit, oder von Paranoia oder Paralyse erkennen. Schon z. B. die Wandlung in seiner Auffassung dessen, was Frankreich frommen könnte und zunächst völlig übereinstimmte mit dem, was er in seinen „Ketten der Sklaverei“ 1774 bereits vertreten hatte, die monarchistisch-konstitutionelle Staatsform, schon die Wandlung in dieser Frage kann gegen die vermeintliche Paranoia ausgeführt werden. Ein Paranoiker lässt sich in seinen Ideen und seinem System nicht von den gegebenen Verhältnissen beeinflussen. An Paralyse ist aber ganz und gar nicht zu denken! Nichts in seinem ganzen Lebenswerke deutet darauf hin. Ein Neurastheniker hohen Grades, ein von schweren körperlichen Schmerzen gepeinigter, von Fiebern (einer Art Sumpffieber) geschüttelter, von schwerem Hautleiden gequälter Mann, aber kein organisch Hirn- oder Geisteskranker war Marat. Leider ist ein Manuskript von Aufzeichnungen, die Dr. Simplice alias Amadeus Latour nach den Mitteilungen des alten Souberbielle, des Arztes von Desmoulins, Robespierre, Danton und Marat, im Besitz hatte und die wertvolle Angaben über Marat's Krankheitserscheinungen enthielten, bei dem Bombardement von Cha-



tillon durch die Preussen im Jahre 1871 verloren gegangen. Nach Cabanès soll dieses wertvolle Schriftstück in die Hände der Preussen gekommen sein. Vielleicht findet es sich hier bei uns irgendwo noch vor. Nachforschungen hiernach wären jedenfalls verdienstlich, und seine Wiederauffindung könnte vielleicht manches noch erhellen, was wir über die Krankheit Marat's nur vermuten.

Der angebliche Blutdurst, der Marat erfüllt haben soll, könnte mit gleichem Rechte selbst Brissot, dem Girondisten, vorgeworfen werden; denn dieser gemässigte Republikaner und Präsident der Nationalversammlung fordert ohne Bedenken und Umschweife in einem seiner Flugblattartikel die Guillotine für die, die er die „Anarchisten“ nennt, d. h. für die, welche von aussen her die Bergpartei der Jakobiner, deren Häupter Robespierre, Marat und Danton waren, beherrschten, welchen selbst diese häufig nicht durchgreifend genug schienen, jedoch wegen der umsichgreifenden royalistischen Umtriebe folgten und folgen mussten. Zwei Wege standen offen, entweder die „Anarchisten“ liessen sich von den Girondisten guillotinieren, und es war damit den Royalisten Tür und Tor geöffnet, oder die Girondisten mussten aus dem Konvent verjagt werden. Marat entschied sich für das letzte, um die Revolution, die Sache des Volkes gegen das Königtum zu retten, so sehr auch er darauf ausging, den Bürgerkrieg zu vermeiden! Je mehr man die Geschichte der Revolution verfolgt, um so verständlicher wird das, was Marat gefordert und getan hat. Die Historiker, die meist den Girondisten angehören, haben seine Taten entstellt und verzerrt uud ihm noch nach seinem Tode die grössten Schändlichkeiten angehängt; selbst seine wissenschaftlichen Leistungen haben sie heruntergesetzt und ihm sogar die von Laien und Philistern als schimpflichste angesehene Krankheit aufgemutzt, die Syphilis! Marat sah und sagte, lange vor allen anderen, die Intriguen eines Mirabeau, Lafayette, den Verrat Dumouriez' und vieles voraus, was sich nachher als Tatsache herausstellte. Er sah keine Gespenster, hatte keine Halluzinationen, sondern nur einen besseren und richtigeren Blick als alle anderen, selbst als Robespierre und Danton, die doch mit ihm die gleichen Ereignisse beobachten konnten. Weil Marat fast alles Kommende vorausschaut, erkennt und voraussagt, daher seine Eitelkeit, seine bis zur Hartnäckigkeit sich steigernde Konsequenz. Als er ermordet wurde, verlor das Volk in ihm seinen hingebendsten Freund und Sachwalter, der trotz aller persönlichen Gefahren und Leiden ihm in Liebe treu geblieben. Er hatte eine wahrhafte Intuitionsgabe und besass die Auffassung für das Ganze. Wer die neuere Geschichte der Revolution und die Forschungen über Marat kennt, kann unmöglich das Urteil Mamlocks gut heissen. Die vierbändige „Geschichte der Revolution“ von Jaurès und der „Marat inconnu“ von Cabanès geben ein völlig anderes Bild von Marat, als die Historiker und Forscher, die



Mamlock gelesen zu haben scheint. Er nennt ihn einen „Arzt aus der französischen Schreckenszeit". Zum mindesten müsste er doch wissen, dass diese vom Juni 1793 bis Juli 1794 gedauert hat. Als sie begann, war M. bereits schwer krank, fast blind und am 13. Juli 1793 wurde er, auf ein gegen ihn, Robespierre und Danton gerichtetes Komplott der Girondisten hin, von der Corday ermordert. Vielleicht würden die Männer vom Wohlfahrtsausschuss gar nicht diese Phase der Revolution haben errichten und in der grausamen Art ausfüllen können, in welcher sie dies getan, wenn Marat am Leben und tatkräftig geblieben. Das Urteil, das Jaurès über diesen „Blutmenschen" und zweiten „Nero" fällt, verdient mehr als bisher auch bei uns beachtet zu werden, zumal er nicht allein damit steht und es sich aus noch vielen anderen Materialien und Artikeln belegen lässt, als die hier nur skizziert werden konnten. Auch Chèvremont in seinem „Marat" sagt, dass Marat recht hatte, als er von sich sagte, „die Schriften, die er im Anfang der Revolution veröffentlicht hatte — ‚Offrande a la Patrie', ‚Plan de Constitution', ‚Législation criminelle' und die hundert ersten Nummern des ‚l'Ami de peuple' — wären voller Schonung, Vorsicht, Mässigung, Menschenliebe, Freiheit und Gerechtigkeit gewesen" (2. Band, S. 215). Erst nachher zeigen sie die grosse Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit, rufen sie das Volk zu den Waffen, fordern sie die Diktatur; allein nicht etwa aus Ehrgeiz fordert Marat diese, um vielleicht selber Diktator zu werden, sondern einzig und allein einen Polizeidiktator, der ohne jede Herrschaftsautorität die Revolution durch ihre Krisen hindurchzuretten vermöchte, indem er die royalistischen Umtriebe überwacht.

Es dürfte wenig Menschen geben, deren Charakterbild in der Geschichte derart verunglimpft worden ist, wie das Marat's. In Frankreich hat man es längst gereinigt und gerettet; die höchste Zeit, dass man auch bei uns, in Deutschland, davon endlich Kenntnis nimmt und nicht immer die „ollen Kamellen" über Marat aufwärmt. Spöttisch nennt ihn Mamlock „Kollege Marat"; dieser Kollege war jedoch nicht so uneben, wie mancher, den wir Kollegen nennen. Sein Lebensgang in der Medizin, den Wissenschaften, der Politik und als Mensch schlechthin ist ein Leidensgang gewesen. Sicherlich die Folge seines leidenschaftlichen, hartnäckigen Temperaments. Er verdient indessen nicht Verachtung, sondern Beachtung und die höchste Achtung, keinesfalls weitere Schmähung und Verunglimpfung!

Ueber die Psychoanalyse der Züricherschule.

Vortrag, gehalten in „Göteborgs Läkaresällskap“, den 27. März 1918.

Von

Emanuel von Geijerstam, Göteborg.

Bekanntlich hat die Züricherschule, was die Bedeutung der Sexualität in der Pathogenese und Therapie der Psychoneurose betrifft, eine Auffassung, die sich von der durch Freud und seine Schule vertretenen wesentlich unterscheidet. Der bedeutendste Repräsentant der Züricherschule, C. G. Jung, hat seinen Standpunkt u. a. in einer Abhandlung „Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie[1])“ dargelegt. Während Freud das Primäre der Neurose, abgesehen von konstitutionellen Momenten, in einer gewissen Beschaffenheit der infantilen Sexualität findet, sieht Jung das Primäre in dem Zurückweichen vor der Lebensaufgabe, welches Zurückweichen bewirkt, dass die Phantasie des Kranken nach infantilen Bahnen hingleitet (libido regrediiert nach der Terminologie Jungs), wobei die infantilen Komplexe aktualisiert werden. Der pathogene Konflikt liege in der Jetztzeit, sagt Jung, nicht in der Vorgeschichte des Kranken. Da der Oedipuskomplex, welcher bekanntlich von Freud als der Kernkomplex vielleicht aller Neurosen aufgefasst wird, bei allen Menschen mehr oder weniger vorhanden ist, weil die infantile Sexualität der Neurotiker sich von der der Gesunden oft gar nicht unterscheidet, hält Jung es für undenkbar, dass man hier das Wesentliche in der Art der Neurose zu suchen hat. Das ätiologisch Bedeutungsvolle in affektbetonten Erlebnissen und Eindrücken sexueller oder nicht-sexueller Natur liegt nicht in diesen an und für sich, sondern in der Weise, in welcher der Betreffende sie in seiner Phantasie bearbeitet. Jung hebt hervor, wie zum Beispiel der Neurotiker den Eltern und ihrer verdrehten Erziehung die Schuld seiner Krankheit gibt, und dass der Einfluss der Eltern auf die Kinder soweit gehen kann, dass er ihr Tun und Lassen, auch wenn sie schon erwachsen sind, determiniert. Man hat auch in der Analyseliteratur eine Traumatophilie erwähnt, durch welche Unglücksfälle unbewusst arrangiert werden. Freud hebt schon 1906[2]) hervor, dass er die Frequenz der infantilen Sexualtraumen früher überschätzt habe, weil er damals die Erinnerungsfälschungen der Hysterischen von wirklichen Erinnerungen noch nicht unterscheiden konnte. Und in der „Traumdeutung“[3]) sagt Freud: „Nicht

[1]) Jahrbuch f. psychoanal. u. psychopathol. Forschungen, V. Band, I. Hälfte 1913.
[2]) Meine Ansichten über die Rolle der Sexualität in der Aetiologie der Neurosen, Sammlung kleiner Schriften usw. Seite 223—224.
[3]) Zweite Auflage, Seite 304.



an den Erinnerungen selbst, sondern an den auf Grund der Erinnerungen aufgebauten Phantasien hängen erst die hysterischen Symptome." Es ist zu bemerken, dass die meisten der Lehren Jungs bei Freud in nuce befindlich sind. Jung hat auch betont, dass diese Lehren nur eine Fortsetzung und Erweiterung der Freudschen sein wollen. Jung zeigt mit vollem Rechte, dass es im Grunde genommen gleichgültig ist, ob ein Trauma sich tatsächlich oder nur in der Phantasie ereignet hat. Es hat in beiden Fällen dieselbe pathogene Bedeutung. Wenn die Kritik dann das Hervorbringen von Phantasien während der Kur zu einem Angriffspunkt auf diese nimmt, ist dies nach Jung ein Hieb in die Luft, denn die Neurose ist auf bewussten oder unbewussten Phantasien infantiler Art aufgebaut, welche gerade dann erscheinen, wenn der Betreffende vor einem Konflikte zurückscheut und seine Libido nicht wie ein vernünftiger Mensch für die Lebensaufgaben gebraucht. Es seien neurotische Phantasien, die wir analysieren, sagt Jung. Wenn der Neurotiker vor einer Schwierigkeit steht, weicht er ihr aus, statt sie zu überwinden. Er benimmt sich dann wie ein Kind, wird der Stütze, Liebe und Zärtlichkeit bedürftig, oder er kommt auch wieder in dieselbe Stimmung des Trotzes und der Aggressivität hinein, die er einmal z. B. im Verhältnisse zu dem Vater gehabt hat. Dann wird mit anderen Worten der Oedipuskomplex akut, dann kommt das Kind im Neurotiker, welches er niemals überwunden hat, zum Vorschein. Wenn die Verwandten des Neurotikers zu ihm „du bist kindisch" sagen, haben sie deshalb mehr Recht, als sie selbst verstehen. Das Primäre in der Neurose wäre daher in Trägheit, Faulheit, Arbeitsunlust zu suchen.

Dieser Gesichtspunkt ist bei der Freudschen Schule auf die lebhafteste Opposition gestossen. Ihre Repräsentanten heben das Absurde darin hervor, die allgemein menschlichste von allen Eigenschaften, die Trägheit und Faulheit, als den besonderen Grund der Neurose anzunehmen. Man sieht — nebenbei — dass diese sich über die Trägheit in derselben Weise aussprechen, wie Jung über die Sexualität. Weiter hat man gegen Jung betont, dass Trägheit und Faulheit neurotische Symptome, aber keineswegs Ursachen der Neurose seien. Dieser Gesichtspunkt kann wohl auch ziemlich annehmbar sein. Ich will auch gern zugeben, dass wenige Probleme mir persönlich in bezug darauf, was für eine Stellung ich dazu einnehmen sollte, schwieriger waren. Jung hebt aber hervor, und meiner Ansicht nach mit vollem Rechte, dass der erwähnte Einwand nur dann gültig ist, wenn der Kranke weiss, welche Aufgaben er zu erfüllen hat, und das nicht nur „akademisch", in allgemeinen theoretischen Konturen, sondern auch in Kleinigkeiten, und fügt hinzu, dass dies das ist, was der Neurotiker gerade nicht tut. Wie richtig diese Auffassung ist, habe ich mehr und mehr eingesehen. Vor vielen Jahren, als ich noch gegen die Psychoanalyse ziemlich skeptisch war,



äusserte ich hier in einem Vortrage[1]), dass die Prognose mehr von der Art der Moralität des Kranken, als von der Art der Neurose abhängig ist. Es war mir schon damals klar, dass das Ueberwinden einer Neurose eine ethische Aufgabe wäre. Der Neurotiker, dem das Leben viel zu bieten hat, d. h. der unter guten pekuniären oder persönlich günstigen Verhältnissen lebt, oder in seinem Beruf geschickt ist, ist leichter zu heilen, als derjenige, der vom Leben wenig zu erwarten hat, dies mag nun in äusseren Verhältnissen oder in mangelnder sozialer Kompetenz begründet sein. Die psychoanalytische Arbeit der letzten Jahre hat mich noch mehr in der Auffassung bestärkt, dass der Kern des Neuroseproblems ethischer Natur ist. Der Kranke meint allerdings, er habe eine ebensogute Moral wie andere Menschen, und es ist offenbar, dass er dabei im guten Glauben ist. Wenn man ihn aber näher beobachtet, bekommt man eine andere Auffassung. Der Kranke leidet eben an einer unglaublichen Unfähigkeit und Unlust, sein eigenes ethisches Minus zu sehen, sein eigenes Zurückweichen vor dieser oder jener Lebensaufgabe.

Eine Frau, an Angsthysterie mit Phobiesymptomen leidend, erzählt z. B., dass sie, wenn es ihr besser geht, ihre Kinder liebt und mit Interesse ihre mütterlichen Pflichten erfüllt; wenn es ihr schlechter geht, findet sie die Kinder lästig, ihr Lärmen quält sie. Dass dies mit Moral zu tun hat, ahnt sie nicht und spricht dabei bona fide. Sie ist ganz ohne Verständnis für ihre wirkliche Situation. Ich bin eben zu der Auffassung gekommen, dass die Psychoanalyse mehr als irgendeine andere Methode dazu geeignet ist, dem Kranken das Verständnis für die eigene psychische Situation beizubringen, welches lebendig und nicht tot ist. Denn dass das theoretische Einsehen nicht genügt, ist offenbar. Wenn dies einmal genügen sollte, ist es in der Tat nicht das, sondern die Uebertragung, die es gewirkt hat. Wie wenig Wert das theoretische Einsehen hat, merkt man sehr oft. Die oben erwähnte Kranke erhielt z. B. im Anfange der Kur (wo der Widerstand oft unbedeutend ist, weil der Kranke nicht ahnt, dass es die Moral ist, die reformiert werden soll), eine ziemlich klare Einsicht ihrer inneren Situation und gab sehr ehrlich zu, dass sie an Unfähigkeit, ihre Aufgaben mit Interesse anzugreifen, leide. Nach einiger Zeit aber, als der Widerstand stärker wurde, zeigte es sich, wie wenig sie sich diese Ansicht zunutze gemacht hatte. Sie sagte dann ganz naiv: „wenn man schwach ist, kann man ja nicht aushalten, dass die Kinder Lärm machen.“ Sie stand dann wieder auf dem üblichen Standpunkt des Neurotikers, der Ursache und Wirkung verwechselt. Sie glaubte, dass sie sich für ihre Kinder nicht interessierte, weil sie nervös sei, während sie doch deshalb nervös

[1]) Ueber die Stellung des Hypnotismus zu anderen Formen von Psychotherapie. Allm. Sv. Läkaretidn., No. 8 und 10, 1912.



war, weil sie sich für ihre Kinder nicht interessierte. Wie krass der Egoismus der Neurotiker oft ist, geht aus dem erwähnten Falle hervor, wo das Bild dadurch vervollständigt wird, dass sie ihre Pflichten als Hausmutter im Zeichen des Staubtuches sieht und leidet, weil sie nicht genug Klavier spielen darf. Sie sieht nicht ein, dass die Musik ihr nicht eher Befriedigung geben wird, als sie sich an das Staubtuch macht. Kein Wunder, dass sie sich mit einer Claustrophobie bestraft, so dass sie es niemals wagt, Konzerte zu besuchen, welches ihre grösste Sehnsucht ist.

Um zu der Trägheit zurückzukehren, betont der norwegische Psychoanalytiker Strömme[1]) mit allem Rechte, dass die Trägheit auch in der „Verdrängung" das Primäre ist. Wenn man etwas Unangenehmes aus dem Bewusstsein verdrängt, so dass man nicht daran zu denken braucht, was ist das wohl dann, als ein Zeichen der Trägheit, des Zurückweichens? Wenn also die Neurose in Verdrängung sexueller Komplexe begründet ist, wird doch die Trägheit das Primäre in der Pathogenese. Jungs Assoziationsexperimente haben gezeigt, dass die Assoziationen, welche affektbetonten Komplexen gehören, bedeutend schlechter erinnert und oft vergessen werden. Und nach Wilhelm Peters[2]), einem Schüler Kraepelins, sind es die unlustbetonten Erlebnisse, die am seltensten richtig wiedergegeben werden.

Weiter haben Kritiker der Freudschen Schule Jung vorgeworfen, dass er der Sexualität keine reelle, sondern nur eine symbolische Bedeutung zugewiesen habe. Ganz richtig, der Oedipuskomplex hat für Jung nicht dieselbe reelle Bedeutung, wie für Freud. Jung sagt, dass der Inzestkomplex weit weniger eine Wirklichkeit sei, als ein nur regressives Phantasiebild, und dass die von den Inzestkomplexen hervorgehenden Konflikte viel eher in dem „anatomischen" Festhalten der „Infantilattitüde", als in wirklichen Inzestwünschen begründet sei. Es ist gleichsam die äusserste Konsequenz der Neurose, dass die Psyche des Kranken so fungiert, als ob ähnliche Wünsche einmal vorhanden gewesen wären. Nun ist es, wenn ich Jung richtig verstanden habe, keineswegs seine Absicht, zu leugnen, dass der Oedipuskomplex bei dem Kinde als ein wirklicher Sexualwunsch vorhanden gewesen sein mag. Dass dies der Fall sein kann, ist meine bestimmte Ueberzeugung. Stekel sagt und nicht ohne Recht, dass wer das Sexuelle bei Kindern nicht sehen kann, blind ist, und nicht sehen will. Die Liebesäusserungen kleiner Kinder zu der Mutter sind oft der Erotik des Erwachsenen sehr ähnlich, obgleich die Detumeszenz fehlt. Dass Inzestwünsche eine grosse Rolle in der Geschichte der Menschheit gespielt haben und noch bei unserer Kultur dann und wann bei Erwachsenen vorhanden sind, ist

[1]) Mündliche Mitteilung.
[2]) Zit. nach Jung, Versuch einer Darstellung usw.



eine Tatsache. Ich habe in meiner Praxis zwei Fälle gesehen, wo ich guten Grund hatte, mit einem vollständig ausgebildeten Inzest zwischen der Mutter und dem erwachsenen Sohne zu rechnen. Diese Fälle sind natürlich extreme Ausnahmefälle, wie oft sieht man aber die krassesten Zeichen des Oedipuskomplexes, wenn auch von Inzest in gewöhnlicher Bedeutung keine Rede ist!

Vor einiger Zeit habe ich einen 30jährigen Angsthysteriker psychoanalysiert, der seit seinem 12. Jahre schwere Symptome, Angstanfälle mit Atemnot usw. gehabt hat. Bei solchen Gelegenheiten hat er mehrmals die Mutter gebeten, zu ihm ins Bett zu kommen, weil er dadurch Ruhe fände. Hier war keine Spur von Inzest vorhanden. Wenn aber seine Libido regrediierte, z. B. wenn seine Braut, die er gar nicht liebt, ihn zu oft telephonisch angerufen hat, dann wird der Oedipuskomplex aktuell, dann bedarf er der mütterlichen Zärtlichkeit, nach der er sonst nicht viel fragt. Er sagt, dass das Telephonieren ihn schrecklich anstrenge (!). Es ist zu bemerken, dass, als er zum ersten Male erzählte, dass die Mutter einen beruhigenden Einfluss ausübte — damals hatte er mir seinen Wunsch, dass sie zu ihm ins Bett kommen sollte, noch nicht erwähnt — und ich dabei etwas über seine Abhängigkeit von ihr äusserte, er spontan sagte: „Das ist nichts Unnatürliches.“ Von so etwas hatte ich nicht die geringste Andeutung gemacht. —

Als die Mutter eines jungen Neurotikers mir vor einigen Jahren schrieb, niemand ausser ihr hätte gesehen, wie schwer die Angstanfälle des Sohnes wären, gab es keinen Grund anzunehmen, dass sie durch ihre mütterlichen Gefühle dazu getrieben wurde, zu schwarz zu malen. Die Angst trieb ihn natürlich zu ihr, und er vergrösserte seine Angst, um die Zärtlichkeit der Mutter zu vermehren. Er empfand es als einen Genuss, von ihr getröstet zu werden. Er missbrauchte sozusagen seine Liebe zu der Mutter zu seinem eigenen Schaden.

Leo Kaplan, ein Schüler Freuds, spricht[1]) von der Umkehrung der assoziativen Verknüpfung. Bei dem gesunden Kinde ruft jede Angstsituation die Sehnsucht nach geliebten Personen hervor. Bei dem Neurotiker aber ist die Angst eine Folge seiner Sehnsucht nach Liebe. Die Sehnsucht nach Liebe wird also in Angst umgewandelt.

Dies ist also die libidinöse Theorie. Kaplan übersieht aber meiner Ansicht nach, dass die Angstsituation auch bei dem Neurotiker vorhanden ist. Diese wird durch irgendeinen Konflikt repräsentiert, oft einen erotischen (die Ehe, eine Verlobung), die Arbeit, überhaupt die Aufgaben vor welchen er zurückweicht, und welche ihn in die Oedipussituation zurückversetzen. Also: ohne die Angstsituation findet keine Umwandlung der Libido in Angst statt. Der erwähnte Patient war übrigens ein gutes Beispiel dafür, dass in der Neurose oft nicht nur von einer

[1]) Psychoanalytische Probleme, 1916.



Fixierung an die Eltern die Rede ist, sondern an die Familie überhaupt. Er hatte für viele Mädchen geschwärmt — er war 20 Jahre — aber nur platonisch. Das einzige Mädchen, welches seine Sensualität erregt hatte, war eine Kusine mütterlicher Seite, welche der Mutter und der Schwester ähnelte.

Ich denke in diesem Zusammenhange auch an eine junge Frau, die an einer sehr schweren Angsthysterie litt, deren Hauptsymptome die Furcht vor dem Wahnsinne war. Ihre Mutter war geisteskrank gestorben. Es war ohne Zweifel, dass sie sich in der allerausgeprägtesten Oedipus- oder vielmehr Elektrasituation befand. Sie identifizierte sich mit der Mutter, hatte sich sehr früh an die Stelle der Mutter gewünscht. Den Vater, der sie verzog, hatte sie immer vergöttert und vergötterte ihn immer noch. Wenn die Angst über sie kam, wollte sie zu ihm. Wenn sie bei ihm auf dem Sopha zusammengekauert sass, war sie symptomfrei. Es war die infantile Situation, die sie festhalten wollte. Soweit ich verstehen kann, war dies von dem Freudschen Standpunkte aus ein Schulfall. Sie hatte viele andere typische Symptome. Sie behauptete, sie liebe ihren Mann innig, war aber sexuell anästhetisch, welches um so erklärlicher war, weil der Mann zu diesen leider allzu oft vorkommenden, im Grunde genommen neurotischen Typen gehörte, welche vom Kontor ermüdet nach Hause kommen, da stillschweigend ihre Zeitung lesen, ohne ein Mittelding zwischen mürrischer Unfreundlichkeit und grober Sinnlichkeit zu kennen. Der Bruder des Mannes übte aber auf sie eine erotische Anziehungskraft aus, die nicht geeignet war, die Situation zu verbessern. Vielen Frauen seien die Begriffe Sünde und Sexualität so fest miteinander verbunden, sagt Freud, dass das Legitime ihnen nie Befriedigung schenken kann. Charakteristisch war auch, dass sie ihren ersten schweren Angstanfall bekam, als sie einmal mit ihrem ein paar Monate alten Kinde auf dem Schosse in einem Zimmer sass, wo der Schwager sich befand. Als die Angst hereinbrach, warf sie das Kind in seine Arme und lief in das Schlafzimmer hinein. Sie schilderte die Empfindungen, die sie dabei erfuhr, als Wellen, die durch den Körper gingen. Ich habe dies in dem Sinne Freuds so gedeutet, dass sie wünschte, der Schwager sollte der Vater des Kindes sein, und dass sie dann, ohne es zu verstehen, in der Phantasie den Akt durchlebte. Ich glaube immer noch, dass die Deutung richtig gewesen sein mag, obgleich ich nunmehr in dieser nur die eine Seite der Sache sehe. Diese Kranke erhielt vollständige Klarheit in bezug auf ihre Stellung zu den Eltern. Es war aber erstaunlich wie wenig Eindruck dies auf sie machte. Freud würde natürlich einwenden, dass meine Analyse unvollständig gewesen sei. Es ist auch offenbar, dass ich mich gegen diesen Meister der Therapie schlecht behaupten könnte. Es ist ja gut möglich, dass ich irgendeinen Fehler der Analyse begangen habe,

es ist mir aber mehr und mehr klar geworden, dass die Züricherschule recht hat, wenn sie sagt, dass man nicht ausschliesslich historisch analysieren darf, nicht nur ausfindig machen, wie die Symptome entstanden sind, sondern vor allem untersuchen, was für einen Zusammenhang sie mit der reellen Situation haben. Es ist nicht von so grosser Bedeutung zu erfahren, wie reell der Oedipuskomplex einmal in der Kindheit gewesen ist, wie dem Patienten klar zu machen, wie dieser Komplex in der Jetztzeit aktuell wird. Man sieht natürlich auch bei Kindern, wie das Zurückweichen diese Aktualisierung bewirkt. Als meine 6 jährige Tochter zum ersten Male die Schule besuchen sollte, sagte sie: „Ich will nicht in die Schule gehen. Kann ich nicht wieder in dich hineinkriechen, Mutter? Mach den Mund auf, so dass ich hineinkriechen kann!" (Sie war ein paar Jahre früher darüber aufgeklärt worden, dass sie in der Mutter gewachsen sei.) Nach einer Weile sagte sie: „Wollen wir beide uns mit einer Schnur zusammenbinden, Mutter?" Verlangte, dass die Mutter ihr eine Schnur geben sollte. Schliesslich zog sie sich zu dem erwähnten Zwecke selbst ein Haar aus.

Ich habe diese Fälle mit stark hervortretendem Oedipuskomplex erwähnt, um zu zeigen, dass ich persönlich dafür keineswegs blind bin, dass dieser reell genug sein kann. Wie viel Sexualität darin befindlich ist oder eventuell war, wird mir aber eine periphere Frage. Wie viel Sexualität man zum Beispiel in die Sehnsucht des Kindes nach den Liebkosungen der Mutter hineinlegen will, das wird zuletzt eine Definitions- oder Terminologiefrage oder jedenfalls eine rein theoretische, auf unserem jetzigen Standpunkte unlösbare und daher uninteressante Frage, über welche die Herren Sexologen sich die Köpfe zerbrechen mögen.

Jungs Auffassung von der infantilen Sexualität unterscheidet sich ziemlich von der Freudschen. Dieser sieht bekanntlich in dem Saugen des Kindes ein sexuelles Moment. Von diesem Standpunkte nimmt Jung Abstand, indem er sagt: „Lustgewinnung ist keineswegs identisch mit Sexualität." Jungs Libido wird ein weiterer Begriff als der Freudsche, „Libido wird desexualisiert," wird, wenn ich es richtig aufgefasst habe, dasselbe wie das, was er einmal „den hypothetischen Lebenstrieb" nennt. Jung betont, wahrscheinlich um zu motivieren, dass er den Ausdruck behält, dass das Wort Libido bei den klassischen Autoren keine einseitige sexuelle Bedeutung hatte, sondern überhaupt ein leidenschaftliches Verlangen ausdrückte. Er definiert seinen Libidobegriff in der folgenden Weise: „Libido ist ein Name für die Energie, die sich in dem Lebensprozesse manifestiert und subjektiv als Streben, Verlangen vernommen wird." Er meint, dass der Libidobegriff bei Freud in einem Maße angewandt wird, der die Grenzen einer Sexualdefinition weit überschreitet, und zitiert Claparède, der ihm einmal mündlich gesagt hat, dass man



ebenso gern „Intérêt“ sagen könne. Tatsächlich wird Jungs Libido praktisch genommen ungefähr dasselbe wie Interesse. Persönlich bin ich auch wenig von dem Ausdrucke Libido entzückt, der in der allgemeinen Bedeutung Jungs leicht zu Missverständnissen Veranlassung geben kann. Ich will auf die weitläufigen Erläuterungen Jungs über seinen Libidobegriff hier weiter nicht eingehen, da es mir scheint, dass diese, sowie theoretische Spekulationen überhaupt, bei dem Neurosenprobleme von peripherer Bedeutung sind. Meiner Ansicht nach liegt die grösste Bedeutung des erweiterten Libidobegriffes darin, dass er einer anderen und weiteren Auffassung der Sexualsymbole den Weg gebahnt hat.

Tatsächlich gibt die Freudsche Analyse einem Symptome, einem Gedanken, der scheinbar mit der Sexualität nichts zu tun hat, eine sexuelle Deutung. Die Analyse übersetzt sozusagen Psychismen allgemeinen Inhalts in das Sexuelle. Wenn die Kritik nun meint, diese Uebersetzung sei irrtümlich, so glaube ich, dass es die Kritik und nicht die Uebersetzung ist, die sich irrt. Der Fehler liegt anderswo. Wenn die Freudsche Schule vom Allgemeinen in das Sexuelle übersetzt, hat sie übersehen, dass man auch von dem Sexuellen in das Allgemeine übersetzen kann. Stekel erzählt[1]) im Anschluss an die heimlichen Beweggründe, welche manchmal hinter dem Anschliessen an eine soziale Bewegung verborgen liegen, eine Geschichte von einem Manne, der ein fanatischer Anhänger der Federationsbewegung war. Dieser hatte einen Verein zur Bekämpfung der Prostitution gegründet und bei der ersten Vereinssitzung durch eine Rede grossen Erfolg gehabt. Er litt an sexueller Impotenz. Stimuliert von dem Erfolge, der sein Selbstgefühl vermehrt hatte, besuchte er nach der Sitzung ein öffentliches Mädchen und war vollständig potent. Stekel betont ganz richtig, wie ein Gefühl allgemeiner Unzulänglichkeit ihn impotent gemacht hatte, und dass das gesteigerte Selbstgefühl ihn potent machte. Er betont aber nicht genügend den wichtigen Schluss, der aus dem Falle gezogen werden kann, dass es nämlich hier die Sexualität war, die die allgemeine Lebenseinstellung als Vorbild nahm, und nicht umgekehrt, wie es nach Freud sein sollte. Die allgemeine Lebenspotenz gab hier sexuelle Potenz. Besonders instruktiv für die Aufklärung dieser Frage sind die Träume. Als ich einmal vor etlichen Jahren einen Traum, wo der Oedipuskomplex berührt wurde, deuten wollte, wurde mir das Richtige in der Betrachtungsweise der Züricherschule erst recht klar. Leider habe ich den Traum nicht mehr zur Verfügung. Ich kann mich aber darauf besinnen, wie betroffen ich wurde, als der Kranke zu der Mutter im Traume eine soziale Stellung assoziierte, die er zu seiner Verzweiflung nicht hatte erreichen können. Der Vater repräsentierte die Konkurrenten. Der

[1]) Störungen des Trieb- und Affektlebens. II. 1914.



Oedipuskomplex erhielt in dieser Weise eine symbolische Bedeutung. Wenn der Traum, auch in verhüllenden Worten, einen Sexualakt darstellt, zeigt die Analyse, dass die latenten Gedanken, die ihr Entsprechendes in der aktuellen Situation haben, entweder einen ausschliesslich allgemeinen Inhalt haben, oder auch neben dem sexuellen einen allgemeinen. Ein sexueller Traum gestattet sowohl eine sexuelle wie eine anagoge Deutung. Dinge allgemeinen Inhalts werden in dem Traume oft in sexueller Form dargestellt. Ich möchte in diesem Zusammenhange erwähnen, dass auch hier Freud der Vorgänger ist, der den Weg gezeigt hat. Was die Träume betrifft, die er „Bedürfnisträume" nennt, durch körperliche Bedürfnisse, Hunger, Durst oder sexuellen Bedarf hervorgerufene Träume, worin diese Bedürfnisse befriedigt werden, wo also die Eigenschaft des Traumes, eine Wunscherfüllung zu sein, ebenso unverhüllt ist, wie in den Träumen des Kindes, sagt Freud, dass sie, ausser dem Befriedigen des Bedürfnisses auch anderes, rein psychisches Material enthalten. Was besonders den Pollutionstraum betrifft, hat Doktor Strömme hervorgehoben[1]), dass er, ausser der direkten, auch eine anagoge Deutung gestattet, und zwar mit Recht betont, dass gerade dieser ein gutes Beispiel dafür bietet, wie die allgemeine Libidoausgabe im Traume eine sexuelle Darstellungsform enthalten kann.

Ein Traum, den sehr viele Menschen geträumt haben, ist bekanntlich, dass man sich im Examen befindet ohne genügende Vorbereitung und befürchtet durchzufallen. Stekel sagt nun über diesen sog. Prüfungstraum, dass er Prüfung bei der Frau bedeuten kann, also Furcht vor sexueller Impotenz. Ohne Zweifel könnte dies der Fall sein. Man kann aber bei einem solchen Examenstraum auch eine Umkehrung der Verhältnisse beobachten. Ich analysierte vorigen Herbst einen jungen Studenten, der an Homosexualität litt und den Wunsch hegte, davon befreit zu werden. Er träumte eines Nachts folgenden Traum, der von Pollution begleitet war: „Ich schlief mit einer Frau zusammen, ich küsste sie, aber es wurde nichts. Dann befand ich mich in einer Strasse. Da wurde ich von einem Manne verfolgt und attackiert. Ich glaube, dass er mich geküsst hat, und ich empfand ein grenzenlos unangenehmes Gefühl." Dieser Traum hat nun erstens einen Inhalt, der nicht analysiert zu werden braucht. Wir wollen aber sehen, ob er noch etwas birgt. Es stellte sich bei der Analyse des Traumes heraus, dass der Kranke den ganzen vorigen Tag von Gedanken an sein bevorstehendes Examen beschäftigt gewesen war, sich dafür entschlossen hatte, sich innerhalb einer bestimmten Zeit zum Examen zu melden, nach dem gefassten Entschlusse aber Unruhe und Furcht durchzufallen gefühlt hatte. Er hätte dann auch mit gewisser Unlust den Gedanken bekommen, er müsse jetzt

[1]) Mündliche Mitteilung.



seine Vergnügungen beschränken. Der Mann der ihn attackiert, war die Faulheit und die Vergnügungssucht, die Frau die Examensarbeit. Diese Deutung ist kein Resultat theoretischer Konstruktion, sondern geht aus seinen Traumassoziationen, mit dem vorigen Tage verglichen, hervor. (Man findet nämlich, wie ich später zeigen werde, eine Uebereinstimmung zwischen diesen Assoziationen und dem vorigen Tage.) Alle Assoziationen zu diesem Traume waren ganz natürlich sexuellen Inhalts, das Entsprechende von dem vorigen Tage nicht sexueller Natur.

Hier folgt ein anderes Beispiel eines Traumes von sexueller Form und allgemeinem Inhalt, den ich selbst geträumt habe. Ich hatte vor einiger Zeit einen Patienten, der mir viel Mühe machte, weshalb ich ihn gern los werden wollte. Er bezahlte aber ein ziemlich gutes Honorar. Ich träumte nun, dass ich mit einem Mädchen verlobt wäre. die ich nicht haben mochte, worüber ich verzweifelt war. Das Mädchen hatte aber Geld, weshalb ich Bedenken hegte, mit ihr zu brechen.

Der oben erwähnte Angsthysteriker, der seine Braut nicht liebte, erzählte mir einmal, und zwar das erste Mal während der Analyse, wo er einen Traum hatte, einen Traum von folgendem Inhalt: „Meine Braut kam, es war sehr ärgerlich. Ich wollte sie nicht sehen.“ Ohne Zweifel war es die anstrengende Kontorarbeit, die die schreckerregende Gestalt der Braut angenommen hatte. Ein anderes Mal träumte er von einer Frau, die „eifrig und aufdringlich“ war. Sein letzter Gedanke, ehe er einschlief war der folgende gewesen: „Es ist merkwürdig, dass die Geschäfte einen nicht in Ruhe lassen können.“ Nebenbei will ich bemerken, dass die aufdringliche Frau in diesem Traume, welcher erst nach einigen Wochen der Analyse eintraf, auch Analysator war, der ihm ja die pochenden Lebensaufgaben, das Gewissen, repräsentierte. Er hatte wie alle Neurotiker ein zartes Gewissen und stellte an seine Arbeitsleistungen grosse Anforderungen, die er nicht erfüllte.

Was nun die eigentlichen Sexualsymbole betrifft, gibt es bekanntlich wenig in den Lehren Freuds, welches ihm so viele Vorwürfe eingebracht hat, wie diese. Doch bin ich der Ansicht, dass die Kritik in diesem Falle im grossen und ganzen verfehlt ist. Der Angriffspunkt liegt nicht da, wo die Kritik eingesetzt hat. Im Verhältnisse zu dem Standpunkte, den die meisten Kritiker hier eingenommen haben, muss diese Freudsche Lehre als ein grosser Fortschritt betrachtet werden. Eine andere Sache ist, dass zweifelsohne bedenkliche Uebertreibungen stattgefunden haben. Ich meine doch, dass derjenige, der eine wirkliche energische Arbeit in die Traumdeutung hineingelegt hat, zu einer anderen Auffassung der Sexualsymbole kommen muss, als der, der sich nur oberflächlich damit beschäftigt hat. Man findet nämlich oft, was Freud gerade betont, dass ein sonst unbegreiflicher Traum ganz verständlich wird, sobald man anstatt des Symboles den Begriff einführt, den er

repräsentiert. Indessen tritt die Frage heran: Weshalb gebraucht der Traum Symbole? Hierauf antwortet Freud durch die Hinweisung auf seinen hypothetischen Begriff, die Traumzensur, die psychische Instanz, die die Traumgedanken in ihrer wirklichen Form von dem Bewusstsein zurückhält, bis sie durch eine Verkleidung unkennbar geworden sind. Dies ist indessen nach Freud nicht die einzige Existenzberechtigung der Sexualsymbole. Er hebt hervor, wie dieselben Symbole in Märchen, Mythen, religiösen Urkunden und Sagen vorkommen. „Man bekommt den Eindruck, dass hier eine alte, aber untergegangene Ausdrucksweise vorliegt." Jung spricht von dem Archaistischen in der Sprache des Traumes. Die Analytiker sehen mit anderen Worten in dem Gebrauche von Symbolen eine primitive Denkart.

In bezug auf die eigentümliche Lehre von angeborenen Sexualsymbolen finde ich, dass man von ihr sehr gut Abstand nehmen kann, ohne deshalb notwendigerweise die Möglichkeit einer angeborenen Neigung, symbolisch zu denken, zu leugnen. Freud hebt ausdrücklich hervor [1]), dass keineswegs alle Symbole Sexualsymbole sind. Allerdings meint er doch, dass die Sexualsymbole diejenigen sind, die im Traume die grösste Bedeutung haben. Einer der hervorragendsten psychoanalitischen Autoren, Herbert Silberer [2]) welcher in seiner Auffassung der Züricherschule nahekommt, sagt, dass ein Symbol entsteht, wenn ein Gedanke durch „apperzeptive Insuffizienz", z. B. im Schlafe oder in der Schlaftrunkenheit, gehemmt wird. Auch Bleuler [3]) gibt an, dass die Neigung zu Symbolen mit dem Traummechanismus, der das Denken unklar macht, in Zusammenhang steht. Je nach dem Gegenstande, der durch die Symbole repräsentiert wird, teilt Silberer diese in drei Kategorien ein: die materielle, wo ein Gedankeninhalt symbolisiert wird, die funktionelle, wo unsere eigene Art zu denken und die somatische, wo körperliche Empfindungen, Schmerzen und dergleichen dargestellt werden. Die sogenannten hypnogogen und hypnopompen Visionen sind teilweise Beispiele ähnlicher Symbole. Die meisten Menschen haben wahrscheinlich dann und wann solche, und oft sind sie sehr leicht zu analysieren. Einmal als ich mich am Abend mit ziemlich viel Gedanken im Kopfe zu Bett gelegt hatte, weshalb das Einschlafen mir schwer wurde, sah ich plötzlich vor mir eine offene Heide, worauf eine unzählige Menge kleiner Gestalten war. Nach einer Weile erschien eine grosse Gestalt, den gewöhnlichen Darstellungen des Todes ähnlich, welche die kleinen zur Seite schob. Das war der Schlaf, der die Gedanken wegjagte. Wenn man wach liegt und ein ähnliches Bild sieht, kann man

[1]) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Zweiter Teil 1916.
[2]) Zur Symbolbildung. Jahrbuch für psychoanal. und psychopath. Forschungen IV. Bd., 2. Hälfte, 1912.
[3]) Die Psychoanalyse Freuds. Jahrbuch usw. II. Bd., 2. Hälfte.



leicht beobachten, dass der Schlaf herannahend ist, was das Bild auch enthält. Die Lehre von der funktionellen Symbolik, ist meines Erachtens der erste Ursprung derjenigen Traumdeutung, die nicht nur eine objektive, sondern auch eine subjektive Deutung des Traumes gibt, bei welcher letzteren alle die im Traume auftretenden Personen als Teile des eigenen Iches des Träumers, als verschiedene Seiten von seinem Wesen, zu betrachten sind. Diese subjektive Deutung ist Freud keineswegs fremd, und zwar erkennt er die Lehre Silberers von der funktionellen Symbolik ohne Reservation an. Er sagt ausdrücklich, die Anwendung davon bei der Traumdeutung sei die einzige Erweiterung seiner Traumlehre, die er annähme. Auch Stekel hat der subjektiven Deutung viel Aufmerksamkeit gewidmet. Am konsequentesten ist sie von der Züricherschule ausgebildet worden.

Derselbe Unterschied zwischen der Züricher- und der Wienerschule, auf die ich früher aufmerksam gemacht habe, zeigt sich wieder in bezug auf die Auffassung von Träumen und Sexualsymbolen. Ein Analytiker der Züricherrichtung, A. Maeder[1]) sagt, dass der Inhalt des Symboles nicht mehr monovalent sexuell, sondern reichhaltiger geworden ist. Die Sexualdeutung ist sozusagen das Vorstadium, und die aktuelle Situation des Träumers ist mehr und mehr in die Deutung hineingezogen worden. Er sagt von der Deutung Freuds, dass sie sozusagen das sinnbildliche Material ist, das in das Intellektuelle übersetzt werden muss, dass sie uns das „Woher?“, des Traumes gibt, nicht aber sein „Wohin“?, uns das Retrospektive, aber nicht das Prospektive gibt. Sie lehrt uns mit anderen Worten, woher das Symbol kommt, aber nicht wozu der Träumer es benutzt. Ich habe vor einiger Zeit einen Traum einer 37 jährigen unverheirateten Neurotica analysiert. Ihre Intelligenz ist über dem Durchschnitt, ihre erotischen Bedürfnisse sind immer sehr klein gewesen. Für keinen Mann hat sie ein starkes Gefühl gehabt, dagegen oft stark für Frauen geschwärmt. Wenn sie nun träumt, dass sie nach einem Regenschirm auf die Suche geht, so muss man mit Freud einstimmen, dass der Traum gänzlich ohne Sinn ist, wenn man nicht in dem Schirm ein Phallussymbol sieht. Wenn der Traum nun in seiner reinen Bildsprache sagt, dass sie nach dem männlichen Genitale sucht, ist es kurzsichtig von der Kritik, daran Anstoss zu nehmen. Sie hat sich tatsächlich nach Erotik gesehnt und die Abwesenheit derselben als ein grosses Minus in ihrem Leben empfunden. Dagegen kann ich der sexuellen Deutung keinen therapeutischen Wert beimessen. Die Analyse hat all die sexuellen Gedanken und Interessen, die sie hegt, schon längst erörtert. In der aktuellen Situation waren keine solche vorhanden. In dieser würde eine sexuelle Deutung keine Erklärung geben,

[1]) Ueber das Traumproblem. Jahrbuch usw. V. Bd., 2. Hälfte. 1913.



was eine Traumdeutung nach Freud soll. Gibt man dagegen dem Sexualsymbole einen weiteren Inhalt, dann repräsentiert es objektiv — ich habe erwähnt, dass wir sowohl mit objektiver wie mit subjektiver Deutung rechnen — nicht nur den Phallus-Mann, sondern auch die Lebensaufgabe, und subjektiv das Interesse für diese Objekte, d. h. Libido in der erweiterten Bedeutung Jungs. Libido wird für die subjektive Betrachtung des Traumes mit seinem Objekt identisch, wie Maeder sagt. Sie sucht also nach ihrem Lebensinteresse, nach der unmittelbareren, tieferen Berührung mit dem Leben. Dies stimmt mit ihrer aktuellen Situation überein. In diesem Suchen liegt das Zentrale aller Neurose. Ihre Libido ist introvertiert, wie Jung sich ausdrückt. Sie kann das Lebensinteresse, das sie im Innersten hat, dessen Dasein sie sich aber selbst leugnen will, nicht gebrauchen. Im Traume dagegen sieht sie klar ihr eigenes Bestreben. Leider missversteht, sagt Strömme, der Neurotiker seine eigenen Träume.

Maeder referiert eine Traumdeutung von Freud, wo dieser in dem Bauen des Feldes ein Koitussymbol sieht. Dass der Pflug, wie überhaupt jedes Werkzeug, ein männliches und das Feld, das vom Werkzeuge bearbeitete, ein weibliches Symbol sein kann, ist über jeden Zweifel erhaben. Man spricht von der „Mutter Erde". Maeder hebt hervor, dass das Feld auch ein Symbol des Arbeitsfeldes, der Lebensaufgabe, ist. Der Ausdruck „unbebauter Boden" hat auch eine bildliche Bedeutung.

Was nun die Auffassung von dem Traume betrifft, sieht Freud bekanntlich in diesem eine Wunscherfüllung. Maeder[1]) findet diese Auffassung einseitig und legt mehr Gewicht auf die „prospektive" Tendenz des Traumes, seine Eigenschaft, durch das Lösen aktueller Konflikte einen Einfluss auf die kommende Tätigkeit des wachen Zustandes auszuüben. Jung betont, dass hierin der richtige Kern der uralten Auffassung von der prophetischen Fähigkeit der Träume liegt. Dass sich in diesem Gesichtspunkte kein Okkultismus verbirgt, ist offenbar. Freud sagt, dass die öffentliche Meinung weit früher als die Wissenschaft die Eigenschaft des Traumes, eine „Wunscherfüllung" zu sein, geahnt habe, indem man von einem Luftschloss, das eingestürzt ist, sagt, „dass es nur ein Traum gewesen sei." Dasselbe gilt von der prospektiven Tendenz: vor einem wichtigen Entschluss sagt man, dass man ihn sich erst beschlafen wolle. Das, was den Traum therapeutisch so wichtig macht, ist, dass der Kranke im Traume seine Konflikte bearbeitet, zu lösen sucht. Die Träume geben autosymbolische Darstellungen der aktuellen Libidosituation, sagt Maeder. Dieser Autor betont auch die Uebereinstimmung, die zwischen dem Traume der Nacht und dem subjektiven Zustande des Träumers am nächsten Tag vorhanden ist. Diese Beobachtung Maeders

[1]) Op. cit. und Ueber die Funktion des Traumes. Jahrbuch usw. IV. Bd., 2. Hälfte. 1913.



halte ich für vollständig richtig. Durch die Traumdeutung während einer Kur hat man Gelegenheit, der Entwicklung des Kranken zur Gesundheit Schritt für Schritt zu folgen. Bei der Auflösung von Uebertragung leistet die Traumanalyse unschätzbare Dienste. Es ist ja eine Tatsache, dass ohne psychischen Kontakt, ohne dass es dem Therapeuten gelingt, die Sympathie des Kranken zu gewinnen, jede Persuasion, jede Hypnose oder hypnotische Suggestion, jede sogenannte Suggestion im wachen Zustande wirkungslos bleibt. Alle Neurosekuren sind „Sympathiekuren“.

Die Psychoanalyse erhält dadurch eine besondere Stellung in der neurotischen Therapie, dass sie die erste Methode ist, die danach gestrebt hat, das Band zwischen Arzt und Patient zu lösen. Das viele Reden seitens der Kritiker der Analyse, dass diese nur eine Suggestionsmethode sei, wirkt deshalb befremdend, und zwar auch von einem anderen Gesichtspunkte aus. Wie lange hat es gedauert, bis der therapeutische Wert der Suggestion und der Hypnose von den Autoritäten akzeptiert wurde? Jetzt während des Weltkrieges, wo alle Vorurteile zurücktreten müssen, weil es gilt therapeutische Resultate um jeden Preis zu erhalten, hat die Hypnose in Deutschland eine offiziell anerkannte Stellung wie nie zuvor bekommen. Nonne und andere loben die Hypnose in so hohen Tönen, dass ein Spezialtherapeut wie Trömner etwas zurückhalten muss. Jetzt heisst es: „Nur diejenigen, die keine Erfahruug haben usw., wörtlich daselbe, was die Hypnotherapeuten immer gesagt haben. Es wirkt daher beinahe komisch, dass es ein Minus sei, dass die Analyse eine Suggestionsmethode ist. „Man könnte also froh sein, eine neue Form ihrer (der Suggestion) Anwendung zu besitzen,“ sagt Bleuler [1]).

Um zu der Traumanalyse zurückzukehren, findet man in der Regel während einer Kur, dass der Analysator oder richtiger sein Stellvertreter im Traume als Repräsentant der Gesundheit steht, subjektiv die vorwärtsstrebenden Tendenzen des Kranken, sein progressives Ich wird. Nun ist es aber für den Analytiker eine alte Erfahrung, dass der Kranke, wenn er mit der Kur fertig ist, den Analysator im Traume manchmal sterben lässt. Eine Patientin träumte kurz vor dem Abschluss der Kur, dass ihr Vater (= Analysator) im Sterben läge, dass sie aber darüber

[1]) Ausser dem Analytiker ist der Hypnotherapeut streng genommen der einzige, der die Uebertragung bewusst benutzt. Besonders die älteren Hypnotherapeuten scheinen keine Spur von Versuch diese aufzulösen gemacht zu haben, sondern sich weislich davon fern gehalten, worin sowohl ihre Stärke, als ihre Schwäche gelegen hat. Mir persönlich ist es besonders interessant darauf zurückzublicken, wie ich früher gearbeitet habe, als ich nur die Hypnose gebrauchte. Die Hälfte der Arbeit legte ich damals darin hinein, die Patienten auf einen Rückfall und dessen Behandluug vorzubereiten. Ich weiss, wie oft ich dadurch eine Kur verlangsamte; vielleicht habe ich auch Kuren dadurch verdorben. Dies war natürlich auch sowohl Stärke wie Schwäche. Jetzt weiss ich aber, dass dies die Ursache war, dass die Resultate von so langer Dauer waren, wie es tatsächlich der Fall war.

nicht betrübt sei, sondern nur so aussehen müsse, weil die anderen es täten; dann fände sie, dass sie auch dazu unfähig wäre, weil sie sich durchaus nicht traurig fühlte. Während der Analyse stellte es sich heraus, dass sie den Gedanken gehegt hat: es würde unhöflich gegen den Analysator sein, ihm zu sagen, dass sie die Kur nicht vermissen würde. Eine solche Aeusserung deutet ja nicht gerade auf suggestiven Einfluss. Sie hatte keine Mitteilung bekommen, dass eine Kur eben in der Weise enden solle. Ueber die Tatsache, dass der Analysator stirbt, habe ich mir mit Hinblick auf die subjektive Deutung den Kopf ziemlich zerbrochen. Es wäre wohl kein Zeichen von Gesundheit, dass das progressive Ich sterben sollte. Allmählich wurde es mir klar, dass während des letzten Teiles der Kur, welcher Teil auch der wichtigste und schwierigste ist und zwar der, der nach den Erfahrungen aller Analytiker die grössten Ansprüche an den Analysator stellt, dieser mehr und mehr als Repräsentant für die Neurose steht. Das subjektive Seitenstück zu dem Analysator wird das neurotische Ich, die im Grunde genommen infantile Liebe zu diesem. Auf dies Gefühl, auf die infantile Abhängigkeit von einem anderen verzichtet der Kranke, wenn der Analysator stirbt. Der Analytiker, der die Uebertragung nicht endgültig analysiert, sondern sich damit begnügt, gewisse Deutungen der Symptome zu geben, seien sie noch so richtig, vernachlässigt das hauptsächliche der Analyse. Die Uebertragung nimmt oft die Form, dass der Analysator in väterliches Verhältnis zu dem Kranken kommt. Ursprünglich verzichtet der Kranke auf das Zurückweichen von der Lebensaufgabe, um dem Arzte zu gefallen, in derselben Weise wie er als Kind auf gewisse Unarten verzichtet hat, um den Eltern zu gefallen. Es ist lehrreich zu sehen, wenn der Patient während der Kur vor der Entscheidung steht. Ein Patient in dem Stadium gebrauchte in einem Traume als Ersatzfigur für den Analysator eine Freundin, von der einige sagten, dass sie eine hervorragende Person wäre, andere dass sie selbstsüchtig wäre. Der Kranke wusste nicht, ob der Analysator die Gesundheit oder die Neurose (die Selbstsucht) repräsentierte. Eine Patientin mit sehr starker Uebertragung und im Zusammenhange damit intensivem Widerstande und grosser Hoffnungslosigkeit bei dem Gedanken einmal die Kur zu entbehren, bebefindet sich gerade jetzt in dem Ablösungsstadium. Während dessen Dauer hat mehrmals als Ersatzfigur für den Analysator in den Träumen eine Freundin fungiert, die einerseits sehr neurotisch ist, andererseits in der Freundschaft treulos war, während die Patientin an dieser festhielt. Schon dies ist charakteristisch. Die Kranke will an der Kur festhalten, weiss aber, dass es die Ansicht des Analysators ist, dass sie davon unabhängig werden soll. Vor einiger Zeit erhielt sie durch einen erotischen Traum, den sie am Tage, als sie zu Mittag schlief, hatte, eine kräftige Erinnerung daran, dass sie die Uebertragung nicht überwunden hat.



In der Nacht träumt sie, dass die Freundin krank und sterbend wäre, aber plötzlich lebendig und vergnügt zum Vorschein kommt.

Der Neurotiker leidet an Unfähigkeit, sein Interesse auszugeben und bestraft sich selbst durch seine Symptome. Die erste Aufgabe des Analytikers wird daher, das Interesse des Kranken zu fangen, was nie gelingt, wenn er nicht seine Sympathie gewinnt. Durch die Person des Arztes, durch die Kur, lernt der Kranke, sich für seine Lebensaufgaben zu interessieren.

Ich analysiere augenblicklich eine 40 jährige Frau, die an Angsthysterie mit Schwindel und Phobiesymptomen, Depression und Bangigkeit leidet, also vielleicht das am meisten vorkommende aller Neurosebilder darbietet. Ihr etliche Jahre älterer Gatte ist ziemlich gebieterisch und macht an sie grosse Ansprüche. Es war lehrreich zu sehen, wie sie im Anfange der Kur den Analysator mit dem Gatten im Traume zusammenmischte. Wenn dieser im Traume erschien, war er teilweise eine Ersatzfigur für jenen. In beiden sah sie den Repräsentanten für die schreckeinjagenden Lebensaufgaben, für das Gewissen, für ihr eigenes progressives Ich, das sie dazu bewegen will, ihre Lebensbestimmung zu erfüllen, wovor der Neurotiker immer zurückweicht. Diese Kranke ist umso leichter zu behandeln, weil der Gatte, anscheinend auch ein Neurotiker, sie ohne Zweifel sehr unklug behandelt [1]). In der Schilderung ihres Mannes hat sie ohne Zweifel recht. (Dies kann man nebenbei gesagt daran sehen, dass sie im Anfange der Kur den Mann, den sie zweifelsohne liebt, sehr sympathisch hinstellte. Die Hysterica, deren Angaben unzuverlässig sind, fängt schon bei der ersten Konsultation an, sich über den Mann zu beklagen.) Wenn sie aber auch noch so recht hat, reagiert sie doch in einer neurotischen Weise auf den reellen Konflikt. Ihre Affekte wenden sich gegen sie selbst, sie leidet mehr durch ihre eigenen Affekte, als durch den Mann. Es ist das beinahe Tragische in dem Schicksale einiger Menschen, welche schlecht behandelt werden. Ihre Affekte können anscheinend normal bedingt sein, sind aber doch neurotisch, ebenso wie der bekannte Held Heinrich von Kleists, Michael Kohlhaas, in seinen Beschuldigungen gegen seine Verfolger recht hatte, aber doch als Paranoiker endete. Es bleibt dann für den Neurotiker kein anderer Ausweg übrig, als nach Canossa zu gehen und grossmütig zu werden.

Um zu der Patientin zurückzukehren, träumt sie, dass sie einem Manne, der dem Analysator als Ersatzfigur dient, die Backe zum Küssen

[1]) Es verhält sich mit den Ehemännern gerade so wie mit Eltern neurotischer Kinder, von welchen es seit alten Zeiten in der Literatur heisst, dass sie ebensogut wie die Kinder Behandlung nötig haben. — Seitdem es mir klar geworden ist, dass es zum grossen Teile die Schuld der Eltern ist, wenn eine hypnotische Kur mit einem Kinde, an Enuresis nocturna leidend, misslingt, habe ich weit bessere Resultate als früher mit dieser Krankheit erreicht.



hinhält. Dies bedeutete, dass sie sich den vorigen Tag in stark progressiver und hoffnungsvoller Stimmung befand. Wenn man guter Laune ist, will man die ganze Welt umarmen, weshalb es vielleicht kein Wunder ist, dass man in sexuellen Bildern träumt. Die empfindliche Uebertragungsgeschichte fällt dem Patienten in der Weise leichter als bei der Freudschen Analyse.

Wenn der Patient zu einem erotischen Traume gelangt ist, hat er in der Regel so viel gelernt, dass die Analyse derselben sowohl natürlich wie leicht verständlich wird. Wenn eine Kranke z. B. für den Analytiker eine kleine Schwärmerei hat, sowie die meisten Damen für ihre Aerzte haben, besonders für ihre Chirurgen, von den Gynäkologen zu schweigen, wird es ihr während der Analyse bald offenbar, dass sie dies mit sich selbst ordnen muss, wenn sie geheilt werden will.

Maeder meint, dass der Traum ein Heilungsprozess ist, was ich für möglich halte, obgleich man darüber verschiedene Ansichten haben kann. Eine Sache steht aber fest, nämlich dass der Traum das feinste Reagens darauf ist, wie weit die Heilung im tiefsten Sinne vorgeschritten ist. Sogar vollständige Symptomfreiheit ist hier keine Garantie. Stekel sagt mit Recht, dass ein Patient anscheinend vollständig gesund sein kann, in seinem Innern doch ungeheilt. Ob Symptomfreiheit mit beendigter Analyse, welche zeigt, dass der Kranke wirklich seine infantile Position verlassen hat, zusammen Freiheit vom Rückfall für das Leben garantiert, darüber wage ich mich, auf Grund zu geringer Erfahrung, nicht auszusprechen. Ganz undenkbar kommt es mir nicht vor. Meiner Ansicht nach ist jedenfalls die Analyse die Methode, die bis jetzt den grössten Einschnitt in die Neurose gemacht hat.

Freud ist gegen die Auffassung Maeders von dem Traume unsympathisch gestimmt. Allerdings sagt er ausdrücklich[1]), dass es ganz richtig sei, dass der Traum einen Vorsatz, eine Warnung, ein Ueberlegen, ein Vorbereiten, einen Versuch eine Aufgabe zu lösen, einhalten könne, gibt also die prospektive Tendenz zu. Er sagt aber, dass alles ähnliche im Traume von den latenten Traumgedanken herrühre, dass also die Auffassung von dem Traume als einem Versuche, innere Konflikte zu lösen, von einer Verwechslung des manifesten Traumes mit dem latenten Traumgedanken käme. Der Traumarbeit genügt es, nach Freud, niemals, von diesen den Traum zusammenzustellen, sondern es käme immer etwas dazu, das mit den latenten Gedanken des vorigen Tages nichts zu tun hat, nämlich ein infantiler Wunsch, welcher der eigentlich treibende Motor der Traumbildung sei. Der tiefste Unterschied zwischen Freud und Maeder, welcher wie oben erwähnt in dem verschiedenen Libidobegriffen und in der verschiedenen Auffassung von der

[1]) Op. cit.



Sexualität wurzelt, liegt darin, dass der letztere einen so klaren Blick für das Progressive im Traume hat. Er spricht davon, dass das Gewissen im Traume als ein Zeichen der Progressivität auftritt. Das stimmt nicht gut mit der Theorie der Wunscherfüllung überein. Um diese zu verteidigen, nimmt Freud seine Zuflucht zu der Aeusserung, dass wir Straftendenzen in uns tragen, welche im Traume befriedigt werden können, wodurch also eine Wunscherfüllung das Resultat sein sollte. Das zensurierende, moralisierende Ich bekommt seinen Wunsch, die im Traume auftauchenden infantilen Neigungen zu bestrafen, erfüllt. Die Strafe wird natürlich Angst. Auch hier wird also der treibende Motor ein infantiler Wunsch, obgleich dieser sich nicht geltend machen kann, sondern in Angst umgewandelt wird. Vom terminologischen Standpunkt aus gesehen, ist es etwas gesucht, eine Bestrafung Wunscherfüllung zu nennen, nichtsdestoweniger ist Freud ganz konsequent und hat von seinem Standpunkt aus ganz recht. Freuds ganze Traumauffassung wird indessen etwas regressiv. Er sieht zu sehr das Egoistische im Traume. Auch wenn die infantilen Wünsche nur in der Form der Angst zum Bewusstsein gelangen können, bleiben, seiner Ansicht nach, infantile, inferiore Tendenzen der Motor des Traumes, ebenso wie der Neurose. Maeder aber betont, dass auch in Träumen, wo, wie während des ersten Teils einer analytischen Kur, die regressive Richtung der Libido dominiert, die Spuren der überstimmten Progression gezeigt werden können. Strömme sagt[1]), dass er während einer analytischen Kur keine regressiven Träume findet. In diesem Gesichtspunkte liegt eine tiefe Wahrheit. Mir scheint die Sache nunmehr so, dass das, was Freud einen infantilen Wunsch nennt, gewissermassen ein Zeichen der Progressivität ist. Wenn Freud z. B. in einem Traume die infantile Schaulust als den treibenden Motor sieht, kann ich nicht anders sehen, als dass diese, die einmal ein primitives Zeichen von Wissbegierde war, im Traume eine weitere Bedeutung als die rein sexuelle erhalten muss und zwar mit der erwähnten progressiven Tendenz gleichbedeutend werden, wobei also der Teil, die sexuelle Schaulust als Symbol für das Ganze, die Wissbegierde steht. Alle unsere Tendenzen haben natürlich einen infantilen Ursprung. Ich will auch nicht leugnen, dass man ein infantiles Material aus dem Traume erhalten kann. Es würde mich eher wundern, wenn man es nicht fände, vorausgesetzt dass man auf die Traumanalyse genügend viel Zeit anwendet. Maeder hebt hervor, dass sowohl die sexuelle, regressive Deutung des Traumes, wie die anagoge, progressive berechtigt sein können, hält aber letztere für die wichtigere. Der Traum sieht oft regressiv, egoistisch aus, nachher stellt es sich aber heraus, dass es gerade umgekehrt ist. Es wundert mich, dass

[1]) Mündliche Mitteilung.



Freud, der selbst einen so grossartigen Einsatz gegen sexuelle Heuchelei gemacht hat, selbst so viel darnach gestrebt hat, die Menschen zu lehren, in sexuellen Dingen klar und urteilsfrei zu denken, sich so ablehnend gegen die Züricherschule stellt, deren Anschauung, jedenfalls nach meiner Auffassung darin wurzelt, dass sie in dem Sexuellen ein Zeichen der Progressivität sieht, und keineswegs, wie es von der Freudschen Schule behauptet wird, in Unterschätzung der Bedeutung der Sexualität.

Ich will mit Beispielen die oben ausgesprochene Auffassung der Bedeutung des infantilen Triebes beleuchten.

Ich habe vorigen Sommer drei Wochen eine 29jährige Lehrerin analysiert, an Angsthysterie leidend, deren Hauptsymptom Chorea-ähnliche Drehungen und Bewegungen des Oberkörpers und der Arme waren[1]). Sie litt auch an allgemeiner Bangigkeit, Schüchternheit, Müdigkeit, „war bange vor Menschen". Die Schüchternheit fing schon mit 13 Jahren an, gleichzeitig mit Menses und Onanie. Sie meinte, dass alle sie anguckten, und hatte die bei denjenigen, die etwas zu verbergen haben, so allgemeine Auffassung, dass sie durchschaut wäre. Sie meinte, man könne es ihr ansehen, dass sie onaniert hatte[2]). Charakteristisch ist schon die Antwort, wenn man solche Patientin fragt, ob sie sich für ihre Arbeit interessiere. Man erhält in der Regel „ja" als Antwort, und so auch in diesem Falle. Nachher kam aber etwas anderes zum Vorschein. Der Neurotiker hat oft keine Ahnung von seiner Arbeitsunlust. Weil die Neurose gerade eine Reaktion gegen diese ist, kann man leicht verstehen, weshalb er während einer körperlichen Krankheit oder der Genesung nach einer solchen, oft symptomfrei ist. Die erwähnte Patientin hatte sich nie so wohl befunden, wie nach einer Fieberkrankheit vor ein paar Jahren, wo sie auch noch zu Hause war. Sie hatte nämlich eine kolossale Familienfixierung. Dies war folglich die ideelle, infantile Situation, die der Neurotiker haben will. Das Dasein war vollständig frei von Ansprüchen auf sie. Wenn sie körperlich gesund ist, nicht mehr zu Hause, in der Schularbeit, dann kommen die Symptome, wofür körperliche Schwäche die Schuld tragen soll. Während der Kur stellte es sich heraus, dass wenn sie eines Tages für die Analyse, die für sie der Repräsentant der Lebensaufgaben war, Unlust fühlte, sie auch für die zu erwartende Schularbeit Unlust gefühlt hatte. Ich erwähnte die Familienfixierung. Eine erotische Neigung hat sie nie gehabt, obgleich sie eine gefühlvolle warme Persönlichkeit ist, am allerwenigsten eine „Natura frigida". Sie hat aber überhaupt eine erschwerte Libidoübertragung auf andere Menschen als die Familie. Vor ihren Kolleginnen ist sie bange, glaubt, dass diese nicht mit ihr zusammen sein mögen, dass sie unfreundliche Gefühle gegen sie hegen, wo es im Grunde sie selbst ist, die schwerlich jemand lieben kann. Eigentlich möchte sie herzlich gern Freunde haben und hat gute Voraussetzungen solche zu gewinnen, aber ihre Libidoausgabe ist gehemmt. In ihrer ambivalenten Einstellung zu den Freun-

[1]) Sie hatte vor etwas mehr als 3 Jahren eine kurze Hypnosekur durchgemacht, von einem andern Arzte ausgeführt, und dadurch für $2^1/_2$ Jahre grosse Besserung erhalten, und war mindestens ein halbes Jahr von den Zuckungen frei gewesen.

[2]) Diesen Mechanismus der Schüchternheit hat, wenn ich nicht irre, Stekel zuerst in „Die nervösen Angstzustände" beschrieben.

dinnen kann man wohl ein homosexuelles Moment sehen, doch nicht stärker, als dass es sich im Rahmen des Normalen hält. Ein älterer Bruder ist der Mensch, den sie über alle andern liebt. Ihre einzige Schwester ist ihre beste Freundin. Von der Mutter hält sie sehr viel, während sie den Vater verabscheut. Von ihm erzählte sie zuerst nur, er wäre selten zu Hause, weil er Schiffskapitän sei. Er wäre sehr streng, und die übrigen Mitglieder der Familie schliessen sich gegen ihn zusammen. Laut ihrer späteren Darstellung ist er ein sexuell depravierter Mann, der viele lose Verbindungen gehabt hat. Den Sommer, wo sie 15 Jahre war, begleitete sie ihn auf seinen Reisen. Dann geschah es, dass etwas Eigentümliches plötzlich zwischen sie und den Vater kam. Der Vater wollte, dass sie als erwachsen auftreten sollte und sich eine Kopffrisur machen solle. Sie wurde bange und verzweifelt, worüber er sich ärgerte. Eines Tages lief sie in den Wald hinein und blieb weg, bis man sie fand, reagierte also mit Angst auf das Benehmen des Vaters, konnte sich aber nicht klar machen, woher dies kam. Es war dieselbe Angst, die ein junges Mädchen überfällt, wenn es plötzlich vor das Sexualproblem gestellt wird. Sie kann in derselben Weise reagieren, wenn ein junger Mann ihr den Hof macht. Es gab eine Art Koketterie in ihrer Stellung zu dem Vater, die sie selbst nicht begriff. Den nächsten Sommer reiste sie auch mit ihm. Auf dieser Reise soll er ein paar Male grob zudringlich gegen sie gewesen sein, und ihr verboten haben, die Tür zu ihrer Kabine zuzumachen. Aus Angst lag sie dann wach und las in ihrem Gesangbuch. Ueber das Geschehene sprach sie niemals mit ihm. Ihre feindliche Stimmung gegen den Vater ist ja leicht erklärlich. Während des folgenden Winters dachte sie viel an dies, war traurig darüber, hatte aber keine neurotischen Symptome ausser der erwähnten Schüchternheit, die in ihrem 13. Jahre angefangen hatte, bevor der Frühling kam. Sie war damals kaum 17 Jahre. Bei einer Examensarbeit im Mai verlor sie ihren Federhalter (wahrscheinlich eine sog. Symptomhandlung), fing an zu weinen und konnte nicht mehr still sitzen. Von da an begannen die chorea-ähnlichen Bewegungen. Der erste Eindruck, den man bekam, als man sie sah, war, dass sie von abwehrender Natur waren. Die Kranke gebärdete sich, als ob sie sich gegen jemand, der ihr zu nahe käme, oder etwas, das ihr unangenehm wäre, wehren wollte. Dies verstand sie selbst. Es war sicherlich eine „Abwehrneurose“, wie Freud es in seinen früheren Schriften ausdrückte. Das charakteristische war, dass das erlösende Moment von, was Freud banaler, das heisst nicht-sexueller Natur nennt, war. Es war eine Arbeitsprobe, die sie bestehen sollte. Ihr inzestöser Komplex wurde dann aktuell. Wie sie damals in den Wald lief, möchte sie jetzt am liebsten vom Examen weglaufen und vor dem wehrte sie sich in derselben Weise, wie sie sich einmal vor dem Vater gewehrt hatte.

Während der zwölf verlaufenen Jahre, wo sie mit Ausnahme von Verbesserungsperioden ihre Zuckungen gehabt hat, ist es die Schularbeit und keine neuen sexuellen Konflikte, die diese ausgelöst hat. (Als Beweis dafür, dass ihre Einstellung dem Vater gegenüber wahrscheinlich schon in der Kindheit gegründet war, will ich erwähnen, dass sie mit 10 Jahren einen Brief von einem Jungen erhielt, worin dieser sie um ein Stell-dich-ein bat. Sie hat den Brief nicht gelesen, sondern sofort der Mutter gebracht. Diese wurde sehr aufgebracht und wollte, dass der Junge seinem Schuldirektor gemeldet werden sollte.



Zu bemerken ist, dass das Mädchen selbst glaubte, der Brief sei von ihrem Vater!).

Der erste Traum, den diese Patientin während der Analyse (bei dem dritten Besuche) hatte, war folgenden Inhalts: „Ich befand mich auf einem Hofe. Ein Mann kam herein und sagte: „Sieh, da ist ein unverheiratetes Mädchen". — „Fassen Sie mich nicht an", sagte ich, „ich weiss, wer Sie sind". Er wollte das nicht glauben. Er war klein. Ich warf ihn zu Boden". — Ihre Assoziationen berühren einige Gelegenheiten, wo sie auf der Strasse von Männern angeredet worden ist, und den Vater, der übrigens auch wie der Mann Traume kleingewachsen ist. Selbstverständlich ist der Traum durch die Analyse im vom vorigen Tage, wo sie die Geschichte vom Vater erzählte, hervorgerufen worden. Der vorige Tag kann doch keine Aufklärung der Assoziationen geben, wenn man den Traum ausschliesslich sexuell auffasst. Doktor Strömme hat in einem vorzüglichen Aufsatze „Die Psychoanalyse und ihre Technik"[1]) gezeigt, dass die Assoziationen zu einem Traume sowohl ein objektives, wie ein subjektives Gegenstück vom gestrigen Tage haben. Eine Assoziation z. B. schilderte eine Episode von ihrer Kindheit an einem Badeorte, wo sie einen Herrn mit einem Mädchen hinter einen grossen Stein hätte gehen sehen, wobei sie wohl hätte wissen mögen, was er mit ihr täte. Einen ähnlichen Gedanken von gestern gab es nicht, dagegen hatte sie gern wissen wollen, was der Arzt mit ihr anfangen würde. Zu dem Traumteile „ich warf ihn zu Boden", assoziierte sie eine Szene aus ihren 13. Jahre, wo ein Strassenjunge sie angefasst hätte, sie aber als die Stärkere ihn zu Boden geschlagen hätte. Dies könnte sich auf den Vater beziehen, bezog sich aber vor allem darauf, dass sie am Tage vorher, schon skeptische Gedanken in Bezug auf die Analyse gehegt hatte. Diese sollte sie nicht übermannen können. Der Mann im Traume ist also — der Vater — der Mann überhaupt — Analysator. Der Analysator repräsentiert die Lebensaufgaben, ihr progressives Ich, das sie attackiert.

Jetzt könnte jemand — und nicht ohne Recht — fragen, ob hier nicht zwischen sexueller und anagoger Deutung ein Widerspruch liegt. Wenn sie mit Angst und Koketterie auf den Wunsch des Vaters, dass sie als erwachsene Dame auftreten sollte, reagierte, so war die Angst ohne Zweifel das bewusste Resultat eines unbewussten, inzestösen Wunsches. Sie wollte im Innersten von dem Vater attackiert werden, obgleich ihr bewusstes Ich aus moralischen Gründen keinen solchen Trieb anerkennen wollte. Hier war der Elektrakomplex so reell wie möglich. Davon kann ich nicht absehen. Hat man aber Recht zu sagen, dass sie im Innersten von der Lebensaufgabe, der Schularbeit attackiert werden will, was man ja sagen muss, wenn eine Uebereinstimmung zwischen sexueller und anagoger Deutung vorhanden sein soll? Wirkt ein solches Räsonieren nicht gesucht, nicht geradezu komisch? Sie kann wohl keine bewusste Moralität haben, die einen unbewussten Arbeitstrieb hemmt? Ich muss sagen, dass es mir viel Mühe gekostet hat, in dieser Frage

[1]) Tidsskrift for den norske lægeforening. No. 1 og 2. 1917.



zu Klarheit zu kommen; ich bin aber mehr und mehr zu dem Resultat gekommen, dass das erwähnte Räsonnement die richtige Auffassung der Sache repräsentiert. Sie hat allerdings keine bewusste Moralität, die eine Arbeitstendenz hemmt, sie hat aber gegenüber den Schwierigkeiten der Arbeit, dem Schliessen von Freundschaften, überhaupt allen Lebensaufgaben, dieselbe schüchterne Einstellung, wie gegenüber der Sexualität. Sie hat also eine Hemmung gegen ihr eigenes Lebensinteresse, welches sich herantrotzen will, ebenso wie nach Freud die infantilen Triebe sich geltend machen wollen. Wie ich früher erwähnt habe, repräsentieren diese auch im Traume das Progressive. Es liegt in der Neurose etwas von wollen und nicht wagen. Der Neurotiker hat keine Ahnung von dem starken Wunsche, alle Lebensaufgaben zu erfüllen, alle Anlagen, die die Natur ihm gegeben hat, zu entwickeln, der in seinem Innern schlummert. Wie tiefsinnig ist das Gleichnis von jenem, der sein Pfund vergrub! Das ist der Neurotiker. Seine progressiven Tendenzen können, meiner Ansicht nach, darauf Anspruch machen, unbewusst genannt zu werden. Wenn diese nicht hervortreten, dann kommen die neurotischen Symptome. Dies ist im Grunde genommen nur eine anagoge Uebersetzung der Lehre Freuds, dass das Symptom das Negative der infantilen Perversion ist. Von Freud haben wir eigentlich alles in der Analyse gelernt. Je mehr ich mich von Freud entferne, einen um so klareren Blick für seine grossen Seiten erhalte ich, um so weniger sympathisiere ich mit der üblichen Kritik an ihm. Stekel sagt in irgend einem therapeutischen Zusammenhange: „Die Liebe macht alles". Dies ist ganz richtig. Die Liebe ist die grosse Macht, die die Neurose überwindet. Der Kranke muss Ausfluss für seine Liebe haben, um geheilt zu werden. Man kann auch sagen: „das Interesse macht alles". Wenn das Interesse des Klaustrophoben durch das Theaterstück endlich gefangen genommen ist, ist die Angst verschwunden.

Um zu dem erwähnten Falle zurückzukehren, war die sexuelle Pathogenese da ja ziemlich offenbar; trotzdem halte ich es für ausgeschlossen, dass auch die genaueste Sexualanalyse hier zum Ziele geführt hätte, wenn man nicht gleichzeitig auf den Zusammenhang mit ihrer aktuellen Situation, auf ihre allgemeine Lebenseinstellung Rücksicht genommen hätte. Während der Analyse lernt der Kranke allmählich seine eigene Progressivität kennen. Er lernt einzusehen, dass die Neurose mit seinem Gewissen zu tun hat, dass die Symptome eine Selbstbestrafung sind. Es gibt Menschen, die ein so wenig empfindliches Gewissen haben, dass sie ungestraft, das heisst, ohne Neurotiker zu werden, es lassen können, ihre Anlagen zur Entwicklung zu bringen und imstande sind, wenn sie reich sind, nichts zu tun. Sie sind aber sehr selten. Der Rentier, der nichts tut, sondern als Tourist dahinlebt, ist wegen seines Spleens wohlbekannt.



Man hat ja viel darüber spekuliert, worin der konstitutionelle Grundzug der Neurose bestehen sollte. Jung, der es in der Sexualität nicht finden kann, sieht im Anschlusse an eine allgemeinere Betrachtungsweise das Konstitutionelle in der „angeborenen Empfindsamkeit". Ich bin ebenso wie Strömme sehr geneigt, es zu dem Begriffe, den wir Gewissen nennen, zu verlegen. Man hat den bekannten Ausdruck: „das Gewissen wird wach," in welchem ja implizite verborgen liegt, dass man ein fungierendes Gewissen haben kann, ohne es zu wissen. Vielleicht könnte das Konstitutionelle als in einer eigentümlichen Mischung von Immoralität, Zurückweichen und Moralität, feinem Gewissen, bestehend bezeichnet werden.

Ich will jetzt nur im Vorübergehen einige Exempel von der Uebereinstimmung der Assoziation mit der aktuellen Situation mitteilen.

Ein Student, an schwerem Stottern leidend, assoziiert zu einem Traumteile „Ich möchte wissen, was da richtiger wäre, entweder den Frauen Stimmrecht zu geben und dadurch ihren politischen Analphabetismus zu vermindern oder ihre politische Fähigkeit abzuwarten und ihnen dann erst Stimmrecht zu geben. Ich würde das letztere jedenfalls mit Hinblick auf den sozialen Nutzen vorziehen." Das Gegenstück von gestern war, dass es ihm damals klar geworden war, dass das Interesse für die Studien erst kommen müsse, ehe er sein Sprechvermögen (= Stimmrecht) gewinnen könne. Er hatte für das Wort Analphabet eine charakteristische Vorliebe, als ob er darauf stolz wäre, lesen und schreiben zu können, wenn er nicht sprechen könne.

Als die erwähnte Angsthysterika, die der häuslichen Arbeit das Klavier vorzog, eines Tages von mütterlichen Pflichten etwas zu hören bekommen hatte, erschien im nächtlichen Traum der Analysator, der Prediger dieser Pflichten, in der Gestalt einer Schwägerin, die sie als eine lebhafte Person, die sich nur für ihre Kinder interessierte, schildert. Eine andere, auch wirklich existierende Frau, die in demselben Traume auftritt, schildert sie als eine schlechte Hausfrau, die sich nicht um ihr Haus kümmert, sondern sich nur amüsiert.

Eine Angsthysterika, die auch an vieljähriger obstipatio leidet, welche während der Kur Neigung hat, besser zu werden, träumt, dass sie in einen Palast hineinkommt und da eine Tür sieht, an welcher ein Messingschild mit dem Worte „Fuhrwerksbesitzer" angemacht war. Sie dachte im Traume, es wäre doch eigentümlich, dass ein solcher Mann in einem Palaste wohne. Zu „Fuhrwerksbesitzer" assoziierte sie: „Wir sprachen gestern von den jetzigen Transportschwierigkeiten. Man hat ein Ballonauto angeschafft. Man sagt, dass man das Gas vom Gaswerke bekommt, das glaube ich aber nicht". Nach etwas Kopfzerbrechen wegen dieser Assoziation, fragte ich sie, ob sie an Gasbildungen leide, da ich vergessen hatte, wie es sich mit der Sache verhielt. Es stellte sich heraus, dass sie gestern die Besserung der obstipatio erst dem gasbildenden groben Brote zuschreiben wollte (vergl. Ballonauto, das den Transport in den Därmen verbessert), nachher aber diesen Gedanken korrigierte, indem sie sich sagte, dass die Besserung der Kur zu verdanken wäre, da ja die Wirkung des groben Brotes sich früher hätte einstellen müssen (vergl. sie



glaubt nicht, dass das Gas vom Gaswerke der Motor sei). Der Fuhrwerksbesitzer ist also der Analysator. Zu der letzten Traumpartie, dass ein Fuhrwerksbesitzer in einem Palaste wohne, assoziiert sie — natürlich ehe sie die Deutung der vorhergehenden Assoziation von dem Ballonauto gehört hat — erst ihre Schwierigkeiten, gesund zu werden, später, nach langem Nachdenken, dass der Mann im Traume vielleicht Hilfsmittel hätte, von welchen man nichts ahnen oder wissen könne. Bei dem Abgeben der Assoziation hat der Kranke gewöhnlich keine Ahnung von deren Beziehungen. Als sie die erste Assoziation gedeutet gehört hatte, machte es ihr keine Schwierigkeiten herauszufinden, dass sie sich gestern darüber gewundert hätte, dass die Hilfsmittel der Analyse so gross wären, dass sie auf obstipatio einwirken könnten. Es ist erstaunlich, den Zusammenhang zwischen der Assoziation und der Traumpartie auch dort zu sehen, wo man anfangs keine Spur davon entdecken konnte.

Freud hat gezeigt, dass, wenn man jemand aufs Geratewohl eine Zahl nennen lässt, dann nicht der Zufall die Zahl gibt, sondern diese determiniert ist. Bei einem solchen Versuche nannte eine 23 jährige Frau die Zahl 550. Sie leidet an Angsthysterie mit Pollakisurie, wogegen sie nicht wenig Morphium erhalten hat. Die Assoziationen berührten ihre Neigung, manchmal etwas stumpfsinnig zu werden, manchmal sehr vergnügt. Dem Anschein nach, war es ganz unmöglich, eine Erklärung der Zahl zu erhalten. Schliesslich stellte es sich heraus, dass sie sich denselben Tag nach Morphium gesehnt hatte. Jede Morphiumflasche hatte 5,50 Kr. gekostet. Die Assoziation von Vergnügtheit und Stumpfsinn passte ja gut zu dem Morphium. Dies ist aber ein Repräsentant für ihre ganze neurotische Einstellung, die ihr also die betreffende Zahl gegeben hat.

Strömme hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass, wenn man jemand eine Episode aus seinem Vergangenen auswählen lässt, diese ein Gegenstück in der aktuellen Situation hat. Ich habe viele verblüffende Beispiele für die Richtigkeit hievon konstatiert. Ein Patient erzählte die folgende Episode: „Als ich 11 Jahre alt war, hatte jemand an einer Tür in der Schule ein weibliches Genitale gezeichnet. Ich verstand nicht was es war, sondern glaubte, dass es das Steuerrad eines Dampfschiffes sei.“ Er hatte demnach dem Sexuellen eine nicht sexuelle Deutung gegeben, genau das, was wir eben in der Analyse getan hatten.

Wenn man jemand ein künstliches Wort bilden lässt, ist das auch aktuell determiniert[1]). Manchmal kann man dem Worte direkt seine Beziehung ablesen, während der Betreffende selbst es nicht sieht. Eine junge Dame, deren ganze Neurose zum grossen Teile auf eine Indentifizierung mit der Mutter aufgebaut war, komponierte das Wort „likamor“ (mit Ton auf der letzten Silbe) zu deutsch „gleichmutter“, und beachtete nicht dessen Bedeutung.

Man hat in der Analyse auch gemachte Träume angewandt. Ich habe für eine ziemlich grosse Anzahl Fälle konstatieren können, dass ein von dem Kranken erfundener Traum sich der Analyse gegenüber genau in derselben Weise, wie ein wirklicher Traum verhält.

[1]) Siehe O. Pfister: „Kryptolalie, Kryptographie und unbewusstes Vexierbild bei Normalen“, Jahrbuch etc. V. Bd., I. Hälfte.



Mit andern Worten kann man sagen, dass jeder sogenannte freie Einfall, den der Patient bekommt, entweder ohne Ausgangspunkt, wie beim Wählen einer Episode, einer Zahl oder etwas ähnlichem, oder mit etwas als Ausgangspunkt, das der Kranke selbst kürzlich geleistet hat, wie z. B. der Traum der vorigen-Nacht, sein Gegenstück in der aktuellen Situation hat. Wenn man jemals einen handgreiflichen Eindruck davon hat, dass das Seelenleben kausal determiniert ist, dann ist es in der Analyse. Nichtsdestoweniger wird diese teleologischer, wenn nicht theologischer Tendenzen beschuldigt, die die Wissenschaft in Gefahr bringen sollte.

Jetzt in aller Kürze einige Worte über die Symptombildung. Doktor Strömme[1]), der in einer sehr konsequenten und gleichzeitig selbständigen Weise die Züricher Anschauung durchgearbeitet hat, bezieht diese auf die Entstehung des Symptomes nach einer Methode, die mir sehr beachtenswert vorkommt. Der Neurotiker nehme das Symbol wörtlich, sagt er. Der Gedanke ist nicht ganz neu; Stekel spricht von der „Tyrannei der Symbolismen". Es ist auch eine ziemlich alte Erfahrung, dass, wenn jemand meint, dass er geistig auf schaukelndem Boden stände, er Schwindel bekommt. Strömme erwähnt u. a. folgendes Beispiel. Ein Mann hatte das Zwangssymptom, dass, wenn er in Gedanken seine Frau sah, er nur den Körper sehen konnte, der Kopf war zu einem Striche geworden. Schliesslich konnte er, als er an sie dachte, nur einen Strich sehen. Hinter diesem lag ein verdrängter Wunsch: könnte ich nur einen Strich über die Alte machen, könnte ich sie nur los werden! Nun sagt Strömme, dass sogar dieser Gedanke symbolisch ist und so übersetzt werden muss, dass es im Grunde genommen sein eigenes schwaches weibisches Ich ist, durch das er einen Strich machen will. Wenn ich Strömme richtig verstanden habe, meint er, dass es seine innere Progressivität ist, die gegen sein Zurückweichen von der Lebensaufgabe (die Frau) reagiert, dadurch dass sie ihn den Strich sehen lässt, den er durch sein eigenes, schwaches Ich streichen soll. Der Autor erstattet sonst keinen Bericht über die betreffende Krankheitsgeschichte, aber es ist überhaupt sehr charakteristisch für den Neurotiker, dass er wegen seines feinen Gewissens nicht über das Herz bringen kann, sich von der Frau scheiden zu lassen, und doch keineswegs das Bestmögliche aus dem Verhältnisse macht.

Die früher erwähnte Hysterica, die wegen Pollakisurie Morphium bekommen hat, hat ein anderes Symptom, welches in diesem Zusammenhange von Interesse ist. Bevor sie sich mit ihrem jetzigen Manne verlobte, liess sie ihn versprechen, Abstinenzler zu werden, obgleich er von Alkohol einen sehr mässigen Gebrauch machte und obgleich sie sich nicht für diese Bewegung interessiert und sich nichts daraus macht, dass

[1]) Om Nervösitet, Husmoderen, Nr. 40—44. 1917.

andere trinken. Er hat aber sein Versprechen nicht gehalten, worüber sie entrüstet ist. Sie wird von dem Gedanken, dass der Gatte in ihrer Abwesenheit Alkohol trinkt, zwangsartig gequält, und wird zu Hause immer sehr übler Laune, wenn sie Besuch haben, und der Gatte Wein anbieten will. Er selbst will dies dadurch erklären, dass sein Vater und ihr Stiefvater früher Trinker waren. Dies kann doch nicht den zwangsartigen Charakter eines solchen Symptomes erklären. Dahinter liegt nichts anderes als Furcht vor eigener Schwäche, vor der eigenen Morphiumsucht. Charakteristisch ist, dass ihr niemals eingefallen ist, einen Zusammenhang zwischen ihrer Morphiumsucht und ihrer Angst vor dem Alkoholtrinken des Mannes zu sehen. Im Vorbeigehen will ich erwähnen, dass auch ein anderes Moment hinzu kommt. Ihr Stiefvater (die Mutter heiratete zum zweiten Male, als die Patientin 5 Jahre alt war) wurde nach einer Anstaltsbehandlung wegen Alkoholismus Leser und Abstinenzler und erzog die Kinder nach dem Systeme; „Alles ist sündhaft". Sie ist demnach eine Illustration zu dem erwähnten, von Jung hervorgehobenen determinierenden Einflusse, den Eltern auf Kinder ausüben können.

Strömme betont sozusagen die progressive Bedeutung des Symptomes, welche in der Tat mit der unter Analytikern ziemlich allgemeinen Auffassung von den Symptomen als Selbstbestrafung übereinstimmt. Die neurotischen Symptome sind die Resultate eines Kampfes zwischen gegeneinander streitenden Tendenzen bei dem Menschen und sind nach Freud ein misslungener Heilungsversuch. Eine gute Stütze für die Ansicht Strömmes über die verkehrte Auffassung der eigenen Progressivität, gibt uns das tägliche Beobachten davon, wie die Menschen sich in bezug auf Arbeit und Vergnügungen verhalten. Der Student dürfte hier ein gutes Beispiel sein. Wir nehmen an, dass er lange faul gewesen ist, schlechtes Gewissen gehabt und sich bedrückt gefühlt hat. Dann nimmt er sich zusammen, kommt allmählich in progressive Stimmung, empfindet Lebens- und Arbeitslust und fasst kräftige Entschlüsse, jetzt fleissig zu studieren. Auf dieser Basis geht er aus und bummelt, um dem lustigen Leben ein letztes Lebewohl zu sagen, und befindet sich den nächsten Tag wieder in dem Elend des schlechten Gewissens. Ich erinnere mich an einen Studentenkameraden, der darüber ironisierte, dass er nicht mehr als ein gewisses Quantum gutes Gewissen zu ertragen vermochte. Den Rest musste er sich losmachen. Ob dies nicht auch für viele Alkoholisten gilt, besonders für diejenigen, die eine erworbene Periodizität haben? Es sind wohl kaum, wie man so oft sagt, äussere Umstände, das Zusammentreffen mit Bekannten, das sie zum Trinken treibt, sondern wenn die Periode mit all der nachträglichen Reue überwunden ist, wenn der Alkoholist für sein Verbrechen genügend lange gelitten hat, dann erwacht wieder der Lebensmut, er wird elastisch, bekommt aus Bequem-

lichkeit eine falsche Auffassung von seiner Progression, trifft durch sogenannten Zufall einen Bekannten und fängt wieder von Neuem an. Die falsche Auffassung ist eben der Selbstbetrug, der im Grunde genommen in jeder Neurose vorhanden ist.

Diese ganze Art und Weise, das Neuroseproblem zu sehen, soll meiner Ansicht nach, nicht beanspruchen, ein abgeschlossenes Kapitel zu sein. Wer sich ernstlich mit psychoanalytischer Forschung beschäftigt hat, sieht eher als jeder andere ein, ein wie kleiner Teil dieses Gebietes, trotz der reichhaltigen Analyseliteratur, seine endgültige Lösung erhalten hat. Mir ist es doch klar, dass die Züricherschule auf die Psychoanalyse befruchtend gewirkt hat. Ich sage dies, obgleich ich gerne eingestehen will, dass ich mich skeptisch fühle, wenn eine extreme Auffassung in ihren Gegensatz überschlägt. Und die Konsequenz der Züricher Richtung ist beinahe das Negative von Freud. Während für diesen das Inferiore, der infantile Trieb in dem Unbewussten vorhanden ist, ist laut jener Richtung das Progressive in dem Unbewussten zu suchen, und das Inferiore in dem Bewussten keineswegs schwer zu finden. Freud sagt: „das Unbewusste kann nur wünschen." Die anagoge Uebersetzung der Züricherschule wäre: „in dem Unbewussten gibt es nur ein progressives Streben." Ob wir eine solche Konsequenz nötig haben oder ziehen können, ist mir eine offene theoretische Frage. Inferiore Tendenzen, z. B. Todeswünsche den nächsten Verwandten gegenüber, die man ohne viel Erfahrung zu sehen imstande ist, notabene, seitdem Freud erst den Weg gezeigt hat, und die sehr häufig vorkommen, können allerdings unbewusst sein, können aber nach meiner Erfahrung sehr leicht dem Bewusstsein zugänglich gemacht werden. Dann ist die Frage was sie im Innersten repräsentieren. Die erwähnte Angsthysterica, derer Mann zu viel von ihr verlangt, hat auch zwei Söhne, die sie in tödliche Angst bringen, dadurch dass sie Treppen hinunterglitschen und ähnliches. Wenn sie in der Dämmerungsstunde zum Fenster hinausschaut und in der Ferne den Zug sieht, fängt sie zu schwärmen an und will weit weg von Mann und Kindern reisen. Sie träumt, dass jemand mit einer Schwebebahn fährt und aus dem Wagen hinausfällt. Sie hebt ihn auf und staunt darüber, dass er so leicht zu tragen ist. Wenn sie ihn betrachtet, sieht sie, dass er gestorben ist. Es ist ein Junge oder ein Mann, fügt sie hinzu. Zu dem letzten Satze assoziiert sie sofort: „mein Mann und meine Jungen sind meine Pflichten." Ich glaube, dass sie dadurch den Traum richtig gedeutet hat. Diese werden im Traume leicht zu tragen [1]). Doch glaube ich keineswegs, dass ein Todeswunsch in bezug auf Mann und Kinder die tiefste Bedeutung des Traumes ist. Es ist die Neurose, welche stirbt. Was objektiv die Lebensaufgabe ist, kann

[1]) Das Gegenstück zu Freuds Wunscherfüllung wird, dass Regressionen, Vernachlässigungen im Traume oft wieder gut gemacht werden.

subjektiv die Neurose, das Zurückweichen von der Lebensaufgabe repräsentieren. Der Mann oder der Junge im Traume, das heisst der Gatte und die Söhne, repräsentieren die unangenehme Lebensaufgabe, die erst leicht zu tragen ist, dann stirbt, das heisst, aufhört, unangenehm zu sein. Für ihr Bewusstes ist aber in schwachen Stunden ein Wunsch, Mann und Kinder los zu werden, nicht fremd gewesen; bei einem genauen Durchforschen der aktuellen Situation, war keine Spur von solchen Stimmungen vorhanden. Ich sehe sehr gut ein, dass meine Deutung dieses Traumes subjektiv ist; das muss aber vorläufig eine Traumdeutung sein, sie gibt sich auch keinen anderen Schein. Ich habe auch absichtlich einen Traum gewählt, welcher wie dieser zweideutig ist. Meiner Erfahrung nach kommt man bei einer Traumdeutung oft zur vollständigen Klarheit dessen, wovon der vielleicht gut verkleidete Traum handelt, kann aber schwerlich Plus von Minus unterscheiden. Ich will betonen, dass es für mich eine offene Frage ist, ob der Traum nicht eine egoistische Lösung eines Konfliktes bedeuten kann. Eine solche egoistische Lösung würde gerade ein im Traum erfüllter Todeswunsch sein. Dagegen bin ich davon überzeugt, dass man in der Analyse früher keinen Blick für das progressive Moment des Traumes gehabt hat. Je mehr man hierfür das Auge aufgetan hat, je öfter findet man es. Wenn jemand dagegen einwendet, dass man das findet, was man finden will, muss die Antwort werden, dass es leichter ist, das Schlechte als das Gute bei Menschen zu finden. Es ist unendlich viel bequemer in dieser Welt Pessimist als Optimist zu sein. Ein scharfes Auge für das Schlechte haben, das Gute aber übersehen, ist eben das Kennzeichen des Neurotikers. Das Primäre in der Neurose ist Bequemlichkeit, Arbeitsscheu.

Ich habe mich nie richtig davon überzeugen können, dass sexuelle und kriminelle Instinkte in unserem Unbewussten so toben, wie es jedenfalls aus einem Teile der Analyseliteratur hervorgeht. Dagegen bin ich davon fest überzeugt, dass es dem Neurotiker ebenso schwer ist, seine progressiven wie seine regressiven Tendenzen zu sehen. Er sieht nicht die eigene Lebenskraft, die er naturgemäss hat, sondern stöhnt und klagt. Sogar der Selbstmord ist nur ein verzweifelter Protest gegen die eigene Progressivität. Schopenhauer sagt mit Recht, dass er nur ein Ausdruck von Lebensbejahen ist.

Für diejenigen, die sich mit den psychoanalytischen Problemen beschäftigen, war es von grossem Interesse im Herbst 1917 bei dem Lutherjubiläum einen Aufsatz von Doktor John Landquist „Luther und der Teufel“ zu studieren [1]). Der Autor zitiert eine Aeusserung von dem Erzbischof Söderblom: „Wenn Luther das sechste Gebot „Führe uns nicht in Versuchung“ erklärt, rechnet er in erster Linie als Versuchungen

[1]) Dagens Nyheter.



an, nicht was man hätte erwarten können, die sinnlichen Begierden des Menschen, sondern „Aberglaube, Verzweiflung und andere schwere Sünden und Laster".

Es ist mir nicht bekannt, ob der Erzbischof psychoanalystische Kenntnisse besitzt, aber es steht fest, dass mit dieser Aeusserung der Unterschied zwischen den beiden hier besprochenen Richtungen deutlich ausgesprochen worden ist. Die grosse Versuchung besteht für Luther nicht in der Sexualität, sondern in dem Aberglauben, der Verzweiflung. Doktor Landquist sagt: „Dass Luther den Glauben am höchsten schätzt, zeigt von einer Einsicht so tief, dass sie immer noch kaum eingebürgert worden ist." Ist es nicht gerade der Glaube, den der Neurotiker vermisst? Was ist der Glaube anders als ein Akzeptieren (Annehmen) der angeborenen progressiven Tendenzen? Diese sind es eben, die der Neurotiker nicht sieht, denen er noch weniger folgt. Daher kommt sein Schuldgefühl, und nicht von der Sexualität.

Zur Theorie der Telepathie und des Hellsehens.

Von Dr. med. **Rudolf Tischner**, München[1]).

Forel hat kürzlich einen kleinen Beitrag zur Theorie der Telepathie geliefert (Journ. für Psych. u. Neurol. 1918, Heft 3 u. 4), da ich selbst vor nicht langer Zeit an entlegener Stelle dasselbe Thema in anderem Sinne behandelt habe (Psych. Stud. 1918. Heft 4 u. 5)[2]) so sei hier zu Forels Arbeit Stellung genommen. Ich glaube zeigen zu können, dass uns die Forelschen Ideen dem theoretischen Verständnis nicht näher bringen und zu Konsequenzen führen, die unannehmbar sind.

Ich bin mit Forel der Meinung, dass es nichts schaden kann, die Theorie der Sache auch schon, bevor die Tatsachen allgemein anerkannt sind, ganz unverbindlich zu erörtern; im Gegenteil wird es wohl auch hier wie in andern Fällen ganz nützlich sein, vor weiteren Versuchen sich eine „Protothese" zu bilden, es ist u. U. für Versuchsanordnung und die Beurteilung von Versuchen von Wert. Ich glaube hier über das Thema umso eher etwas sagen zu sollen, da ich infolge des liebenswürdigen Entgegenkommens von Dr. v. Wasielewski in den Jahren 1912 und 1913 mit Frl. v. B., auf deren Versuche auch Forel anspielt, eine Reihe von Experimenten anstellen durfte, die allerdings nicht völlig zum Abschluss kamen und deshalb noch nicht veröffentlicht wurden, die mich

[1]) Der Verfasser legt Wert auf die Mitteilung, dass sein Manuskript bereits im März 1919 eingegangen ist. M.

[2]) Dort in Heft 2 und 3 1918 auch ein kritisches Referat über die in dieser Zeitschrift in Bd. 21, 22 und 23 erschienenen Arbeiten von Henning und Oesterreich über Hellsehen.



aber doch von den verblüffenden Fähigkeiten der Dame, denen ich früher durchaus skeptisch gegenüberstand, überzeugten.

Da Telepathie und Hellsehen mindestens in einem wichtigen Punkte tatsächlich sich stark unterscheiden, indem es sich bei der Telepathie um einen Vorgang zwischen zwei Gehirnen (oder Seelen) handelt, während beim Hellsehen nur ein Gehirn eine Rolle spielt, so scheint es mir methodisch richtiger zu sein, bei der Analyse beide vorerst gesondert zu behandeln[1]).

Bevor wir in die Untersuchung eintreten, wollen wir uns kurz erinnern, wie im normalen Leben ein Mensch auf den anderen seine Gedanken überträgt. Bei der Sprache wird mittels konventioneller Lautkombinationen, denen Begriffe, Vorstellungen usw. zugeordnet sind, der Gedanke auf akustischem Wege mittels Schallwellen übertragen, bei der Schrift ist es im Prinzip nicht viel anders. In jedem Falle haben wir aus irgendwelchen Elementen bestehende Kombinationen, deren „Sinn" auf Vereinbarung beruht. Also nicht die Schall- und Lichtwellen an sich sind imstande die ungeheure Mannigfaltigkeit unserer Gedanken und Worte wiederzugeben, erst ihre Rhythmisierung, Anordnung und Gliederung durch uns befähigt sie dazu.

Für den Naturwissenschaftler liegt es zweifellos am nächsten auch bei der Telepathie Wellen anzunehmen, die die Uebertragung vermitteln. Da konventionelle Zeichengebung nicht in Frage kommt, so wird man dazu geführt, irgendeine Zuordnung oder Abgestimmtheit anzunehmen. Eine räumliche Zuordnung ist nach allem, was wir vom Gehirn wissen, recht unwahrscheinlich, so dass man also am ehesten an „Abgestimmtheit" der Zellen der beiden Gehirne aufeinander denken könnte. Dagegen ist aber zu bedenken, dass auf diese Weise etwas ganz Bestimmtes — etwa ein Wort oder Satz — übertragen werden soll. Wie soll man es sich vorstellen, dass diese ungeheure Mannigfaltigkeit übertragen wird, es würde das, soweit ich sehe, fordern, dass jede Ganglienzelle gegen die anderen desselben Gehirns verschieden „abgestimmt" ist, dagegen die gleiche Schwingung hätte wie eine Ganglienzelle derselben Gegend des andern Gehirns. Ich finde das alles reichlich kühn, so dass ich geneigt bin, derartiges abzulehnen; über Forels Ansicht später. Wenn man an der Wellentheorie festhält, käme dann noch die Uebertragungsmöglichkeit mittelst irgendwelcher Absende- und Aufnahmeapparate in Frage, wofür aber im Gehirn kein Anhalt gegeben ist, und auch ein dann wohl zu forderndes konventionelles Zeichensystem ist nicht vorhanden.

Als zweites könnte man dann an eine Korpuskulartheorie denken, indem etwa Elektronen die Gedanken von Gehirn zu Gehirn übertragen.

[1]) Die tatsächliche Verschiedenheit der beiden vorausgesetzt, erscheint es wohl denkbar, dass man auch in einem Menschen etwas hellsehen kann, so dass von diesem Gesichtspunkte aus es dann schwierig sein würde, in einzelnen Falle die Entscheidung zu treffen, ob Telepathie oder Hellsehen vorliegt.



Wenn man nicht annehmen will, dass die Elektronen etwas „Psychisches" mit übertragen, so wären die Elektronen auch irgendwie mit Schwingungen auszustatten, und dann erheben sich wieder die alten eben erörterten Probleme in bezug auf Abstimmung, Sende- und Aufnahmestation.

Falls man als Energetiker mit Ostwald die „psychische Energie" zur Erklärung heranziehen will, so bedenke man, dass in Konsequenz der Anschauung eine Vorstellung nicht mit Energie verknüpft ist, sondern die Vorstellung selbst ist Energie, und die von A auf B übergehende Energie ist Vorstellung. Ich glaube für den Energetiker selbst ist die als psychische Energie in der Luft umherschwirrende Vorstellung etwas sehr Befremdendes.

Beim Hellsehen handelt es sich um die Frage, in welchen Beziehungen das Gehirn zu dem zu erkennenden Gegenstande steht. Als erstes wird man an Strahlen denken, die von dem Gegenstand ausgehen und zwar könnte man an Strahlen denken, ähnlich wie die Röntgenstrahlen, die bei gewissen Menschen auf die Augen wirken könnten, jedoch darf man das als sehr unwahrscheinlich ansehen. Zumal beim Fernsehen auf sehr grosse Entfernungen, das ich auf Grund von mir bekannten Experimenten als Tatsache ansehen muss, darf das als ausgeschlossen betrachtet werden. Weiterhin ist zu betonen, dass auch die Wirkung derartiger Strahlen direkt aufs Gehirn sehr grosse Bedenken erweckt. Man überlege genau, was von solch einer physikalischen Theorie zu fordern wäre, wenn z. B. Frl. v. B. in meinen Versuchen Worte auf Postkarten „liest", die in Abwesenheit von Frl. v. B. aus einem grossen Paket von Karten ohne hinzusehen herausgezogen wurden und dann lichtdicht verpackt und mehrfach versiegelt worden waren. Und nicht nur Buchstaben werden erkannt, sondern auch Eigenheiten der Buchstaben werden „gesehen". Soweit ich sehe, kommen rein theoretisch zwei Möglichkeiten in Betracht: ein abbildender Apparat wie Auge, Lochkamera oder Facettenauge oder ein Apparat nach Analogie des Kornschen Fernsehers. Für beide Möglichkeiten sind entsprechende oder so zu deutende Organe oder Organteile beim Menschen nicht bekannt. Noch weniger sind auf dem Boden einer solchen physikalischen Theorie die Leistungen zu erklären, die Schottelius an seinem Hellseher machen konnte, und die auch ich unter einwandfreien Bedingungen an einem Hellseher machte. In diesen Fällen werden mehrfach gefaltete Zettel gelesen, so dass, falls der Zettel durchsichtig wäre, man nur ein Liniengewirr wahrnehmen würde. Wie diese Zettel so gelesen werden können, als ob sie entfaltet sind, ist ganz unverständlich, und wie ich glaube auf Grund einer derartigen Theorie prinzipiell nicht erklärbar. Sodann scheint mir beim Fernsehen in grosser Entfernung eine physikalische Theorie unzureichend, wie gross müsste die Energie sein, die trotzdem sonst nicht nachweisbar ist. Von der Möglichkeit, dass vom „Empfänger" ausgehende Wellen vom „Geber" entsprechend



modifiziert zurückgegeben werden, darf man wohl als zu vage absehen. Auch sonst bin ich bei diesen ganz kurz gehaltenen Ausführungen auf manche Einzelheiten und Schwierigkeiten nicht eingegangen.

Forel betont selbst, dass es „unsinnig" sei, anzunehmen, dass die Elektronen ohne weiteres bei dem „Medium" bestimmte Sinnesempfindungen, geschweige Wahrnehmungen oder gar abstrakte Vorstellungen auslösen. Aber er meint anderseits, dass man nicht vergessen dürfe, dass in jedem Gehirn, besonders beim Erwachsenen eine grosse Menge Engrammkomplexe vorhanden sei, und er möchte annehmen, dass unter besonderen Umständen das Medium die vom Geber A ausgestrahlten Elektronen empfinden oder fühlen könnte. Voraussetzung sei allerdings, dass die Elektronenkomplexe von A auf ähnlich engraphierte Teile des Gehirns bei M. treffen und dass dadurch die Engrammkomplexe mit den Elektronenkomplexen „homophon und synchron zusammenklingen" und dadurch spezielle Empfindungen ausgelöst werden.

Man darf wohl auch gegen diese Vermutung schwere Bedenken geltend machen. Die Engrammhypothese ist meiner Meinung nach nicht als fest genug begründet anzusehen — besonders seit E. Bechers Untersuchungen („Gehirn und Seele") — so dass es sich kaum empfiehlt, auf dieser Hypothese ein weiteres Hypothesengebäude zu errichten. Was die Uebertragung durch Elektronen angeht, so habe ich die Schwierigkeiten schon erwähnt.

Besonders aber scheint mir Forels Annahme zu recht unwahrscheinlichen und merkwürdigen Konsequenzen zu führen, die Forel selbst wohl nicht anerkennen will. Wenn er sowohl die Telepathie als auch das Hellsehen durch „Strahlungen" erklären will, die vom „Geber" ausgehen, der sowohl ein menschliches Gehirn, als auch ein Gegenstand sein kann, so würde daraus folgen, dass die „Strahlungen" eines Ganglienzellenkomplexes, in dem die Vorstellung „Stein" engraphiert ist, die gleichen, oder ganz ähnliche sind wie die eines Steines selbst, denn beide sind ja imstande den ganz bestimmten Engrammkomplex „Stein" zu aktivieren. Das scheint mir fast so eine mystische Harmonie zu sein wie die prästabilierte Harmonie Leibnizens oder der Zusammenhang, den der Volksaberglauben zwischen Name oder Bild und Gegenstand annimmt. Denn für kausal bedingt kann man wohl diese Uebereinstimmung nicht halten, indem man etwa sagt, indirekt gehe ja auch die „Ganglienzellenschwingung" vom Stein aus; dazu ist, von anderen Umständen abgesehen, die Uebersetzung des Vorgangs auf dem Weg vom Stein zur Ganglienzelle zu gross.

Wird hierdurch wohl dargetan, dass die Forelsche Hypothese nicht imstande ist, Hellsehen und Telepathie einem einheitlichen Prinzip unterzuordnen, so scheint sie auch nicht zu genügen ein Teilgebiet, entweder das der Telepathie oder des Hellsehens, zu erklären. Selbst



wenn wir die Engrammhypothese einmal als bewiesen zugeben, wird durchaus nicht verständlich, wie die Elektronenstrahlungen ein bestimmtes, womöglich unbekanntes Wort oder eine ungewöhnliche, nie gesehene Zeichnung in den Engrammkomplexen „aktivieren" sollen. Ein entsprechender Engrammkomplex ist ja noch gar nicht vorhanden, es müssen also verwickelte geistige Prozesse synthetischer Art vorausgesetzt werden. Es darf wohl als ausgeschlossen angesehen werden, dass die Elektronenstrahlungen diese synthetischen Prozesse anregen und zum richtigen Endziel leiten können, so dass aus den Urbestandteilen — etwa aus Geraden und Kreisen — die unbekannte Zeichnung aufgebaut wird. Was aber sollte sonst auf Grund dieser Anschauung als Ursache des richtigen Endergebnisses in Frage kommen, als die spezifische Elektronenstrahlung?

Zu begrüssen ist, dass Forel zur Prüfung seiner Hypothese Experimente vorschlägt, in der Art, dass man zusieht, ob Blind- und Taubgeborene solche Erscheinungen zeigen. Sollten diese Bilder bei ihnen ausfallen, so gewänne nach Forel seine Hypothese ungemein viel an Wahrscheinlichkeit, gäbe es die Erscheinungen trotzdem, so käme die Hypothese nicht in Betracht.

Da erhebt sich eine praktische Schwierigkeit. Bei der Seltenheit der Gabe wird es sehr schwer sein, unter den relativ wenigen Blindgeborenen solche Telepathen zu finden, um an ihnen die Hypothese zu erhärten.

Man hat sich den Seher gern blind vorgestellt (z. B. Teiresias), und ich weiss nicht, ob es auf Beobachtung beruht oder ein poëtischer Zug ist. Falls es auf Beobachtung beruhen sollte, so würde das in gewissem Sinne gegen Forels Hypothese sprechen. Doch das nur nebenbei!

Aber auch theoretisch scheint mir Forels Idee einen Haken zu haben. Würde man entsprechend seiner Annahme beim Blindgeborenen kein Hellsehen finden, so würde man doch nicht berechtigt sein, diesem Ausfall eine solche Bedeutung zugunsten seiner Hypothese zuzusprechen. Der Gegner der physikalischen Theorie würde mit Recht entgegnen, dass das Ausbleiben des Hellsehen nichts für die Forelsche Hypothese und nichts gegen die „psychistische" Theorie sagt. Auch der Spiritualist wird, soweit ich sehe, annehmen, dass die psychische Uebertragung nur von einem Gehirn aufgenommen werden kann, dessen optische Zentren nicht atrophisch, sondern fähig sind auf optische Vorstellungen anzusprechen.

Trotz einiger auf den ersten Blick bestechender Vorzüge darf wohl Ostwalds Annahme einer „psychischen Energie" als nicht haltbar angesehen werden, denn sie verkennt die Eigenart des Psychischen völlig, die es nicht zulässt, dem physikalischen Begriff der Energie eingeordnet zu werden[1]) Es dürfte deshalb zweckmässig sein, auch in der Aus-

[1]) Siehe meine Arbeit (Psych. Stud.) 1918, Nr. 8—10: „Die Eigenart des Seelischen und die psychische Energie."



drucksweise alles zu vermeiden, was die Auffassung des Psychischen als Energie nahezulegen oder vorauszusetzen scheint. Es wäre deshalb wohl auch zu empfehlen Worte wie „Psychenergie" nicht zu verwenden, darin ist zum mindesten eine von vielen bestrittene Deutung nahegelegt. Farblosere Ausdrücke, die weniger Theorie enthalten, scheinen mir deshalb zweckmässiger. Wenn man für Telepathie und Hellsehen einen gemeinsamen Ausdruck haben will, so empfiehlt sich der Ausdruck „parapsychisch" für diese psychischen, abnormen Leistungen, während ich es für unzweckmässig halte, das ganze „okkulte" Gebiet „parapsychisch" zu nennen, denn die physikalischen Erscheinungen (Telekinese usw.) — deren Tatsächlichkeit ich dahin gestellt sein lasse — „parapsychisch" zu nennen, schliesst eine sehr bestreitbare Deutung ein, man möge sie analog als „paraphysische" bezeichnen.

Wenn Forell weiterhin schreibt, dass Wasielewski[1]) an die Möglichkeit, dass das Objekt selbst der Geber sein könne, nicht gedacht habe, so irrt er sich. Er hat übersehen, dass Wasielewski Seite 242—43 schreibt: „Etwas anderes wäre es ja, wenn nachgewiesen oder nachzuweisen wäre, dass von jedem Ding in der Welt spezifische Strahlen ausgehen, die nicht nur menschliche Weichteile, sondern auch Knochen glatt durchsetzen . . . . In solchem Falle würde man natürlich diese Strahlen zur Erklärung von Erscheinungen, wie die uns hier beschäftigenden, heranzuziehen haben." Er betont aber, dass naturwissenschaftliche Anhaltspunkte dafür nicht gegeben sind. Auf Seite 252—53 und 261—62 kommt er in etwas anderem Zusammenhang nochmals darauf zu sprechen und äussert sich auch hier von andern Gesichtspunkten aus in ablehnendem Sinne. An der Stelle jedoch, die Forel bemängelt, hatte Wasielewski keinen Anlass, die Strahlungen des Objekts zu erwähnen. Da Wasielewski damals nicht wie ich später Telepathie durch Anstellung völlig unwissentlicher Versuche ausgeschaltet hat, so diskutiert er an dieser Stelle die Unterschiede beider Vorgänge in Hinsicht auf Person A, die darum weiss. Dabei hat aber die Frage der Objektstrahlungen keinen differentialdignostischen Wert. — Uebrigens auch ich spreche davon. Wie ich in meinem Aufsatz (S. 198) sage „ist es wohl die nächstliegende Annahme, dass von den Dingen Strahlen ausgehen, die ein Erkennen ermöglichen."

Während die Anhänger einer physikalischen Theorie sonst meist in Allgemeinheiten wie „Röntgenstrahlen" oder „drahtloser Telegraphie" stecken bleiben, die nicht so leicht widerlegbar sind, da ihnen keine klaren Begriffe zugrunde liegen, so kann die Forelsche Annahme zweifellos das Verdienst in Anspruch nehmen ins einzelne zu gehen und klare und greifbare Vorstellungen und Begriffe zu entwickeln. Ist sie

[1]) Annalen f. Naturphilos. 1913, „Ein Fall von willkürlichem Hellsehen."



greifbar, so wird sie allerdings auch angreifbar nnd ich glaube durch immanente Kritik gezeigt zu haben, dass sie zu sehr unwahrscheinlichen, ja man darf wohl sagen unmöglichen Folgerungen führt. Zumal möchte ich nochmals ausdrücklich betonen, dass die physikalische Theorie grundsätzlich Schiffbruch leiden muss, wenn es sich darum handelt, die Synthese zusammengesetzter Zeichnungen im Gehirn des Empfängers und das Erkennen mehrfach gefalteter Zettel mit sich überdeckenden Schriftzeichen zu erklären. Bei dieser Sachlage wird es gestattet sein, einen andern Weg zu suchen.

Deshalb seien zum Schluss noch einige dahingehende Bemerkungen gemacht, indem ich von allgemeinen Ueberlegungen ausgehe, die allerdings ins Metaphysische führen, was sich jedoch auf diesem Grenzgebiet zwischen Körper und Seele kaum vermeiden lässt. Man darf wohl die Frage stellen, ob es denn methodisch richtig ist, seelische Vorgänge mechanistisch erklären zu wollen. Was Geber und Empfänger bei der Telepathie unmittelbar erleben, ist ohne jede Theorie gesagt eben das was wir „psychisch“ nennen und erst eine Deutung auf Grund unserer wissenschaftlichen Kenntnisse lässt es als physisch (als Gehirnvorgänge) bezeichnen. Materialismus und Positivismus fassen nun allerdings das Psychische anders auf, es muss demgegenüber aber betont werden, dass eine Ansicht, die das Psychische als Psychisches nimmt, näher bei den Tatsachen bleibt und weniger Deutung und Theorie enthält. Es könnte doch immerhin sein, dass diese anderen Deutungen unrichtig sind; es scheint mir demnoch nicht nur erlaubt sondern geboten zu sein, bei der Telepathie nach den grossen Schwierigkeiten oder gar dem Scheitern einer physikalischen Theorie die Möglichkeit einer psychistischen Theorie ins Auge zu fassen. Falls man „die Seele als Naturfaktor“ mit in die Natur hineinnimmt, braucht dem auch eine entsprechend verstandene Naturwissenschaft nicht zu wiedersprechen. Ohne ausführlich darauf eingehen zu wollen, sei nur angedeutet, dass Becher,[1]) auf Grund von Experimenten und scharfsinnigen Ueberlegungen zu der Annahme von psychischen Residuen gedrängt wurde, die nicht etwa als eine Parallelerscheinung zu Ganglienzellenresiduen, sondern unabhängig davon zu denken sind. Im Anschluss an diese Ergebnisse exakter Versuche ist es dann wohl nicht zu kühn, auch sonst vom Gehirn unabhängige psychische Vorgänge anzunehmen. Sie erscheinen mir um nichts „mystischer“ als sonst manches in der Psychopathologie. Zwar gilt ja vielfach das Psychische an sich schon als „mystisch“, insofern allerdings würde unsere Auffassung diesen Vorwurf auf sich nehmen müssen. Im übrigen ist

[1]) „Gehirn und Seele“, Leipzig 1911.



es klar und liegt im Wesen der Sache, dass eine solche Theorie nicht so anschaulich ist, wie eine auf der Physik aufgebaute.

Man hat oft den Eindruck und es ist ja auch schliesslich verständlich, dass viele nur das als Tatsachen anzuerkennen geneigt sind, was sich den sonstigen Anschauungen leicht einfügen lässt. Methodisch richtig ist diese Stellungnahme deshalb aber noch nicht, und gerade der unter den Medizinern, soweit ich sehe, viel verbreitete Positivismus sollte die Möglichkeit haben, den fraglichen Tatsachen unbefangen entgegenzutreten, da er gerade betont, dass unser Denken ein Nachbilden der Tatsachen sei.

Sitzungsberichte.

Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Donnerstag, den 22. Oktober 1914.

Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr Dr. **Moll** spricht über „Deutschlands Freiheitskampf als Erzieher der Deutschen". Nach kurzer Einleitung zeigte er, wie gerade der Krieg die Einheit und Einigkeit Deutschlands gefestigt habe. Alle Parteiunterschiede seien sofort zurückgetreten, und es hat die Staatsidee in Deutschland, und zu aller Erstaunen auch in Oesterreich über allen äusseren Hader gesiegt. Allerdings spielt wahrscheinlich in Oesterreich die Persönlichkeit des Monarchen hierbei eine grosse Rolle. Ob die Staatsidee gerade in Oesterreich bei einem etwaigen Ausscheiden des alten Kaisers noch hinreichen wird, sei fraglich. Das Zurücktreten der Internationalität ist charakteristisch für den Sieg der Staatsidee. Andererseits soll man sich vor Uebertreibungen schützen. Auch die Ausländerei werde zum Teil mit Recht bekämpft. Was junge Studenten, die deutsche Klinikerschaft vor wenigen Jahren in Angriff genommen habe, werde jetzt durch den Krieg Gemeingut aller. Die Bevorzugung von Ausländern an Universitäten wird hoffentlich ein für allemal jetzt aufhören. Natürlich kann sich die Kunst und Wissenschaft nicht ganz isolieren, man soll auch den Kampf gegen das Fremdwort nicht übertreiben. Eine Lehre hat der Krieg jedenfalls gegeben, dass die einzige Rettung Deutschlands der von England bekämpfte angebliche „Militarismus" ist, wenn man sich auch gegen manche Aeusserungen desselben wenden mag. Ethisch steht die deutsche Heeresverfassung unendlich höher, als die englische. In Deutschland kämpft jeder für sein Haus, für seine Familie, in England kauft man sich Söldner, wie im Mittelalter. Das Wichtigste, was das Militär gelehrt hat, ist die Bedeutung der Organisation. Ihr verdankt Deutschland die bisherigen Siege. Wo manches nicht nach Wunsch funktionierte, z. B. bei der freiwilligen Hilfstätigkeit ist dies durch den Mangel an Organisation bedingt. Dabei muss man berücksichtigen, welcher unendliche Fleiss, sowohl beim Generalstab, wie beim Kriegsministerium dazu gehörte, alles in der nötigen Weise vorzubereiten. Der Redner geisselte dann jene Kopfhänger, die es als die erste Pflicht des Generalstabes betrachten, ihnen täglich eine Siegesnachricht vorzulegen. Die grosse Disziplin, die im Heere herrschte, der Umstand, dass jeder dem Rufe folgt, der an ihn ergeht, auch wenn er schliesslich sich opfert, ist eine Folge des gelästerten „Militarismus". Eine Persönlichkeit, wie Meyer-Waldeck in Tsingtau kann nur erstehen, wenn der richtige deutsche Geist im ganzen Heer und in der Marine herrscht. Die Behauptung Haldanes, dass durch den „Militarismus" Talente verdorben werden, sei nicht richtig. Gerade die vielen deutschen Talente auf dem Gebiete der Industrie haben England zum



Kriege veranlasst. Die Chemie, Physik und Technik sind Voraussetzung für die Wirksamkeit der heutigen Kampfmittel (Unterseeboote, Luftschiffahrt, Torpedoboote, Bomben usw.). Die Sparsamkeit, das Schwinden von manchem Luxus, die grosse Opferwilligkeit und besonders die vielen Frauen, die für diejenigen arbeiten, die unter der Kriegsnot leiden, sind vorbildlich. Ganz besonders hat der Krieg die Jugend erzogen. Das alte Körnersche Wort: „Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht," das den jungen Menschen galt, die zurückblieben, ist wieder Wahrheit geworden. Alle jungen Leute wussten, was sie zu tun hatten. Aber man soll nicht blind sein, und besonders betont Redner, dass unsere Diplomatie vollkommen versagt hat bei der Vorbereitung der öffentlichen Meinung im Auslande. Grosse Gefahren hat dies Deutschland gebracht. Auch im Heereswesen ist manches verbesserungsfähig, z. B. die grosse Exklusivität des Offizierkorps ist heute unberechtigt. Deutschland wird aber sicherlich die Fehler von innen heraus bessern. Am allerwenigsten aber soll England, das den Gipfel der Unmoral in der Politik zeigt, uns als sittlich minderwertig hinstellen. Wünschenswert ist es auch, beizeiten dafür Sorge zu tragen, dass für die Personen, die durch den Krieg arbeitsunfähig werden, eine Kriegsversicherung im Sinne Spanns geschaffen wird, damit die Familien der Gefallenen und der durch den Krieg zu Krüppeln gewordenen Personen gesichert werden, ebenso wie diese selbst.

Donnerstag, den 19. November 1914.

Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **R. Baerwald** spricht über „Musikalische Erinnerungsverklärung". (Der Vortrag ist ausführlich im 3. Heft des 9. Bandes von Prof. Max Dessoirs „Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft" erschienen.

Es gibt eine nicht geringe Zahl von Personen, die häufig oder regelmässig an sich die Erfahrung machen, dass das Anhören eines Konzerts sie relativ kalt lässt, während ihnen die volle Schönheit des gehörten musikalischen Kunstwerks erst beim nachträglichen Durchdenken aufgeht. Mit Hilfe der Enquete der Psychologischen Gesellschaft über „Die Psychologie des motorischen Menschen" ist es gelungen, den zahlenmässigen Nachweis dafür zu erbringen, dass diese paradoxe Eigentümlichkeit sich fast ausschliesslich bei motorisch Veranlagten findet. Beim Motoriker schliessen sich nämlich die Gefühle vorwiegend an kinästhetische Empfindungen und Reproduktionen an, sie sind, im Gegensatz zu den visuellen und akustischen, seine „Muttersprache des Gefühls". Darum wird auch beim Hören oder Erinnern von Musik sein Gefühl erst wach, wenn er durch Mitbewegungen wie Mitsingen, Mittaktieren, Greifbewegungen, die der Ausführung des Gehörten auf dem Klavier entsprechen würden, oder auch durch blosses Hinzudenken kinästhetischer Reproduktionen das Tonkunstwerk in seine motorische Muttersprache übersetzt. Beim Anhören eines Konzerts, zumal wenn das Vorgeführte noch unbekannt ist, muss auch der Motoriker sich akustisch verhalten; er kann noch nicht innerlich mitsingen oder Klaviergriffe ausführen, weil er ja noch nicht weiss, was kommen wird. Bei der nachträglichen Erinnerung des Gehörten kann er dagegen die Uebertragung in die ihm homogene Vorstellungsart vornehmen, kann innerlich singend oder spielend reproduzieren, kann die Bewegungsvorstellung zum Träger oder Anteilhaber des Erinnerungsaktes machen. Darum wird dann bei ihm die musikalische Erinnerung genussreicher, schöner, ästhetisch wirksamer als der ursprüngliche Eindruck im Konzert.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Hohenemser, Dr. Moser, Frau Rappaport. Das Schlusswort hat Herr Dr. Baerwald.

Donnerstag, den 10. Dezember 1914.

Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Hohenemser** spricht über „Krieg und Kunst". Wie der denkende Mensch auf allen Gebieten gezwungen wird, sich an den gewaltigen Ereignissen, deren Zeugen wir sind, und in Anbetracht der furchtbaren Opfer,

die von uns verlangt werden, gleichsam neu zu orientieren, so fragt es sich auch, in welchem Verhältnis die Kunst zum Kriege steht, ob sie als bloss für friedliche Zeiten geeignet vor ihm zurücktreten muss, oder ob sie nicht vielleicht gerade jetzt bestimmte Aufgaben zu erfüllen hat, und welcher Art diese Aufgaben sind. Wir haben es hier also mit psychologischen Fragen zu tun; denn es handelt sich um die Beziehungen zwischen den scheinbar so heterogenen Eindrücken, die einerseits vom Kriege, andererseits von der Kunst ausgehen. Es ist unmöglich, diese Fragen hier erschöpfend zu beantworten; vielmehr sollen in der Hauptsache nur die sich ergebenden Probleme angedeutet werden, um zu weiterem Nachdenken anzuregen. Naturgemäss wird von den vorliegenden Tatsachen ausgegangen. Wenn es sich dabei zeigt, dass die Musik im Vordergrunde steht, so liegt das daran, dass sie unter allen Künsten die unmittelbarsten und zugleich die allgemeinsten Wirkungen ausübt.

Zunächst wird die Kunst im Felde besprochen: Militärmusik, Vaterlandslieder, Erbauungsmusik, Unterhaltungsmusik. Es ergibt sich, dass im Kriegsheer und gerade auch für den einfachen Mann die Kunst durchaus unentbehrlich ist.

Weiter kommt die Kunst in der Heimat zur Sprache. Sie soll sowohl im Hause als auch in der Oeffentlichkeit nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern hauptsächlich darum gepflegt werden, weil sie das beste Mittel ist, um die Zurückgebliebenen wenigstens zeitweise dem gefährlichen Zustand des Abwartens und der Aufregung zu entreissen und die Seele mit sich selbst in Harmonie zu setzen. Selbstverständlich bezieht sich diese Forderung nur auf die Pflege der echten Kunst. Alle Spekulation auf ausserkünstlerische Nebenwirkungen, alle Sentimentalität, Frivolität und Gemeinheit in der Kunst ist heute noch verwerflicher als je, da wir mehr als je starke Charaktere brauchen. Innerhalb der echten Kunst wird es jedem Kunstwerk, auch dem heitersten, das zum Krieg in keinerlei Beziehung steht, möglich sein, denjenigen, der ästhetisch zu geniessen weiss, in seinen Bann zu schlagen. Aber natürlicherweise machen uns die infolge des Krieges in uns vorherrschenden Stimmungen in besonderem Maße für solche Kunstwerke empfänglich, welche diesen Stimmungen entgegenkommen und sie verstärken, und daher sollten gerade sie vorzugsweise gepflegt werden. Hier folgt ein nachdrücklicher Hinweis auf die Oratorien Händels.

Ueber die Gestaltung der Kunst nach dem Kriege, ja selbst noch während desselben, sind die seltsamsten Prophezeiungen im Umlauf. Demgegenüber ist zu sagen: Die Kunst entwickelt sich viel zu langsam, und ihre Entwicklung hängt viel zu sehr von rein kunstgeschichtlichen Faktoren ab, als dass ein Krieg neue Stilarten hervorrufen sollte. Wenn die nötigen Voraussetzungen gegeben sind, kann er die Anregung zu einzelnen gewaltigen Schöpfungen bieten. Auch kann er bei denjenigen Künsten, die ihren Stoff aus der Aussenwelt nehmen, die Wahl desselben beeinflussen; aber er vermag nicht, eine neue Stilepoche herbeizuführen. Es wird versucht, diese Sätze durch einen historischen Ueberblick (Dreissigjähriger Krieg, Siebenjähriger Krieg, die französische Revolution, die Napoleonischen Kriege, der Krieg 1870—1871) zu erhärten.

Lässt sich also auch über die Zukunft unserer Kunst nichts vorhersagen, so ist doch für alle diejenigen, welchen sie am Herzen liegt, seien sie nun Künstler, Aesthetiker oder Laien, das praktische Verhalten klar vorgezeichnet. Wer in Kriegs- und Friedenszeiten stets nur echte Kunstwerke hervorbringt, pflegt und fördert, der braucht auch vor den gewaltigsten Weltbegebenheiten nicht beschämt zurückzutreten.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Moser, Dr. Martens, Constass, Dr. Baerwald. Das Schlusswort hat Herr Dr. Hohenemser.

Donnerstag, den 14. Januar 1915.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Hennig** spricht über „Krieg und Suggestion". Die wunderbar erhebenden Erlebnisse, die der Weltkrieg dem deutschen Volk gebracht hat,



haben mit einer in der Weltgeschichte kaum je dagewesenen Eindringlichkeit gezeigt, wie ein einheitlicher begleitender Gedanke alles Fühlen, Wollen und Erleben eines grossen Volkes in Bann schlagen kann. Die ungeheure Suggestionskraft einer grossen nationalen oder religiösen Idee, wie sie bisher in den Befreiungskriegen und in den Kreuzzügen am reinsten zutage trat, sie ist in ungleich gewaltigeren Dimensionen lebendig geworden im grossen Weltkriege 1914/15, der für Deutschland, Oesterreich und die Türkei in erster Linie ein nationaler Kampf ist, dem aber auch das religiöse Moment nicht fehlt, wie die Erklärung des Heiligen Krieges beweist. Unseren Feinden fehlt die Bundesgenossenschaft einer grossen begeisternden Suggestion, wie das krampfhafte Wühlen in Phrasen („Militarismus," „Zivilisation" gegen „Barbarei" usw.) und der widerwärtige Lügen- und Verleumdungs-Feldzug im neutralen Ausland beweisen, der leider zahlreiche Suggestiv-Erfolge aufweist, vor allem die Hineinzerrung Japans in den Krieg. Die Erfolge solcher Lügen-Suggestionen sind aber erfahrungsgemäss nur Augenblickswirkungen und pflegen beim Bekanntwerden der Wahrheit leicht ins Gegenteil umzuschlagen, wofür schon zahlreiche Anzeichen erkennbar sind.

Fast noch wichtiger als für die Zuhausgebliebenen ist die anfeuernde Suggestion für die im Felde stehenden Truppen. An zahlreichen historischen Beispielen wird gezeigt, wie die blosse Siegeszuversicht schon mehr als der halbe Sieg ist. Niemand hat dies mehr zu würdigen gewusst als Napoleon I., der noch mehr als andre ganz grosse Heerführer (Caesar, Friedrich der Grosse) ein unerreichter Meister war in der Kunst, seine Truppen im rechten Moment durch ein glücklich erfundenes Wort anzufeuern. Die Suggestionsmittel bei beginnender Schlacht werden näher besprochen, von den Kriegsliedern des Tyrtäus über Gustav Adolfs Gebet vor der Front bis zur Regimentsmusik unsrer Tage, dem gemeinsamen Gesang der jungen Regimenter beim Sturm auf Dixmuiden und dem Ehrgeiz, den schönsten Ordensschmuck, das Eiserne Kreuz, zu erwerben. Auch die gewaltigen Unterschiede in der Zahl kämpfender Heere können durch begeisternde Suggestionen ausgeglichen werden, wie u. a. Marathon, Narwa, Rossbach und Leuthen beweisen.

Jede Entmutigung, jede Verminderung des Glaubens an den Sieg kann verhängnisvoll werden. Auch hierfür bietet die Geschichte viele Beispiele, das deutlichste wieder in der Gestalt Napoleons I., der nach dem Schwinden des Nimbus seiner Unbesiegbarkeit sogar von einem so minderwertigen Feldherrn wie Schwarzenberg geschlagen werden konnte. Der „Kampf gegen die Nerven des Feindes" scheint im modernen Krieg immer bedeutsamer zu werden; die „moralischen" Einwirkungen der Kriegführung mit Zeppelinen, Fliegerbomben, Unterseebooten zeigen uns, wie richtig man heut die entmutigenden Suggestionswirkungen für den Ausgang des Krieges einschätzt. Die Folge solcher Furchtsuggestionen können schwere Massenhalluzinationen sein; aus dem russisch-japanischen Krieg werden einige krasse Beispiele angeführt, und der jetzige Weltkrieg lehrt uns an einer Reihe halb ergötzlicher, halb trauriger Fälle, dass die suggestiv erzeugte Unruhe der des Krieges im Lande seit über zwei Jahrhunderten entwöhnten Engländer alle Kennzeichen der schweren Hysterie eines ganzen Volkes anzunehmen beginnt, einer geistigen Störung, die sich vor allem in einer geradezu typischen Moral insanity äussert. Auch bei den Franzosen ist eine hochgradige Nervosität unverkennbar, z. T. auch bei den Russen, vor allem in der russischen Heeresleitung. Wohltuend sticht davon die wundervolle Ruhe und strenge Objektivität des Urteils in Deutschland ab, wo die oberste Heeresleitung selbst den Humor nicht verliert, das sicherste Kennzeichen vollkommener Nervenbeherrschung. Alle Formen begeisternder Suggestionen sind in Deutschland zur höchsten Potenz entwickelt; die deprimierenden Suggestionen fehlen bei uns gänzlich — darin liegt aber psychologisch die zweifellose Gewähr des Sieges!

Donnerstag, den 18. Februar 1915.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Hurwicz** spricht zur „Vergleichenden Psychologie der Deutschen und Franzosen“. Durch eine Erscheinung, die Wundt als Zweckwandlung bezeichnet, ist der heutige Kampf der Völker um die politisch-wirtschaftliche Macht zugleich zum Kampfe um die Nationalkultur geworden. Auf deutscher Seite ist dieser Gesichtspunkt von Anfang des Krieges an betont worden. Und die Feinde des Deutschtums haben neuerdings, gewissermassen offiziell, in der Sorbonne zu Paris den Krieg zum Kampf des Latinismus gegen den Germanismus proklamiert. Die Völkerpsychologie muss zunächst, von den psychologischen Tatsachen ausgehend, den Gegensatz in der Reaktion des deutschen und des französischen Temperaments als grundlegend betonen. Das sanguinisch-nervöse Temperament der Franzosen kennzeichnet sich durch die Schnelligkeit der Reaktion; damit in engem Zusammenhang steht seine Expansivität wie seine Suggestibilität. Erklärt sich insbesondere durch die Massensuggestibilität der Franzosen (nicht umsonst betonen diesen Gesichtspunkt der Massensuggestion Tarde und Guyau) ihre sprungartige politische Entwicklung, so wurzelt der andere hervorragende geistige Zug — der Intellektualismus — in der Impulsivität, die den Geist nur auf allgemeine Ideen wirksam reagieren lässt. Durch alle diese Züge wird aber schliesslich auch der französische Individualismus bestimmt. Nach der sozialen Seite hin erblickt dieser den Zusammenhalt des Ganzen wesentlich in der raison commune. Eine wirksame soziale Disziplin und Organisation fehlen daher. Gleichheit und Freiheit aber erscheinen als absolute Postulate. Das ganze französische Denken ist in seinem innersten Wesen anthropozentrisch, wie insbesondere in der antikirchlichen ja antireligiösen Bewegung überhaupt (Guyau, L'irréligion de l'avenir) deutlich hervortritt. Auf der anderen Seite führt der Intellektualismus oft zu politischen Utopien: kein Volk ist daran so reich, wie das französische; in geistiger Beziehung zu einseitig spekulativem Denken; und der Vorzug der deutschen Universitäten, die das gelehrte Handwerk: die Methoden der inneren Weiterentwicklung der Wissenschaft, d. h. die wissenschaftliche Technik lehren, wird von objektiven Franzosen (Touillée) offen zugegeben. Die zentrale psychophysische Eigenschaft der Deutschen ist hingegen: Langsamkeit der Reaktion. Dadurch erklärt sich ihr anderer hervorragender Zug: der Wirklichkeitssinn. Ottilie in Goethes „Wahlverwandtschaften“, deren Sinn gleichmässig auf alle Gegenstände gerichtet war, ist das treffende poetische Bild des deutschen Volkes. Dem deutschen Wesen ist daher weder ein einseitiger Idealismus noch ein solcher Realismus, sondern eine Synthese der beiden eigentümlich. Mit in dem deutschen Wirklichkeitssinn, der auch die Brutalitäten des Lebens klar sieht, objektiv feststellt und Anstalten zu ihrer Ueberwindung trifft (vgl. insbesondere Krieg und Militarismus) wurzelt eine der Quellen des Hasses gegen das Deutschtum, die als Verwechslung der Feststellung, der Ueberzeugung mit dem Wollen der Brutalität zu charakterisieren ist. — Auf historischem Gebiete äussert sich jener grundlegende Zug als Konservativismus. Er wird — im Gegensatz zu den Franzosen — am besten durch den Unterschied der Sozialpolitik und der Revolution ausgedrückt. Indem es aber leichter ist, bei der Revolution an den Humanismus zu appellieren, als bei der Sozialpolitik, entsteht bei dieser letzteren wiederum ein täuschender Schein eines ausschliesslich nationalen Egoismus.

Die scheinbaren Widersprüche im deutschen Wesen sind jedoch von objektiven Franzosen selbst (Fouillée, Boutroux) als Ausfluss der vielseitigen natürlichen Begabung der Deutschen erkannt worden. In diesem Gleichgewicht, insbesondere in dem Willen, liegt ein Zeugnis der Kraft. Dagegen ist das Uebergewicht des Intellekts über den Willen bei den Franzosen in allen Hinsichten verhängnisvoll. Die Synthese des Idealismus und des Realismus im deutschen Volk spiegelt sich in einer unvergleichlichen Synthese der Theorie und der Praxis wieder. Die individuelle Disziplin erzeugt eine innere, die



soziale eine Kraft nach aussen hin, die durch eine Organisation mächtig gesteigert wird. Und so mag das deutsche Volk aus der wissenschaftlich-psychologischen Betrachtung nicht nur das Gefühl seines kulturellen Wertes, sondern zugleich — da in diesem kritischen Momente auch der dynamische Gesichtspunkt betont werden muss — auch das Bewusstsein einer besonderen Kraft schöpfen, als Bürgschaft für den endgültigen Erfolg seines gegenwärtigen Kampfes.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Mamlock, Professor Fuchs, Dr. Moser, Dr. Hohenemser. Das Schlusswort hat Herr Dr. Hurwicz.

Donnerstag, den 15. April 1915.

Ordentliche Generalversammlung.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Es fand ein Bericht des Kassenwartes statt, worauf Frau Dr. Wolff und Fräulein Martus zu Kassenrevisoren ernannt wurden. Auf Grund ihres Revisionsberichtes wurde Entlastung erteilt. An den Geschäftsbericht des Schriftführers schloss sich die Wahl des Vorstandes. Es wurden gewählt: 1. Vorsitzender: Herr Dr. Moll, 2. Vorsitzender: Herr Dr. Baerwald, 1. Schriftführer: Herr Rechtsanwalt Westmann, 2. Schriftführer: Herr Dr. Neumann, 1. Bibliothekar: Herr Dr. Müller-Freienfels, 2. Bibliothekar: Herr Dr. Neumann. Kassenwart: Herr Dr. Hennig.

Donnerstag, den 6. Mai 1915.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Walter Kornick** spricht „Ueber Kunstkritik". Der Redner vertrat die Meinung, dass die Kunstkritik im wesentlichen positiv, aufbauend, ja schöpferisch sein müsse, und er versuchte, diese Meinung, ins Einzelne gehend, zu stützen. Die Natur des Problems „Kunstkritik" sei von Hause aus mehr praktischer und sozialer als wissenschaftlicher Art. Die Kunstkritik sei nicht als Wissenschaft anzusehen, und sie sei auch in ihren Rechten und Pflichten nicht der wissenschaftlichen Kritik gleich. Die Kunstkritik sei auch nicht angewandte Aesthetik, denn sie habe es nur mit den Wirkungen (d. h. den Werken), nicht mit dem Wesen der Kunst zu tun. Die Kunst will nicht, wie die Wissenschaft, Erkenntnis fördern; wenn Schopenhauer, Konrad Fiedler u. a. von einer Erkenntnisförderung durch die Kunst sprechen, so sei nicht die objektive Erkenntnis der Wissenschaft gemeint. Die Wissenschaft hat für jede Frage nur eine richtige Antwort; zeichnen aber mehrere Künstler die gleiche Landschaft unter gleichen äußeren Bedingungen, so ist nicht die Rede davon, dass nur eine Darstellung richtig und gut sei; jedes Kunstwerk sei Ausdruck eines subjektiven Wollens, und Aufgabe der Kunstkritik sei daher, das Wollen des Kunstwerks zu erkennen und auf Grund dessen dem Kunstwerk mit Worten beizukommen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe liege, namentlich wo es sich um bildende Kunst handelt, in der Unzulänglichkeit der Sprache, künstlerische Eindrücke auf andere zu übertragen. Ueberall aber, wo die kunstlose Sprache als Ausdrucksmittel versagt, greift sie zu dem Kunstmittel der Vergleichung. Die Vergleichung ist denn auch ein überaus charakteristisches Merkmal aller Kunstinterpretation. Die Kritik entnimmt gern die das Kunstwerk charakterisierenden Ausdrücke andern Künsten, spricht in der Musik von Konturen und Farbentönen, in der Baukunst vom Rhythmus, vom Aufbau eines Dramas; Clemens Brentano verglich die Chöre in der Braut von Messina mit widerhallenden Säulen. Der Vergleich hat Vorzüge und Gefahren; vergleicht man miteinander die Formqualitäten zweier annähernd gleicher Werke (wie der Holbeinschen Madonnenbilder in Darmstadt und Dresden), so spricht das künstlerische Werturteil, in diesem Falle die Echtheitsfeststellung, am Schlusse wie von selbst heraus. Solcher Fall begegnet aber natürlich der kunstkritischen Praxis selten. Aber



er erklärt, wie durch geschickte Handhabung der Vergleichung als sprachlichen und sachlichen Kunstmittels in dem Leser Vorstellungen und Reize erzeugt werden können, die ihn wirklich dem Kunstwerk näher und näher bringen. Willkürliche und planlose Anwendung der Vergleichung sei dagegen eine Gefahr für den Kritiker und den Kunstgeniesser. Der ungeübte Kunstgeniesser unterliege ohnehin dem Einfluss der subjektiven Assoziationen, die der Redner als Störenfriede des Kunstgenusses und aller geistigen Konzentration überhaupt bezeichnet. Der Kunstkritiker dürfe nicht durch willkürlich gewählte, d. h. im künstlerischen Gehalt des Kunstwerks nicht gegebene Reizvorstellungen den Leser vom Kunstwerk wegziehen. Der Kunstkritiker müsse — gleichviel welche Ansicht über das umstrittene Problem des assoziativen Faktors die wissenschaftliche Aesthetik vertrete — dahin streben, die subjektiven Assoziationen von sich und dem Leser wegzubannen. Denn die Fähigkeit, Geist und Sinne zu isolieren durch Ausschaltung des assoziativen Elementes, sei (nach Konrad Fiedler) die wesentliche Kunst, die den Künstler vom Nichtkünstler unterscheide. Der Kritiker, dem es gelinge, den Leser seiner Kritik zu solcher Isolation, zu solcher Ausschaltung der nicht zugehörigen Vorstellungen zu befähigen, erfülle die eigentliche Aufgabe der Kritik. Diese Aufgabe sei im wesentlichen für den Kritiker Verstandesaufgabe. Aber jedes Kunstwerk äussere ausser den eigentlich künstlerischen noch eine Fülle anders gearteter Wirkungen. Vor allem wende jedes Kunstwerk sich an unser allgemeines moralisches Gefühl; jedes Kunstwerk sei eine Mitteilung von Gefühlen, und diese Gefühle beurteilen wir stets auch als solche, d. h. wir beurteilen die Kunstwerke stets auch mit Recht nach ihrem Lebenswerte. So werden in buntem Hin und Her die Verstandes- wie die Gefühlskräfte des Kunstkritikers in Anspruch genommen, und seine Aufgabe nähere sich der schöpferischen, wenn etwa Goethe fordert, der Kritiker solle nicht trennen, sondern verbinden, ja er solle dem Künstler helfen und seine Absichten gleichsam vollenden.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Professor Dessoir, Justizrat Dr. Broh, Frau Skorra. Das Schlusswort hat Herr Walter Kornick.

Donnerstag, den 20. Mai 1915.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Baerwald** spricht über „Die Unbeliebtheit des Tüchtigen". (Psychologische Glossen zur Isolierung Deutschlands.) Warum fehlen, wie Nietzsche andeutet, dem gewaltigen Menschen die liebenswürdigen Tugenden? Warum sind Genies von gewinnender Form, wie Joachim oder Fontane, seltene Ausnahmen, während viele hervorragend tüchtige Männer im Rufe anerkannter Unausstehlichkeit stehen? Warum wissen die leistungsfähigsten Nationen, Deutsche, Engländer und Amerikaner, weit weniger die Sympathie der anderen Völker zu gewinnen als die kulturschwächeren Romanen? Von den mancherlei Gründen, die sich für diesen oft gesehenen und beklagten Zusammenhang anführen lassen, seien hier nur einige angedeutet.

Hemmungsreiche, verschlossene, langsam und schwer reagierende Völker und Personen leisten gewöhnlich mehr als solche, deren Vielgeschäftigkeit, Geschwätzigkeit, fessellose Impulsivität auf eine relativ hemmungsarme Funktionsweise des Nervensystems hinweist; das allzu leichte Reagieren dieser letzteren verhindert eine Kraftansammlung, wie sie für energische und fortgesetzte Tätigkeiten erforderlich ist, sie gleichen Mühlen, die nicht mahlen können, weil ihnen das Stauwehr fehlt. Aber der hemmungsreichere und darum tüchtigere Mensch ist zugleich wortkarg, spröde, scheu, ein „Stummer des Himmels", der seine Gefühle nicht aussprechen kann; oft hält man ihn sogar für anmaßend und hochmütig, wo blosse Schüchternheit und ungewollte innere Hemmung im Spiele ist. — Ferner: Eine Bedingung hoher Leistungsfähigkeit ist oft die „Ichliebe", die starke Lustbetonung der zum Komplex des Ich



gehörenden Vorstellungen. Personen von grosser Ichliebe, die deshalb gern von sich reden und viel an sich denken, verfügen durchschnittlich auch über ein hohes Maß von Selbsttätigkeit; auch in ihrer Arbeit wollen sie ihr Ich wiederfinden, dem Werke den Stempel ihrer Persönlichkeit aufdrücken; sie nehmen nicht passiv hin, was ihnen die Aussenwelt gibt, wie es die subalternen Geister tun, sie müssen hinzudenken, umgestalten, verarbeiten, sind die geborenen Reformatoren und Organisatoren. Aber zugleich ist der Mensch von ausgesprochener Ichliebe, der in sich selbst Verliebte, nur allzu oft ein eitler Narr, ein eigensinniger Starrkopf, ein hartmäuliger Rechthaber, ein unleidlicher Tyrann. Die oben erwähnte gesellschaftliche Unerträglichkeit vieler Genies lässt sich gerade von diesem Punkte aus begreifen. — Weiterhin laborieren vorzugsweise die tüchtigsten Menschen und Völker an Formlosigkeit. Zum Teil ist dieser Mangel die Folge des Umstandes, dass sie, dank ihrer Tüchtigkeit, Emporkömmlinge sind, denen noch die „gute Kinderstube", die alte Kulturtradition jener vornehm, aber sicher und träge Gewordenen fehlt, die schon seit Generationen reich und gebildet sind; so spielt auch bei der oft gerügten Formlosigkeit der Deutschen und Amerikaner die Tatsache mit, dass innerhalb dieser emporstrebenden Völker soziale Schichten zu reifen und in der internationalen Geselligkeit mitzusprechen beginnen, die vor kurzem noch ganz ausserhalb der geistigen Kulturbewegung gestanden haben. Manchmal ist der Mangel an Form und Manieren auch eine beabsichtigte Eigentümlichkeit, entspringt einem bestimmten Ideal der Echtheit, der inneren Solidität, das sich zu profanieren fürchtet, wenn es äusserlich zu viel Wesens macht. Dieses Ideal, das man trotz seiner Schattenseiten nur ungern missen möchte, ist vom deutschen Nationalcharakter fast unabtrennbar, es zeigt sich in Beethovens wirren Haaren nicht minder wie in der Vernachlässigung der öffentlichen Meinung oder der ausländischen Presse durch die deutsche Staatskunst. Ein Teil dieses allzu weltfremden Idealismus wird doch wohl dem Weltkrieg zum Opfer fallen.

An der Aussprache beteiligte sich Herr Dr. Moll. Das Schlusswort hat Herr Dr. Baerwald.

Donnerstag, den 1. Juli 1915.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht über „Die Lehren des Krieges für die psychische Behandlung". Der Vortrag erscheint später ausführlich.

Donnerstag, den 28. Oktober 1915.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frau Dr. **Sophie Wolff** spricht über „Die Gemüts-, Seelen- und Geistesformen der Kunst" (mit Demonstrationen). Nach dem Wesen der Kunst Nachforschungen anstellen, heisst soviel als nach dem Wesen des Menschen, der selbst das vollkommenste Kunstwerk ist, forschen. Die Kunst des Menschen aber das Streben (sei es bewusst, unterbewusst oder unbewusst), Kunstwerke zu schaffen, die ihm selbst ähnlich sind d. h. die Einheitlichkeit von Materialgewicht, Raummaß und Zeitwert aufweisen.

Die Kunst des Menschen ist so dreierlei Natur; sie ist Material-, Raum- und Zeitkunst zu gleicher Zeit. Ihre Werke, die durch die Vermittlung des Willens, des Verstandes und der Vernunft, der Direktoren von elastisch, symmetrisch und rhythmisch spannbaren Membranen zustande kommen, geschehen entweder in den elastischen Formen des fühlenden Gemüts, in den symmetrischen Formen der empfindenden Seele und in den rhythmischen Formen des denkenden Geistes.

Allen drei Kunstarten liegt das Prinzip der Gleichheit zugrunde: der Materialkunst die Gleichheit des Gewichts, das Gleichgewicht, zur Erzeugung elastischer Bewegung und zur Formung von Gleichgewichtsachsen oder Teilformen, der Raumkunst die Gleichheit der Maße, das Gleichmaß, zur Erzeugung



gleichmässiger Dehnung und zur Formung symmetrischer Gestalten oder Grundformen, und der Zeitkunst die Gleichheit der Werte, der Gleichwert, zur Erzeugung rhythmischer Brechung und zur Formung gleichwertiger Gliederungen oder Figuren.

Die Materialkunst teilt der Mensch mit Tier und Pflanze; auch diese üben wie er, kraft des Willens, Gleichgewichtskunst aus. Die Raumkunst teilt er nur mit dem Tier, denn ausser ihm gestaltet nur dieses wie er, kraft des Verstandes, gleichmässig. Die einzige Kunst aber, die ihm kein Geschöpf der Erde streitig machen kann, ist die Zeitkunst, denn nur der Mensch allein ist kraft der Vernunft imstande gleichwertig zu figurieren.

Wie bei dem Menschen sich zuerst der Wille zeigt, dann der Verstand einsetzt und später erst die Vernunft arbeitet, so entstehen in allen menschlichen Verhältnissen und Künsten zuerst gleichgewichtete oder richtig proportionierte (gute) Werke, dann erst gleichmässig oder organisch verbundene (reine) Werke und zuletzt erst gleichwertig oder harmonisch gegliederte (schöne) Werke.

Dieser Entwicklungsgang wird an der Musik gezeigt.

Die Vortragende wählte die Musik, nicht, weil sie ihr am nächsten liegt, auch nicht, weil sie die Leibkunst der Deutschen ist, sondern weil sie im Mittelpunkt aller Künste steht, mit allen Berührungspunkte hat und zum Teil mit ihnen Gemeinsames hat (mit der Bildner-, Mal- und Redekunst), zum Teil mit ihnen verwandt ist (mit der Bau- und Schauspielkunst) und zum Teil selbst als Grundlage für die Betätigung anderer Künste (der Tanz-, Dicht- und Weisheitskunst) dient.

Tanz-kunst	Dicht-kunst	Weisheits-kunst
Bau-kunst	Musik	Schauspiel-kunst
Bildner-kunst	Mal-kunst	Rede-kunst

An der Aussprache beteiligt sich Herr Dr. Baerwald. Das Schlusswort hat Frau Dr. Sophie Wolff.

Donnerstag, den 25. November 1915.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Placzek** spricht über „Die Selbstmörderpsyche". Der Vortrag ist abgedruckt in dieser Zeitschrift Band VI, 5./6. Heft.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Levenstein, Dr. Traber, Dr. Hurwicz, Dr. Moll. Das Schlusswort hat Herr Dr. Placzek.

Donnerstag, den 16. Dezember 1915.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Hurwicz** spricht „Zum Problem der Individualität".

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Baerwald, Dr. Levenstein, Dr. Max Cohn. Das Schlusswort hat Herr Dr. Hurwicz.

Donnerstag, den 20. Januar 1916.

Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Max Cohn** spricht „Zur Psychologie des Leidens". Der Vortrag ist abgedruckt in dieser Zeitschrift im VII. Bd., 1. Heft.

Vortragender geht von der Empfindung aus, die er als eine Einheit definiert, die sich aus differentialen kleinsten Einheiten dumpfer Erlebnisse zusammensetzt. Diese werden aus passiv vom Organismus empfangenen Eindrücken in ihm auf Grund von dessen Spontaneität zu Erlebnissen und weiter zur Empfindung. Empfindung ist daher bereits an sich ein Leiden. Wie die Empfindung sich aus Erlebnissen synthetisiert, so Lust und Unlust aus Gefühlsmomenten und Subjektivgefühlen in einem Lebewesen auf Grund von dessen Empfinden und Gedächtnis. Im höchstorganisierten Menschen werden Lust und Unlust zu Freud und Leid, zu Schmerz und Wohlergehen, je nach der Intensität des Widerstandes, der auf ihre Träger wirkt und zugleich auch je nach der Eigenheit dieses Trägers selber. Das Leiden ist sonach ein subjektives Gefühl, das auf periphere und zentrale Reize hin entsteht und dem Leben innigst verknüpft ist. Aber da das Leben von seinem Beginn sich als eine Mischung von Abwehr und Anziehung darstellt und eine Mischung von Lust und Unlust ist, so steht dem Leiden als Widerpart gegenüber das Streben nach dem Wohlbefinden. Vortragender geht hierbei auf die Rolle des Lebensrhythmus und dessen Gangphasen in den Lebewesen ein und zeigt hieran, dass biologisch gesehen, das Leben sich als eine Mischung dieser Phasen darstellt, die in eine Abänderung ihrer Geschwindigkeit durch die Wirkungen auf das Lebewesen gebracht werden. Die Geschwindigkeitsänderung des Lebensrhythmus, der dem allgemeinen Lebensgefühl als materielles Substrat dient, ist durch die Reihe der Lebewesen von dem Protisten bis hinauf zum Menschen das Moment, das auf das Eintreten von Annäherung und Fluchtbewegung, von Lust und Unlust und, mit dem Erstarken der Empfindung und des Gedächtnisses, von Leid und Freude wirkt. An die Existenz dieses Lebensrhythmus schliesst Vortragender dann seine Folgerungen hinsichtlich des Leidens, das er als auslösenden Faktor von individuellen Erscheinungen und solchen der Massen und Völker aufzeigt. Gegen das Leiden sind Abwehrmittel mannigfachster Art in Anwendung gekommen. Das wahre Abwehrmittel bildet jedoch die vernunftgeborene Tat, auf die die Entwicklung des Lebens selber hinweist.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Moser, Dr. Passau, Albrecht, Dr. Hohenemser, eine Dame. Das Schlusswort hat Herr Dr. Cohn.

Montag, den 21. Februar 1916.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Professor **Dessoir** spricht über „Psychologische Betrachtungen über den Krieg". Der psychologische Aufbau des Krieges vollzog sich in einem Ausgleich zwischen Erschütterung und Begeisterung, mit einem Uebergewicht der letzteren, das durch die schnellen und grossen Erfolge des Beginns hergestellt wurde.

Die allgemeine psychologische Situation des Heeres besteht darin, dass es eine von der übrigen Welt ziemlich abgelöste und durch ein bestimmtes Ziel zusammengehaltene Gruppe bildet. Aus der Losgelöstheit ergibt sich die Primitivität der seelischen Verfassung, aber auch ihre Zugänglichkeit für metaphysisch-religiöse Werte. Aus der Einheit des Massenganzen ergibt sich das Solidaritätsgefühl kleiner Gruppen, der kommunistische Geist, die Durchdringung von Gehorsam und Initiative.

Der psychologische Abbau muss bewusst so reguliert werden, dass der Wertgewinn, den die Volksseele erfahren hat, in die anders geartete soziale Ordnung des Friedens übergeht.

Donnerstag, den 23. März 1916.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frau **H. Wega** spricht über „Krieg und Frauenemanzipation". Hat die Frauenemanzipation vor dem Kriege erreicht, was sie erreichen wollte?

Ist durch den Krieg eine günstigere Lage für die um Rechte kämpfenden Frauen geschaffen, — eine Lage, die zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigt?

Was müssen wir nach dem Krieg für die Frauen erstreben?

Diese drei Fragen sollten in dem Vortrag behandelt, wenn auch nicht gelöst werden. Wer ehrlich ist, gibt zu, dass die „Frauenemanzipation“ die Mädchen vor dem Kriege auf Wege trieb, die von denen nicht beabsichtigt waren, die sie ins Leben riefen. Wohl hatte sie dem weiblichen Geschlecht Freiheiten gebracht, aber durchaus keine innere Freiheit. Sie hatte viele über dem selbstgewählten, meist recht trocknen Beruf vergessen lassen, wo ihr natürlicher Beruf und Wirkungskreis lag. Und vor allen Dingen hatte die Frauenemanzipation bewirkt, dass die Mädchen im Mann nicht mehr das sahen oder sehen wollten, was er früher für sie gewesen, — und so hatten sie ihn von dem Niveau des Fordernden, des Gebenden, auf das Niveau des Passiv-Nehmenden herabgedrückt.

Von dem Wahn, dass diese Art „weibischer Mann“ zur neuen Idealgestalt für das weibliche Geschlecht werden könnte, hat uns der Krieg gründlich geheilt. Er zeigte uns, dass die Natur immer wieder zum Durchbruch gelangt, auch wenn man sie mit schönen Worten und Phrasen noch so dicht zu verkleiden gedacht hat. Jetzt feiert der wirkliche Mann, der Held, von neuem Triumphe und zwar solche, die nicht immer in den Grenzen des Erlaubten bleiben, aber mit Deutlichkeit beweisen, dass die weibliche Natur als Ergänzung den Mann verlangt, der in irgendeiner Beziehung über ihr steht.

Die Siege, die die daheimgebliebenen Frauen erfochten, indem sie mutig für die fehlenden Männer in die Bresche sprangen, legen Zeugnis dafür ab, dass sie fähig sind, in einem Ausnahmezustand und mit der Not als Lehrmeisterin, Dinge zu verrichten, die für den weiblichen Körper und für die weiblichen Nervenkräfte zu schwer erscheinen. Vielleicht sind sie ihnen auch vom Mann nicht zugetraut worden.

Trotzdem soll unser Streben nach dem Kriege nicht dahingehen, den Frauen Rechte und Berufe zu erhalten, die ihnen der Krieg aus Notwendigkeitsgründen von selbst in den Schoss warf. Das weibliche Geschlecht soll nach dem Krieg seine vornehmste Aufgabe darin sehen, die verschiedenartigen Wunden zu heilen, die er geschlagen. Mehr denn je werden wir sozial denkende, sozial arbeitende Frauen brauchen und — Frauen, die bereit sind, ihren Beruf als Hausfrau und Mutter über alles andre zu stellen. Denn ein starkes, lebenstüchtiges Geschlecht heranzubilden, ist künftig Bedingung für uns; aber nur gesund empfindende, innerlich freie und reife Frauen können ein solches Geschlecht erziehen. Dazu bedürfen sie durchaus keiner besonderen Rechte, sie haben nur nötig, die Hemmungen, die der weiblichen Natur eignen, zu einem Vorrecht zu gestalten. Wenn sie selbst ihre Frauen- und Mutterschaft als etwas Hohes, Heiliges, und Heiligendes empfinden, wird niemand ihnen daraus Sklavenketten schmieden können.

So soll es also künftig in erster Linie unser Bestreben sein, in der Frau den Willen zur Mutterschaft, im menschlichen Geschlecht überhaupt die Achtung vor dem Beruf als Hausfrau und Mutter wiederzuerwecken. Das wird den Frauen jene innerliche Freiheit geben, die für sie selber, aber auch für die Allgemeinheit, in der wir leben, das Wichtigste und Erspriesslichste ist.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Gumpertz, Dr. Cohn, Dr. Baerwald und Frau Hartmann.

Donnerstag, den 6. April 1916.
Ordentliche Generalversammlung.
Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Nach Erledigung der sonstigen geschäftlichen Angelegenheiten wurden folgende Mitglieder wiedergewählt: die Herren Dr. Moll, Dr. Baerwald, Rechtsanwalt Westmann, Dr. Meumann, Dr. Hennig.

Donnerstag, den 4. Mai 1916.
Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Levenstein** spricht über die „Psychologie der Heiratsannonce“. Als Soziologe und Psychologe, kein Mann der Theorie, sondern

ein Mann der Praxis, dem wir die grosse psychologische Erhellung der Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung verdanken, ging er von der Tatsache aus, dass es eigentlich merkwürdig sei, dass es absolut keine ernsthafte Untersuchung über die soziale und psychologische Bedeutung der Heiratsannonce gäbe. Der Redner wies zunächst darauf hin, dass das erste Heiratsgesuch in Deutschland am 23. März 1792 in dem Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten erschienen ist. Es umfasste nicht weniger als 180 Druckzeilen, und trug geradezu einen mathematisch materiellen Charakter. Es sei ein unhaltbarer Zustand, dass die Menschheit, die sich in allen möglichen Formen kartelliert hat, in rein menschlicher Beziehung in einem rein anarchischen Zustand lebte. Der scheinbar so langweilige Inseratenteil unserer Zeitungen, wo tausende und abertausende Existenzen kaleidoskopartig an uns vorüberwirbeln, sei eine Fundgrube für den Psychologen. Im Zusammenhang mit dem Ibsenschen Epilog, worin der Dichter die Quersumme seines Schaffens zieht, und als die schlimmste Schuld hinstellte das Aneinandervorüberschleichen zweier gleichgestimmter Menschenseelen, ging er zu einer psychologischen Analyse einiger Heiratsannoncen über.

Der differenzierten Individualität, musste ein neuer Fundbereich beschaffen werden, von grösserem Umfange. Gegen die Versklavung und Automatisierung der Liebe traten zunächst die Frauen auf den Plan. Der eine Teil, in Konvention eingeengt, betrog sich selbst, und täuschte seinem Leben vor, dass Geist und Kultur höher ständen, als Mutterschaft. Ein anderer Teil, welcher die sittlichen Anforderungen der individuellen Geschlechtstriebe in immer schärferen Gegensatz mit der heutigen Moral brachte, betrat den so wenig verstandenen Weg der Heiratsannonce. Der Redner zeigte dann an der Hand von Beispielen, wie man eine Heiratsannonce abfassen muss, um bestimmte Schichten zu treffen, und diejenigen automatisch auszuschalten, mit denen man nicht in ein bestimmtes seelisches oder geistiges Verhältnis zu treten beabsichtige. Eine Fülle des Interessanten bot die psychologische Ausbeute. Es war seltsam mit Menschen in Berührung gebracht zu werden, mit denen uns feine Fäden seelischer und geistiger Gemeinschaft verbanden. Zwei Schichten von Menschen wollte der Vortragende treffen: die einsame Schicht und die Massenschicht. Ersteres Inserat lautet:

> Nicht Eine, sondern die Frau wird gesucht, die sich heraussehnt aus dem Tritsch-Tratsch ihrer Umgebung. Eine Einsame soll es sein. Nur diejenigen, die in geistiger und seelischer Harmonie echte Kameradschaft herbeisehnen, werden gebeten . . . .

Das zweite Inserat lautete:

> Soll ich oder soll ich nicht, nämlich heiraten. 26 Jahre alt, akademisch gebildet, fesch, möchte ich diese Frage an das Schicksal an alle urfidelen Mädels richten, die im Stande sind, mich von meiner Heiratsenergielosigkeit zu erlösen. Ein lachendes Menschenkind soll es sein, welches sich mit allen Fibern nach einem trauten Beisammensein sehnt. Jung, hübsch, kerngesund Bedingung.

Der Redner wies zum Schluss darauf hin, dass wir in einer Epoche der Kulturentwicklung ständen, die in mehr als einer Hinsicht, unter der Disharmonie neuer Erkenntnisse und alter Gewohnheiten zu leiden hätte. Für den Psychologen wäre es eine kulturelle Pflicht, sich mit dem Problem der Heiratsannonce eingehend zu befassen, und gerade die Zeit, die wir jetzt durchleben, wiese uns mit aller Entschiedenheit darauf hin, dass die vollendete Ausbildung der Heiratsannonce auch besonders im Interesse der seelisch und körperlich leidenden Krieger läge. Es eröffneten sich hier Perspektiven, die unter Mitwirkung geschulter Psychologen ausgebaut, der Menschheit zum Segen gereichen würden.

Donnerstag, den 25. Mai 1916.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Alfons Goldschmidt** spricht „Zur Psychologie der Kriegsgewinne". Kriegsgewinne gibt es, so lange im Zustande der Geldwirt-



schaft Kriege geführt werden. Die Kriegswirtschaftsgeschichte zeigt immer wieder charakteristische Fälle übermässiger Kriegsgewinne auf. Einige dieser Fälle sind in den Kriegsanekdotenschatz übergegangen, beispielsweise die Napoleonspekulation des Lord Rothschild an der Londoner Börse, der durch Baisse-Beeinflussung geschickter Art in ganz kurzer Zeit, in wenigen Stunden, viele Millionen eingeheimst haben soll. Napoleon klagt vom italienischen Kriegsschauplatz aus heftig über die Armeespekulanten, besonders über die Kompagnie Flachat, die er einen Haufen Schurken, ohne wahren Kredit, ohne Geld und Moralität nennt. Sie lieferte, so jammert er in einem Schreiben an das Vollziehungsdirektorium, der Armee keine einzige gute Ware, sie stand sogar im Verdacht, mehr als 80 000 Zentner Getreide nur scheinbar geliefert zu haben, indem sie die Magazinaufseher bestach. Ins ganz Grosse geht die Kriegsgewinnspekulation des Finanzkapitals der Vereinigten Staaten. Es begnügt sich nicht damit, aus den Kriegsfinanzierungen und Kriegslieferungen überhohe Profite zu ziehen, es arbeitet der Gewinne wegen mit Erfolg auf kriegerische Verwicklungen oder revolutionäre Unruhen. So ist wohl als sicher anzusehen, dass die Standard Oil Company Madero gegen Diaz durch Geld aufgewiegelt hat, um in den Besitz wertvoller Oelgerechtsame zu kommen. Der Zusammenstoss Russlands mit Japan im fernen Osten scheint auch, zum Teil wenigstens, auf Kriegsgewinntendenzen amerikanischer Großspekulanten zurückgeführt werden zu müssen. Das Kriegsgewinnmotiv scheint auch die Mitveranlassung des südafrikanischen Krieges gewesen zu sein. Die Goldindustrie am Rand, die ihren Finanzsitz in London hat, hat den Krieg eifrig betrieben. Englische und amerikanische Bankhäuser üben in südamerikanischen Staaten seit Jahrzehnten eine Herrschaft aus, die oft genug den Krieg zu Gewinnzwecken missbrauchte. Der französische Waffenkonzern Schneider-Creusot hat nach einer Untersuchung des Münchener Wirtschaftsschriftstellers Dr. Albrecht Wirth den Feldzug in Marokko veranlasst. Der marokkanische Feldzug zeigt auch die Gefahr der Kriegsgewinne für schwache Politiker, die in Frankreich immer gross war. Der so unglücklich angelegte tripolitanische Feldzug Italiens ist nicht zuletzt durch Kriegsgewinnrücksichten der italienischen Grossfinanz, Waffenindustrie und Schiffahrt verursacht worden. Es gibt wohl keinen geschichtlichen Krieg, aus dem die Spekulanten nicht übermässige Profite holten. Zum Teil mit Duldung des Staates, wie in der Zeit des römischen Imperialismus, der die Kolonialeroberer mit riesenhaften Geld- und Naturalgeschenken bedachte. Die Wege der Kriegsspekulanten sind allerdings meistens dunkel, man sieht im allgemeinen nur die Erfolge, und erst das moderne Rechtsverfahren hat die teilweise Möglichkeit der Methodenaufdeckung gegeben.

Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Kriegsgewinnen und anderen Gewinnen ist volkswirtschaftlich nicht zu machen. Der Kriegsgewinn entsteht aus Konjunkturwahrnehmung oder Konjunkturglück, hat Zufälle und Gerissenheiten zur Voraussetzung wie jeder andere Gewinn. Auch im Frieden bemängeln wir die Akkumulation der Profite, wir äussern unsere Bedenken gegen die Macht des Grosskapitals, aus jeder Baisse oder Hausse riesigen Nutzen zu ziehen. Der Krieg, wenigstens der moderne Krieg, verbreitert die Gewinnmöglichkeiten, er schafft mit einem Schlage durch die Zentralisierung ungeheurer Gelder und Ausgaben Gewinnmöglichkeiten, die in diesem Ausmaße und in dieser Allgemeinheit in normalen Zeiten nicht vorhanden sind. Die Promptheit der Behördenzahlung lockt, die Not der Behörden, zur rechten Zeit und mit den genügenden Mengen versorgt zu werden, die Unerfahrenheit der Verwaltungsorgane auf dem Preisgebiete. Dadurch wird das Profitmachen bequemer, so dass auch solche Elemente in die Kriegswirtschaft gehen, die weder Produktions- noch Warenkenntnisse haben. Der moderne Krieg schafft jenen Kreislauf der Milliarden, der die ganze Volkswirtschaft unendlich befruchtet, indem er das Prinzip der schnellen Barzahlung vollzieht, dessen Verwirklichung im Frieden vergeblich angestrebt wurde. Es ist klar, dass ein solches Ueberströmen der Wirtschaft mit Geld eine Art von Psychose, eine



Gewinnpsychose, bewirken muss. Ein jeder möchte von den Reichtümern so viel wie irgendmöglich haben. Diese Psychose verursacht eine sehr rasche Ausdehnung der Produktion, Anpassung an den Kriegszweck, eine Fixigkeit des Handels im Aufspüren der Waren, die in ruhigen Perioden nicht denkbar ist. Es zeigt sich, dass nichts so sehr die menschliche Energie wecken und anspannen kann wie die Hoffnung auf Gewinn.

Doch ist es die Sucht nach Gewinn nicht allein, die zu Kriegsgewinnen führt. Besonders im Anfang eines Krieges treibt die Angst vor Verlusten zur Ausbeutung. Im ersten Balkankriege wurde ein sträflicher Wucherhandel mit Gold gegen Papier getrieben, ein Handel, den wir in diesem Kriege in Russland wieder antrafen. Es ist das die Angst vor dem Disagio des Papiers, die von Skrupellosen ausgenützt wird. Diese Angst veranlasst andererseits die Besitzer von Gold, zu thesaurieren, weil sie das gelbe Metall für ein allein sicheres Zahlungsmittel halten und ferner hoffen, während des Krieges oder nach Friedensschluss mit dem Golde gute Geschäfte machen zu können. Die Verlustangst spricht sicherlich auch im Warenverkehr mit. Sie äussert sich hier in dem Missbrauch der natürlichen Verknappung am Warenmarkte, der heftigen Nachfrage nach Gütern, speziell nach Lebensmitteln. Man fürchtet, im weiteren Verlauf des Krieges nur noch wenig oder gar keine Verkaufsmengen zu haben, und will sich durch übermässige Preise in kurzer Zeit für den ganzen Krieg sichern. Diese Angst hat viele Abstufungen, von der Angst des Geizhalses und Wucherers bis zu der Angst des Leiters eines Industrieunternehmens oder einer Bank, der mit allerlei Zufälligkeiten des Krieges und mit der Unsicherheit der Friedenszukunft rechnet und die Preise hochtreibt, um aus den übermässigen Gewinnen genügend Reserven stellen zu können. Es kommt eine Sicherungspsychose über die Volkswirtschaft, die überall ein Gewinnhamstern, ein Verstecken der Gewinne zur Folge hat. Was früher der gefährdete Fürst oder der Bauer durch Vergraben und Strumpfverstecken zu erreichen suchten, wird heute mit den Bilanzen gemacht. Das Handelsrecht fast aller Staaten bietet reichlich Lücken, durch die grosse Teile des Gewinnes in die Dunkelkammern der Buchführung und Bilanzen verschwinden können.

Gier und Angst reissen mit. Das alte Gesetz der Umgebungsbeeinflussung in der Preisgestaltung wird im Kriege verschärft wirksam. Wenn in normalen Zeiten die Grundrente oder die Preisfestsetzung auf einem Warengebiete nur langsam die Umgebung beeinflussen, so geht der Kriegsgewinn wie eine schnelle Infektionskrankheit um. Produzenten und Händler bringen immer wieder zu ihrer Entschuldigung den Hinweis auf den Nachbarn vor. Auch behördliche Maßnahmen, wie Beschlagnahmen, Ablieferungszwang und Höchstpreise können diese Gewinninfektion nicht völlig wirksam bekämpfen, sie erreichen im allgemeinen nur eine Milderung und Verschleierung des Umsichgreifens der Kriegsgewinne. Rasch findet die Volkswirtschaft neue Umgehungsmethoden, sie zeigt ihr Anpassungstalent leider auch auf diesem Gebiete. Die Volkswirtschaftslehre sieht darin einen natürlichen Vorgang rein wirtschaftlicher Art, jedoch ist dieser Vorgang wie alle Wirtschaftsvorgänge wesentlich auf psychische Momente zurückzuführen.

Fraglos hebt bei längerer Dauer eines Krieges und bei entsprechender Verschärfung der Gewinn verursachenden Kriegsumstände die Kriegspsychose etwaige durch den Krieg geweckte edle Regungen wieder auf. Gier und Angst einerseits, Unmut, Zorn und Neid andererseits sind die Folgen der durch die Kriegsgewinne bewirkten Verschiebung der Vermögens- und Einkommensverhältnisse. Bei kurzer oder mittlerer Kriegsdauer hat der Kriegsgewinn stark konstruktive Kraft. Das kann auch von denen nicht geleugnet werden, die jeden Gewinn im Kriege bemängeln. Sicherlich schärft der Kriegsgewinn den Erfindungsgeist, der oft zwar groteske Geburten hervorbringt, aber doch ein sehr schätzenswerter Helfer der Kriegführung ist. Je länger jedoch der Krieg dauert, um so mehr greift das organisierende Schema um sich, das immer schon die konstruktive Frische gefährdet hat. Daher erleben wir denn auch in

letzter Zeit eine heftige Reaktion des wirtschaftlichen Persönlichkeitsgeistes gegen das Schema der Organisation. Sicher ist, dass der Kriegsgewinn seine Meriten hat, dass er auch zu dem Bösen gehört, das Gutes schafft oder wenigstens schaffen kann. Es ist nicht zu bestreiten, dass gerade der übernormale Gewinn gesunde Schaffenskräfte im Volke zu angespannter Betätigung veranlasst. Das Tempo der physischen und geistigen Arbeit wird beschleunigt. Das ist der Sinn der grossartigen Assimilation unserer Industrie an den Kriegszweck. Auch gibt zweifellos der Kriegsgewinn der Unternehmungslust für die Friedenszeit eine Stärkung. Anders ist es mit gewissen ethischen und sozialen Erscheinungen. Der Kriegsgewinn reizt die Luxussucht, demoralisiert schnell Reichgewordene, beeinflusst sehr ungünstig hergebrachte Moralitätsbegriffe. Er bringt einen Rausch in die Seelen, er vernichtet Ehrfurcht und Tüchtigkeit. Am schädlichsten ist aber seine Wirkung auf die politische Stimmung der nicht kriegführenden Länder. Diese Länder sind imstande, die Preisgebote willkürlich zu schrauben, sie schlucken immer mehr Gold und geraten in einen Spekulations- und Sinnentaumel, der logisch in Kriegssadismus ausarten muss. Die Gewinnsucht wird konstant und möchte den Krieg nicht mehr entbehren. Dem Elend, das eine ungerechte Vermögensverschiebung in den kriegführenden Staaten verursacht, steht ein blendender Luxus und eine unerhörte Akkumulation des Kapitals in den neutralen Ländern gegenüber. In Newyork, in Newport, in Stockholm usw. wird getanzt, während in den kriegführenden Ländern ganze Schichten in Angst und Not sind. Die ausgleichende Gerechtigkeit ist in dem Rückschlag zu sehen, der in jenen Ländern mit Naturnotwendigkeit eintreten wird, während die wirtschaftliche Einseitigkeit und Hemmung in den kriegführenden Staaten bei Friedensschluss sich in eine Arbeit auslöst, die um so kraftvoller ist je mehr Belastungen überwunden werden müssen.

Die Methoden der Bekämpfung übermässiger Kriegsgewinne sind bekannt. Sie sind fast immer ebenso lückenhaft wie in ihrer generellen Art ungerecht. Sie werden immer lückenhaft sein, solange Privateigentum besteht. Privateigentum muss aber so lange bestehen, als es nicht gelingt, eine internationale Kommunalisierung zu schaffen. Das liegt noch, wenn es überhaupt möglich ist, in weiter Ferne. Sicherlich wird der Krieg einen neuen Aufschwung des beherrschenden Kapitals zur Folge haben. Darauf bereiten selbst sozialistische Kritiker vor. Die Gewinnpsychose des Krieges setzt sich im Frieden unter anderen Bedingungen fort. Sie ist leider das Hauptstimulans unserer Zeit. Es wird Aufgabe der geistigen Opposition sein, möglichst viel Persönlichkeitswerte und damit fördernde Kultur zu retten.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Lasker, Kantorowicz, Dr. Moll, Porschmann, Westmann, Dr. Lasker.

Donnerstag, den 8. Juni 1916.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll:** „Vorführungen der Gedächtniskünstlerin Trilby“. Der Vortrag erscheint später ausführlich.

Donnerstag, den 6. Juli 1916.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Hennig** spricht über „Charakteristik der Tonarten“. Das seit 200 Jahren vielumstrittene Thema ist von der Psychologie bisher so gut wie völlig vernachlässigt, auch von der Aesthetik und Physiologie nur sehr vorsichtig angeschnitten. Um so gründlicher haben sich die Musiker mit ihm beschäftigt, wobei Gegner und Anhänger einer Lehre von der Charakteristik zuweilen in scharfem Kampf miteinander lagen. Das Problem ist noch durchaus ungelöst. Unzweifelhaft ist es, dass auf einzelnen Instrumenten gewisse Tonarten anders klingen als andre: die weissen und schwarzen Tasten des Klaviers, die leeren Saiten der Streicher, die Naturtöne der Blasinstrumente geben einen Anhalt zu einer wenigstens teilweisen Erklärung des wechselnden

Charakterausdrucks; ebenso ist es ein alter Kunstgriff, durch Verlegung einer gesungenen musikalischen Phrase in eine höhere, die Stimme mehr anstrengende Tonart eine Steigerung des Ausdrucks zu erzielen. Daneben aber soll es nach weit verbreiteter Anschauung noch einen besonderen Tonarten-Charakter geben, der unabhängig von der Art der Hervorbringung der Töne ist. In jedem Fall kann dieser Charakter nur bei schärfster Aufmerksamkeit erkannt werden und ist nicht annähernd so eindringlich, wie etwa der Charakterunterschied zwischen Moll und Dur. Die z. T. überschwenglichen Beschreibungen der Tonartencharaktere in der alten Musikliteratur sind natürlich grösstenteils als reine Phantasie abzulehnen. Zu beachten bleibt auch, dass viele Personen infolge „privilegierter Assoziationen" manchen Tonarten einen besonderen Charakter beilegen, insofern als der Stimmungsausdruck gewisser Lieblings-Tonstücke (in der Regel Beethovenscher und Wagnerscher Kunst) von ihnen dauernd auf die jeweilige Tonart übertragen wird (z. B. F-dur Pastoral-Sinfonie, E-dur Feuerzauber usw.). So mögen sich auch manche Musiker durch verehrte Vorbilder in der Wahl der Tonart beeinflussen lassen; — hierher gehört z. B. die Wahl von C-moll für heroische Trauermärsche durch Mozart, Beethoven, Schubert und Wagner. — Im übrigen legt der Vortragende aber an einer grossen Zahl von Beispielen dar, wie gewisse Tonarten in merkwürdig einheitlicher Weise ganz unabhängig von verschiedenen Beurteilern charakterisiert werden. Wenn z. B. Des-dur übereinstimmend als ungewöhnlich glänzend und pathetisch, von Beethoven und Berlioz als majestätisch bezeichnet wird, wenn von 11 Mondschein-Schilderungen der musikalischen Literatur 6 in Fis-moll und eine in Fis-dur stehen, wenn von 18 Gewitter-Schilderungen 11 in D-moll vertont sind, so kann dies kein blosser Zufall und ebensowenig eine gegenseitige Beeinflussung sein. Die weitverbreitete Bezeichnung des Es-dur als eigentlicher frommer ruhiger Choraltonart wird durch eine anscheinend bewusste Verwendung bei Wagner (Pilgerchor, Wolframs Gesänge, Zug der Frauen, Rheingold-Vorspiel, Abendmahlsszene im „Parsifal") ebenso bestätigt wie die ausnahmslose Beschreibung des E-dur als hellglänzende, leidenschaftlich erregte Tonart durch die unverkennbare Vorliebe desselben Meisters für diese Tonart zur Schilderung sinnlicher Erregung (Schlußszene der „Feen", Venusberg-Bacchanale, Brautgemachs-Szene im „Lohengrin", Tristans Vision, Feuerzauber, Kundrys Kuss usw.). Die Beispiele für die Eigenheiten mancher Tonarten werden vermehrt.

Die endgültige Entscheidung, ob in der Tat manchen Tonarten ein besonderer Charakter zuerkannt werden kann, vermag nur das Experiment zu erbringen. Die objektivsten Beobachtungen hat man an Tieren gemacht, bei denen alle komplizierten seelischen Erregungen und Assoziationen fortfallen. Wiederholt hat man festgestellt, dass Hunde, Elefanten usw. auf dasselbe Tonstück, in verschiedenen Tonarten gespielt, ganz verschieden reagieren. Die Erklärung hierfür kann nur in der Tatsache liegen, dass die Töne und Obertöne auf gewisse physiologische Vorbedingungen im Gehörapparat stossen, wie Eigentöne, die zum Mitschwingen gebracht werden usw. Beim Menschen kann eine ähnliche Voraussetzung genügen, um den grössten Teil des Problems der Tonarten-Charaktere naturwissenschaftlich und psychologisch zu erklären. Neben manchen Fällen beachtenswerter Vorliebe oder auch Abneigung gegenüber einzelnen Tonarten, aus denen man keine Schlüsse ziehen kann, finden sich einzelne Vorkommnisse, in denen die Abneigung pathologischen Charakter annimmt (Zittern, Tränen, Wut usw.). Derartiges ist wohl nur physiologisch zu erklären. Experimente an Menschen sind schwierig. Die Frage geht dahin, ob es möglich ist, dass jemand die Tonart eines ihm völlig unbekannten Tonstücks lediglich am Charakter der Harmonien erkennt, wobei selbstverständlich Personen mit absolutem Gehör nicht als Versuchsobjekt benutzt werden können. Redner glaubt die Frage auf Grund von 20jährigen Beobachtungen an sich selbst rundweg bejahen zu können: unfähig, einzelne gehörte Töne oder auch Dur-Tonarten richtig



zu benennen, vermag er die Mehrzahl der Moll-Tonarten mit nicht absoluter, aber sehr weitgehender Sicherheit auf Grund des Charakterbildes, das die Harmonien hervorrufen, zu erkennen. Dabei scheint ihm der forte gespielte Quart-Sext-Akkord inmitten eines Tonstücks den Charakter am deutlichsten aufzuweisen. Das Erkennen ist ganz unabhängig vom Instrument und ist ebenso beim Klavier- und Orchesterspiel geglückt wie beim Orgelspiel, im a cappella-Gesang, ja selbst mit Moll-Dreiklängen unbekannter Stimmgabeln. Vortragender glaubt, dass die Charakteristik der Tonarten nicht zu leugnen ist und dass auf physiologischem Gebiet die Erklärung zu suchen ist.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Eichberg, Dr. Moser, Dr. Hohenemser, Dr. Adler, Fräulein Habicht.

Freitag, den 27. Oktober 1916.
Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Lasker** spricht über „Das Gesetz in Physik und Psychologie". Der Vortrag ist abgedruckt im VII. Band, 6. Heft dieser Zeitschrift.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren: Dr. Max Cohn, Rektor Ruthe, Dr. Baerwald.

Diskussion: Dr. Max Cohn: Lediglich der mathematische Ausgangspunkt gibt die Berechtigung zu den Folgerungen des Vortragenden: Gesetz ist eine absolute Regel, eine unbedingte Regel: der Naturwissenschaftler nimmt eine Reihe von Dingen vor, bringt sie unter gleichartige Umstände, gleiche Bedingungen und wählt dann gerade denjenigen Vorgang, der immer wieder unter annähernd gleichen Bedingungen das andauernd gleiche Ergebnis liefert; dies betrachtet er dann als ein Gesetz. Dies ist ganz etwas anderes, als der Mathematiker tut: er geht von gewissen Voraussetzungen aus. Jeder Mensch setzt bei den Dingen eine gewisse Regelmässigkeit voraus. Dies ist eine biologische Notwendigkeit, die wir durch Jahrtausende in uns angepasst haben. Aus dieser Regelmässigkeitsvoraussetzung ergibt sich dann die Gesetzesvoraussetzung und dasjenige, was wir als Gesetz bezeichnen: die immer unter ganz bestimmten Bedingungen sich geltend machende Regel. Das Kausalitätsprinzip ist schon implicite enthalten in dieser Form. Das Kausalitätsprinzip ist auch nichts anderes, als eine Folge der Regelmässigkeitsvoraussetzung. Wenn wir dieses geltend machen, so ist allerdings der Unterschied zwischen den Gesetzen der Physiologie und Psychologie nicht so krass aufzustellen und gegeneinander zu setzen, wie dies der Vortragende tut. Der Naturwissenschaftler betrachtet die Mathematik als Symbol für die Dinge, damit können wir die Dinge nicht zwingen. Damit ist die Lehre des Determinismus ausgeschieden. Das Leben des Verstandes ist ein Teil der Psychologie.

Das System Sigma will sich nicht gesetzlich fassen lassen:

Unser Bewusstsein steht in Verbindung mit den realen Aussenvorgängen. Zu unterscheiden ist zwischen den sinnlichen Wahrnehmungen und dem, was der Intellekt noch hinzubringt. Er bringt aber nichts hinzu, was ausser allem Sein steht, ein unanschauliches Denken ist nicht ein reines Denken, sondern immerhin ein Denken, das basiert ist auf dem anschaulichen, auf den Sinneswahrnehmungen. Dieses unbewusste logische Schliessen, dieses unanschauliche Denken macht das aus, was der Vortragende mit dem umfassenderen System dargestellt hat. Ist wirklich zwischen Gesetz in Physik und Psychologie ein so krasser Unterschied, wie er hier festgelegt ist? Wenn wir Symbole haben, die von den Dingen hergenommen werden, dann ist es etwas aus den Reihen sich ergebendes gedanklich Notwendiges, aber noch nicht etwas Wirkliches. Das naturwissenschaftliche Denken wendet das mathematische Denken an, wird aber von diesem allein nicht bestimmt; dieses muss festgehalten werden.

Rektor Ruthe: Erkenntnistheorie: der Name „Gesetz" ist etwas anrüchiges, er ist metaphorisch; solche methaphorischen Begriffe sind stark metaphysisch belastet. Wenn wir eine Reihe von Erfahrungen angestellt



haben und wenn das recht oft geschehen ist, dann verallgemeinern wir die Sache und bilden daraus ein Gesetz. Dann ist die Frage, auf welche Weise ist das Gesetz zustande gekommen. Die Gesetzesbildung hat eine grosse Aehnlichkeit mit der Begriffsbildung: Blume, Pflanze, Lebewesen. Die Begriffsbildung als solche betrachtet das Ganze vom Standpunkte des Seins, das Gesetz vom Werden. Die Formulierung ist ein Akt, wie er bei der Begriffsbildung vorliegt. Zweck dieser geistigen Funktion: wir wollen etwas prophezeien können. Deshalb ist die Menschheit an der wissenschaftlichen Gesetzesbildung interessiert. Weshalb ist es bei der Gesetzesformulierung nicht zum Abschluss gekommen?

Wir beherrschen nur diejenigen Gesetze, wo wir Qualitäten und Quantitäten verwandeln können. Wo dieses Quantifizieren durch ein analytisches Verfahren nicht auszubilden ist, dann sind die Voraussetzungen für die Gesetzesbildung nicht gegeben. Wir müssen zählen, messen können, sonst scheitert es mit der Gesetzesbildung.

Das Weber-Fechnersche Gesetz ist nur psychologisch, um uns das Gesetz klar zu machen.

Westmann: der psychologische Ausganspunkt für die Frage nach der Existenz des Gesetzes ist unsere Ueberzeugung von der Einheit aller Dinge. Eine der Wurzeln dieser Ueberzeugung liegt in unserer Konstruktions-, in unserer Organisations-, in unserer Baufähigkeit, in unserer Fähigkeit zur Vereinigung, Verschmelzung, Zusammenfassung der verschiedensten Dinge zu einer Einheit, Zurückführung der verschiedensten Dinge auf gemeinsame Ausgangspunkte — Synthese und Analyse. — Diese Funktion unseres Geistes kommt, da sie wie jedes Prinzip, für sich isoliert betrachtet, keine Grenzen hat, theoretisch zu der Konsequenz, wir müssen alles auf eine einzige Ursache restlos zurückführen, aus einem einzigen Grunde heraus konsequent erklären und begreifen können, der konsequenteste Absolutismus, die unumschränkte Alleinherrschaft als höchstes Prinzip der Wissenschaft, Einheitlichkeit, Einzigkeit, ohne jedes Kompromiss, ohne jede Konzession, absoluter Zwang, gegen den es keine Auflehnung gibt. In diesem Zwangsmoment liegt die Verwandtschaft mit dem juristischen Gesetzesbegriff. Der Laplacesche Geist ist weiter nichts wie die Personifikation des Einheitsbegriffes als solchen, ohne freilich die aus der Kombinationslehre selbst sich ergebenden unendlichen Mannigfaltigkeiten erschöpfend zu berücksichtigen.

Die Lehre der Mathematik, dass wir zu jeder Begriffsreihe S, wie sie in der Wirklichkeit vorkommt, jederzeit noch ein Plus hinzudenken können, welches von dieser Begriffsreihe nicht mit umfasst wird, so dass es aus diesem Grunde ausgeschlossen ist, dass wir erschöpfende Begriffsreihen bilden, folglich, dass wir eindeutig bestimmende Gesetze in der Psychologie aufstellen können, kann ebenso gut in der Physik ihre Geltung beanspruchen; zudem schliesst unsere Unzulänglichkeit, eindeutig bestimmte Gesetze als solche zu erkennen, noch nicht notwendig das tatsächliche Vorhandensein auch der eindeutig bestimmten Gesetze in der Psychologie aus; die Lehre von S und Sigma beweist und widerlegt in dieser Frage nichts.

Dr. Baerwald: Gesetz enthält 3 Bestandteile: 1. Regelmässigkeit, 2. Denknotwendigkeit — nur in dieser Denknotwendigkeit liegt die Aehnlichkeit zwischen juristischem und logischem Gesetz — 3. Prophezeibarkeit, Voraussagbarkeit, dagegen nicht die absolute mathematische Messbarkeit. Gesetze hat es zu einer Zeit gegeben, in der von Mathematik noch nicht die Rede war.

„Zum Gesetz gehört eine Reihe von Möglichkeiten, von denen eine als Wirklichkeit herausgehoben wird," ist nur die mathematische Definition. Der Determinismus behauptet, wir haben nur den Denkzwang, aber nicht die quantitative Ablenkbarkeit. Auch psychologisch können wir Voraussagbares feststellen, sonst wäre jeder Verkehr unmöglich. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Gebieten ist nur quantitativ, das geistige Leben ist zu kompliziert, als dass die Voraussehbarkeit eindeutig ist.

Rektor Ruthe: Kant sagt: der Verstand schreibt der Natur die Gesetze vor, er schöpft sie nicht aus ihr.

Dr. Moser: Wir werden durch unser Denken zum Unermesslichen gezwungen, es führt uns noch weiter zum Unendlichen, sonst können wir mit dem Unermesslichen gar nichts anfangen.

Dr. Cohn: Der Kantsche Satz: „Der Verstand schreibt der Natur die Gesetze vor," hat viel Unheil angestiftet. Diesen Satz hat Hartmann abgelehnt. Es besteht eine Konformität zwischen der Natur und unserer Verstandestätigkeit; woher diese Konformität, wird verschieden beantwortet. Hartmann sieht sie im Unbewussten, der Naturwissenschaftler erklärt sie sich aus der Entwicklung der ganzen Menschheit. Mit der Natur geht der Verstand konform. Gerade das Denken ist etwas Radikales, es hat die Tendenz, immer auf das Einheitliche auszugehen, auf das Verselbständigen, Verabsolutieren, Vereinzeln. Gerade dieses Moment ist es, das in der Natur Gesetze sehen lässt, die sich in der Natur bewahrheiten. Das ist die Regelmässigkeitsvoraussetzung, mit der wir an die Dinge herangehen. Diese ergeben das Verabsolutieren, die Kausalität und alle diese Dinge. Wir haben eigentlich nur Regeln, Regeln in der Physik und auch in der Psychologie. Die Regeln sind in der Psychologie, die Gesetze in der Natur. Die Natur gibt uns das Notwendige, das nicht anders sein könne. Dem gehen wir nach und bilden das Gesetz. Wir kommen den Dingen nicht immer damit bis zur tiefsten Erkenntnis, sondern wir kommen ihnen nur nahe. Das allgemeine Gesetz würde notwendig die speziellen umfassen. Dass das allgemeine Gesetz ein vollkommenes Gesetz ist, wissen wir nicht; wir kennen nur Regeln, unter ganz bestimmten Bedingungen gültige Regeln, die wir als absolute auffassen und Gesetze nennen. Deshalb ist hier kein solcher Gegensatz zwischen Psychologie und Naturwissenschaften.

„Quantifizieren": Kant hat von der Empfindung eine Brücke gebaut zum Realen. Er lässt immer zweifelhaft die objektive äussere Welt. Neuerdings hat Ostwald in der Farbenfibel die Empfindungen quantifiziert. Die rein mathematische Auffassung ist das rein Logische, im Leben müssen wir auch auf das Irrationale Rücksicht nehmen.

Dr. Lasker, Schlusswort: Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Mathematik: Das hängt mit dem Begriffe des Gesetzes zusammen. Das Naturgesetz hat Regelmässigkeit, Denknotwendigkeit, Prophezeibarkeit zur Voraussetzung und Intention. Gerade diese Eindeutigkeit ist von Wert. Biologisch suchen wir nach Regelmässigkeiten und dann fassen wir sie in eine Reihe. „Unvollständiges Gesetz": Wir finden das ideale Gesetz nur in den seltensten Fällen, wir formulieren daher unvollständige Gesetze. Die These, dass die unvollständigen Gesetze in der Physik, Chemie die von mir hervorgehobenen Formen haben, bleibt bestehen. Bei einem in der Chemie, Physik, formulierten Gesetz haben wir uns einen Bereich möglicher Vorstellungen bereits vorgestellt. In diesen Bereich erst passen wir dann unser unvollständiges Gesetz, unser versuchtes Gesetz hinein. Selbst die falschen Versuche setzen notwendig einen solchen Bereich der Möglichkeit voraus; z. B. wenn wir Temperaturen messen, dann haben wir in unserem Bewusstsein eine Reihe möglicher Temperaturen, Grade; damit haben wir schon den möglichen Bereich. Es gibt einfache und verwickelte Bereiche solcher möglichen Vorgänge. Der Mathematiker wird eine bessere, deutlichere Vorstellung von solchen möglichen Bereichen haben. Aber in der Physik können wir bei einem solchen Bereich eine Frage an die Natur richten: ist der Bereich möglich? Wir bejahen die Frage. Hat sich der Physiker klar gemacht, hier ist der mögliche Bereich einfach, dann baut er darauf seine Gesetze; dann kommt er zu höherer Verwicklung. Er sucht die Regelmässigkeit nach dem Gesetze der Kausalität. Verfahre ich beim Intellektuellen in der Psychologie genau so, so finde ich, dass ich von S zu Sigma gehen muss, während dies in der Physik nicht der Fall ist. Psychologisches Gesetz: Das Kind sagt: immer, wenn ich schreie, bekomme ich Milch. Das ist nicht wahr, manchmal bekommt es trotz Schreiens

keine Milch. Das ist kein Gesetz. In der Psychologie gibt es niemals ein wirklich exaktes Gesetz. Dies setzt den Begriff der Kausalität voraus, der führt zu dem Bereich möglicher Vorgänge; er ist in der Psychologie niemals endgültig zu bekommen. Lasker bestreitet, dass wir in unendlicher Annäherung zum Gesetz in der Psychologie kommen können.

Dass es Gesetzmässigkeiten in der Psychologie gibt, ist nicht zu bezweifeln. Aber die Form des physikalisch-chemischen Gesetzes ist dem psychologischen Gesetze, der psychologischen Gesetzmässigkeit durchaus versagt. Wir müssen in der Psychologie eine andere Methode anwenden, neue Gesetzesformen dafür erfinden und aufstellen.

Donnerstag, den 23. November 1916.
Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frau **H. Wega** spricht „Ueber Ehe, freie Liebe und Freundschaft zwischen Mann und Weib". Es ist ein uraltes Problem, was für die Entwicklung und das Glück beider Geschlechter besser sei: die Ehe oder die freie Liebe.

Vom Standpunkt der Frau müssen wir die freie Liebe ablehnen, die nur für Ausnahmemenschen unter aussergewöhnlichen Umständen zu einem beglückenden Verhältnis führen kann. Durchschnittlich macht sie die Frau unfreier durch die Unsicherheit ihrer Existenz, die Abhängigkeit von der Willkür eines nicht immer treu und anständig gesinnten Mannes.

Ganz zu verwerfen aber ist die freie Liebe im Hinblick auf die daraus entstehende Nachkommenschaft. Das Kind aus einem solchen Verhältnis muss naturgemäss am meisten darunter leiden, da es rechtloser ist als eheliche Kinder, und da ihm seine uneheliche Geburt in vielen Lebenslagen ein Hindernis zum Vorwärtskommen sein wird.

Lehnen wir nun die freie Liebe als Forderung für den Durchschnitt ab, so bleibt uns nur die Ehe als Ideal für das Zusammenleben von Mann und Weib übrig. Aber nicht die Ehe, wie wir sie so häufig sehen, die gedankenlos nach irgendwelchen äusserlichen Rücksichten geschlossen, in Unfrieden und Disharmonie weitergelebt wird. Sondern die Ehe, in der Mann und Weib sich gegenseitig fördern und ergänzen.

Möglich ist das nur, wenn sie sich in ihrer verschiedenen Wesensart kennen und verstehen lernen. Und daran fehlt es heute noch vielfach. Die meisten Menschen, die heiraten, sehen nicht oder wollen nicht sehen, dass die Ehe für Mann und Weib etwas grundverschiedenes bedeutet, dass beide mit ganz andern Anschauungen über ihren Ehepartner an das neue Leben herangehen.

Der Mann steht in erster Linie als sinnlich Fordernder der Frau gegenüber. Sie aber, rein geblieben bis zur Ehe und von Natur weniger sinnlich veranlagt als er, sträubt sich meist innerlich gegen eine plötzliche und brutale Anwendung seiner Mannesrechte. Hier heisst es ein Entgegenkommen von beiden Ehegatten: mehr Zartheit auf seiten des Mannes, weniger Empfindsamkeit auf seiten der Frau.

Geht die Frau auf die sinnlichen Forderungen des Mannes ein und verspricht ihr körperliches Verhältnis ein beglückendes zu werden, so hat sie es in der Hand, es zu einem innerlichen auszugestalten, mit der Zeit des Mannes Freundin und Kameradin zu werden.

Ob sie das auf dem vielfach angestrebten Wege eigner Berufstätigkeit werden, oder besser sein kann als bisher, bestreite ich. Die Frau, die die Ehe als Beruf auffasst, in den sie wohlvorbereitet hineingeht wie in jeden andern, — die Frau, die aus ihrem Haus ein Heim macht für Mann und Kinder, ein Heim, dessen wärmeausstrahlender Mittelpunkt sie ist, hat nicht nötig, sich nach einem ausserhäuslichen Beruf zu sehnen. Es hiesse nur, die unerquicklichen Verhältnisse der unteren Schichten, in denen die Frau mitverdienen muss, und daher ein echtes Familienleben kaum möglich ist, auf unsre Kreise übertragen, wenn wir eine Berufstätigkeit der verheirateten Frau erstreben wollten. —



Freundschaft zwischen Mann und Weib scheint mir ein nicht immer mit Unrecht angezweifelter Begriff. Meist werden die beiden Menschen, die sie eingehen, selber nicht daran glauben, oder wenigstens wird der eine Teil Beunruhigung in das Verhältnis bringen. Denn es ist ganz natürlich, dass eine seelische Annäherung zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts, sofern sie noch in dem Alter sind, wo man Liebesempfindungen zu erwecken pflegt, mit der Zeit auch in eine körperliche umgewandelt wird.

Als Ideal dürfte uns also nur die Ehe vor Augen schweben, die ein Körper wie Seele gleichmässig beglückendes Zusammenleben von Mann und Weib, ein harmonisches Sichergänzen zwei verschiedener Wesensarten bedeutet.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Dr. Baerwald, Dr. Moser, Frau Rappaport, die Herren Dr. Moll, Dr. Müller. Das Schlusswort hat Frau Wega.

Donnerstag, den 14. Dezember 1916.

Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht „Zur Psychologie und Physiologie der Ernährung mit besonderer Berücksichtigung des Hamsterns". Der Vortrag wird später ausführlich erscheinen.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Dr. Friedemann, Professor Thiess. Das Schlusswort hat Herr Dr. Moll.

Donnerstag, den 15. Februar 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Neumann.**

Herr Dr. **Max Cohn** spricht über den „Seelenbegriff in der Psychologie". Der Vortragende ging von einem Ueberblick über die Psychologien Kants, Lipps, Wundts und Ziehens, als der Vertreter der transzendentalen (Zweiseelen-) Theorie, der Aktualitäts- und Assoziationspsychologie aus, in welcher der Seelenbegriff teils auf ein metaphysisches sog. logisches Subjekt bzw. logische Einheit, oder auf den Willen zurückgeführt bzw. auch gänzlich geleugnet wird. Er schliesst dann an den Ausspruch von Tetens an, der das Ich oder die Seele für den Menschen, das denkende, empfindende, wollende Ganze erklärte und als das beseelte Gehirn, die eingekörperte Seele auffasste. Diese Meinung kann nun heute noch wirklich bestehen, um so mehr als sie durch die neuesten wissenschaftlichen Forschungen Abderhaldens, über den Stoffwechsel des leiblichen Organismus, eine Stütze erhält. Der lebende Organismus des Menschen lässt sich nach dem Vortragenden in einen physischen und psychischen Besitzstand teilen. Beide Besitzstände gleichen kontinuierlich fliessenden Strömen, die in- und miteinander laufen. Der eine hat seine Einheit in der Hirnrinde, der andere im Bewusstsein. Ihrer beider übergreifende und zusammenfassende letzte Einheit wieder bildet der Mensch in seine Totalität, Individualität und Tätigkeit, die Seele ist hiernach ebensowenig etwas für sich Existierendes, wie das Hirn als Organ für sich allein bestehen kann. Der Leib als Ganzes ist beseelte räumliche, die Seele als Ganzes, einverleibte zeitliche Tätigkeit. Die Seele und ihr Begriff können daher auch nur mit dem lebendigen Menschen, mit dessen Erforschung, durch die Einsicht in dessen Mythe, Sage und Geschichte und in die der Menschheit, durch die Selbstbeobachtung seines Inneren, die Fremdbeobachtung, das psychologische Experiment, die Erfahrung an Kindern und Erwachsenen, analogische an Tieren, die Ergebnisse am Krankenbett, am Geisteskranken usw. und durch die Geschichte, Philosophie, Logik, Anthropologie, Anatomie und Physiologie usw. zu einer klaren Anschauung und vollen Erkenntnis gebracht werden.

An der Aussprache beteiligen sich Herr Dr. Gumpertz, Fräulein Heller, Herr Krause. Das Schlusswort hat Herr Dr. Cohn.

Freitag, den 27. April 1917.

Ordentliche Generalversammlung.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Nach Erstattung des Geschäftsberichts und Kassenberichts fand die Neuwahl des Vorstandes statt. Es wurden gewählt zum 1. Vorsitzenden: Herr Dr. Moll, zum 2. Vorsitzenden: Herr Dr. Baerwald; zum 1. Schriftführer: Herr Rechtsanwalt Westmann, zum 2. Schriftführer: Herr Dr. Placzek; zum Kassenwart: Herr Dr. Hennig; zum 1. Bibliothekar: Herr Dr. Neumann, zum 2. Bibliothekar: Herr Rektor Ruthe.

Donnerstag, den 3. Mai 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Baerwald** spricht über „Lebenskunst und Gefühlsbeherrschung in ernster Zeit". Der Vortrag ist einer speziellen Methode der Lebenskunst, nämlich der Benutzung der „psychischen Distanz" gewidmet. Es ist ein Grundgesetz unseres Gefühlslebens, dass die Vorstellung der Nähe unsere Gemütsbewegungen steigert, die der Ferne dagegen sie abschwächt. Der Gedanke an den einstigen Untergang der Erde berührt uns nicht entfernt so stark als die etwaige Mitteilung des Arztes, dass wir in einigen Wochen sterben werden. Dieses Gesetz können wir uns zu Nutze machen, wenn wir die Unlust dämpfen wollen, die sich mit traurigen Erlebnissen und Gedanken verbindet; wir brauchen der betreffenden Vorstellungsmasse nur „psychische Distanz" zu verleihen, d. h. ihr durch irgendwelche Einkleidungen, Zusatzvorstellungen usw. die Idee oder das Gefühl des Fernseins beizumischen.

Vier Arten psychischer Distanz lassen sich unterscheiden. Die „raumzeitliche Distanz" betrachtet ein Erlebnis so, wie es uns nach einigen Jahren erscheinen wird, wobei das augenblicklich sehr schmerzlich oder bedrohlich Aussehende meist zur Geringfügigkeit zusammenschrumpft. Die „persönliche Distanz" versetzt den Denkenden in die Seele eines unbeteiligten Zuschauers und erzielt damit ein nüchtern objektives Urteil, ein weitgehendes Desinteressement. Die „abstrakte Distanz" sieht das Einzelerlebnis nur als Beleg eines allgemeinen Begriffs, einer Regel, eines umfassenden Gesetzes an, und indem sie so alles Vergängliche in ein Gleichnis verwandelt, raubt sie ihm die schmerzvolle Bedeutsamkeit und benutzt es als blossen Ausgangspunkt willens- und qualfreien Erkennens. Die „Gefühlsdistanz" endlich, deren wichtigste Form der Humor ist, benutzt zwar nicht den Gedanken der Ferne, wohl aber lässt sie Gefühle entstehen, wie sie sonst durch die Distanzvorstellung erzeugt werden, d. h. das leidvolle Objekt wird so empfunden, als berühre es uns gar nicht und ginge uns nichts an, oder als liege es nichtig und unbeträchtlich tief unter uns.

Die Wirkung der psychischen Distanz ist Abgeklärtheit. Goethe verdankt ihr seine ruhig-klare, apollinische Stimmung, er hat die psychische Distanz in allen ihren Formen mit vollem Bewusstsein systematisch verwendet.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Moll, Dr. Hohenemser, Justizrat Dr. Broh, Dr. Cohn, Rektor Ruthe, Frau v. Hartmann, Herr Rechtsanwalt Westmann. Das Schlusswort hat Herr Dr. Baerwald.

Donnerstag, den 24. Mai 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Hurwicz** spricht über „Doppelselbstmord".

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Schneickert, Dr. Moll. Das Schlusswort hat Herr Dr. Hurwicz.

Donnerstag, den 7. Juni 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Guradze** spricht über „Krieg und Bevölkerungsstatistik". Wie man in der Physik Ruhe und Bewegung oder Statik und



Dynamik unterscheidet, so in der Statistik Stand oder Bestand und Bewegung. Der Stand (Bestand) wird meistens zu gewissen Terminen aufgenommen, so der der Bevölkerung bei den Volkszählungen. Aber nicht allein mit den Menschen hat es die Statistik zu tun, sondern auch mit Gütern. Diese sind sogar jetzt zu grosser Bedeutung gelangt: man denke nur an die Lebensmittel, einschliesslich Vieh, und an die Rohstoffe. Ob der Mensch noch heute, wie bis zum Kriege, als das kostbarste Gut gilt? Uebrigens sind Mensch und Gut voneinander nur schwer zu trennen. Erzeugt und verarbeitet doch der Mensch die Güter; diese hinwiederum werden dienstbar gemacht zum Aufbau und zur Versorgung, nicht zuletzt zur Beschäftigung der Menschheit. Die verallgemeinerte Losung der Bibel lautet also: „Seid fruchtbar und mehret sowohl Euch, als auch die Güter!" Unter Gütern sind hierbei natürlich nicht nur die materiellen, sondern auch die ideellen verstanden, wie Kenntnisse, Moral, Bildung, Erziehung, kurz: Kultur. Gerade die Statistik der ideellen Güter bedarf noch sehr der Ausbildung und Vertiefung. Dasselbe gilt übrigens auch von der Familienstatistik.

Die Bevölkerungsbewegung zerfällt in die natürliche, zu der man besonders Geburten und Sterbefälle rechnet, sowie in die künstliche: Zu- und Abzüge. Bei der Güterbewegung unterscheidet man entsprechend Produktion, Konsumption auf der einen Seite, Ein- und Ausfuhr auf der anderen. Sowohl beim Menschen wie beim Gut spricht man treffender Weise von „Erzeugung".

Nun zu den angeführten Zweigen der Bevölkerungsbewegung im einzelnen. Bereits vor dem Kriege hat die Geburtenfrequenz aller Kulturvölker abgenommen. Diese Verminderung hat während des Krieges naturgemäss weiter Platz gegriffen. Der Status nascendi lässt sich im Kriege durch geeignete Maßnahmen, namentlich reichliche Beurlaubung, wenigstens etwas heben. Die jünst erschienene Statistik der deutschen Orte mit mehr als 15 000 Einwohner erweist eine sonst ungewöhnliche Geburtensteigerung im September 1916, die zweifellos mit auf den Weihnachtsurlaub der Soldaten 1915 zurückzuführen ist. Derartige Maßnahmen könnte man auch auf die Friedenszeit übertragen. Leider übertrifft bereits jetzt schon in den grösseren Orten aller kriegführenden Staaten die Sterblichkeit der Zivilbevölkerung die Geburtenzahl. Namentlich sterben infolge der erschwerten Lebensführung viel ältere Leute, auch wohlhabende, eine Erscheinung, die sich übrigens bei allen Hungerperioden (Indien!) zeigt.

Die Säuglingssterblichkeit hat dagegen nachgelassen. Freilich spielt hier die Geburtenabnahme mit, sowie die Verschiedenheit der Sommertemperaturen, namentlich gilt dies von 1914, wo es warm war, und von 1916, das kühlen Sommer hatte. Man muss also mit und bei derartigen Vergleichen vorsichtig sein.

Die Eheschliessungen sind im Kriege und auch später erschwert. Man denke nur an die Teuerung der Wohnungen und der übrigen Lebensmittel. Um so mehr gilt es, für die Unehelichen zu sorgen.

Zur Verhinderung des äusserst bedrohlichen sozialen Hinabgleitens des bisherigen Mittelstandes, namentlich der Beamten aller Art, sei die umfassende Einführung der Kinder- und Erziehungsbeihilfen empfohlen, die in Süddeutschland, besonders in Bayern, dicht bevorsteht, ferner der Aufstieg der Begabten. Letzterer kann durch sachgemässe Feststellung der Berufsbefähigung und Veranlagung (Tests) wesentlich gefördert werden. Es sollen bezügliche Personalbogen die Schüler während der Schulzeit und weiter während der beruflichen Ausbildungsperiode begleiten. Diese Personalbogen müssen unbedingt auch die Körpermaße (somatische Kennzeichen) enthalten.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Placzek, Dr. Hammer, Dr. Marcuse, Frau Meinhard, Dr. Bornstein, Dr. Hammer. Das Schlusswort hat Herr Dr. Guradze.

Donnerstag, den 21. Juni 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Gumpertz** spricht über „Psychologie der Begehrungsvorstellungen".



Der Vortrag ist in dieser Zeitschrift, VII. Bd., 4. Heft, veröffentlicht worden.

An der Aussprache beteiligt sich Herr Dr. Moll. Das Schlusswort hat Herr Dr. Gumpertz.

Donnerstag, den 4. Oktober 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer Herr **Westmann.**

Herr Oberlehrer **Fr. Wilhelm** spricht über „Die Forderung der Einheitsschule in psychologisch-pädagogischer Betrachtung". Er führte folgendes aus: Unter den Forderungen, die nach dem Weltkriege zur Umgestaltung unseres Bildungswesens werden erhoben werden, wird die seit Jahren aus gewissen politischen und pädagogischen Kreisen mit Nachdruck gestellte nach der „Einheitsschule" in erster Reihe stehen. Die Freunde derselben verstehen unter Einheitsschule eine solche Gliederung unseres gesamten Schulwesens, dass von einer Grundschule, die 3—6 Schuljahrgänge umfasst (allgemeine Volksschule), sich die einzelnen weiterführenden Schularbeiten abzweigen, die oberen Volks-, die Mittel- und die höheren Schulen. Man weist zur Empfehlung der geforderten Einrichtung darauf hin, dass andere Kulturländer sie längst haben, namhafte Pädagogen in Vergangenheit und Gegenwart für sie eingetreten sind und dass durch sie die Klassengegensätze in der Bevölkerung gemindert würden, auch könnten unbemittelte Begabte dann leichter in höhere Schulen übergehen und ihre Kraft für das Volksganze nutzbar machen. Der Vortragende lehnt die Einheitsschule (gemeint ist immer die allgemeine Volksschule) ab. Der Hinweis auf andere Länder sei nicht überzeugend, da schon jetzt unser Schulwesen besser sei als das in den genannten Staaten, übrigens jedes Volk seinem besonderen Wesen gemäss sich entwickeln müsse. Den Pädagogen, die sich im empfehlenden Sinne über die Einheitsschule ausgesprochen hätten, könnten ebenso viele und ebenso vortreffliche gegenübergestellt werden, die das Gegenteil behaupten. Die Freunde der Einheitsschule täuschen sich in ihrer Hoffnung auf soziale Versöhnung ebenso wie viele Gegner mit ihrer Befürchtung, dass die allgemeine Volksschule vielmehr zur Verschärfung der Klassengegensätze beitrage. In den ersten Schuljahren ist nämlich das Kind noch durchaus naiv; die soziale Kritik beginnt erst viel später, etwa nach der Pubertätszeit, und ist abhängig von der eigenen wirtschaftlichen Lage, dem Geist der Hauserziehung und — mit zunehmendem Alter immer mehr — der eigenen Bildung. Dem Vorzug, dass durch die Einrichtung der allgemeinen Volksschule der Zwang der Schulwahl um einige Jahre hinausgerückt sein würde, steht der Nachteil gegenüber, dass wegen ganz weniger Begabter aus den unteren Kreisen alle die, die von vornherein für eine höhere Schule bestimmt sind, in ihrer Entwicklung aufgehalten werden. Die Einheitsschule ist somit ein Rückschritt. Doch tritt der Vortragende aus pädagogischen Gründen für Aufhebung der Vorschulen an den höheren Knabenschulen ein.

Die jetzt stark betonte Förderung der unbemittelten Begabten („Aufstieg der Begabten"), die durch die Einheitsschule erleichtert sein soll, kann kein Grund für die Einführung der letzteren sein; denn sie ist schon heute nicht bloss möglich, sondern wird bereits vielfach ausgeführt. Viele Städte haben zur Förderung besitzloser Begabter besondere Kurse an Volks- und Mittelschulen eingerichtet und die Uebergänge von der Volks- zur Mittelschule und höheren Schule planmässig ausgebaut. Beim Fortschreiten auf dieser Bahn ist die Mittelschule berufen, ihrem Wesen gemäß eine Vermittlerrolle zwischen Volks- und höherer Schule zu spielen.

Der angedeuteten positiven Auslese muss die negative, die in höheren Schulen Raum für Begabte schafft, zur Seite gehen. Doch wird die Zahl der durch die Allgemeinheit zu fördernden Begabten aus den unteren Kreisen naturgemäss immer klein sein; denn es besteht eine Korrelation zwischen sozialer Lage und Begabung zugunsten der sozial Bevorzugten.

In der sehr anregenden Diskussion wendete sich Herr Rektor Ruthe sehr entschieden gegen den Vortragenden. Er sprach sich aus pädagogischen.

ganz besonders aber auch aus sozialen Gründen für die Einheitsschule mit einem vierjährigen Unterbau aus. Er hofft, dadurch eine Milderung der sozialen Gegensätze zu erreichen.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Rektor Ruthe, Rechtsanwalt Westmann. Das Schlusswort hat Herr Wilhelm.

Donnerstag, den 18. Oktober 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer Herr **Westmann.**

Herr Professor Dr. **William Stern** spricht: „Ueber Auslese und Förderung jugendlicher Begabungen". Der Vortrag ist in dieser Zeitschrift veröffentlicht in Bd. VII, 5. Heft.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Oberlehrer Wilhelm, Dr. Hurwicz, Ruthe, Hiller, Seeling, Dr. Guradze, Pretzel. Das Schlusswort hat Herr Professor Dr. Stern.

Donnerstag, den 8. November 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer Herr **Westmann.**

Herr Professor Dr. **Hermann Oppenheim** spricht „Zur Psychopathologie des Geizes". Der Vortrag ist in dieser Zeitschrift abgedruckt im VII. Bd., 4. Heft.

Der Geizhals der dramatischen und Romanliteratur kommt im wirklichen Leben vor, bildet aber eine seltene Erscheinung; auch ist es nicht zu verkennen, dass das Bild von den Dichtern und Schriftstellern oft noch phantastisch ausgestattet ist und dass die Züge vergröbert sind.

Wenn auch der Geiz in seiner schwächeren Ausbildung nicht notwendig etwas krankhaftes darstellt, handelt es sich doch bei den vollentwickelten Formen um einen pathologischen Seelenzustand.

Und zwar sind es einmal die Geisteskrankheiten, besonders die Melancholie, die chronische Paranoia und degenerative Psychosen verwandter Natur, ferner das senile Irresein, die diese Charakterveränderungen erzeugen können. Unter diesen Verhältnissen verliert die Erscheinung meist ihre scharf geschnittenen Züge, sie wird durch die anderweitigen Störungen des Seelenlebens verschleiert und verwischt. In der grossen Mehrzahl der Fälle bildet der Geiz eine Aeusserung der psychopathischen Konstitution. Dafür zeugen die Begleiterscheinungen, die gesamte seelische Beschaffenheit und die Erblichkeit im weitesten Sinne des Wortes. Die Charakterveränderung ist also meist eine angeborene, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dass nicht die ersten Keime, sondern erst das fertige, ausgereifte Gebilde deutlich in die Erscheinung tritt. Das trifft um so mehr zu, als es sich oft um einen Seelenzustand von fortschreitender Entwicklung handelt und als das höhere und besonders das Greisenalter Bedingungen schafft, durch welche es in ein helleres Licht gerückt wird. Ueber das Geschlechtsleben der Geizhälse wissen wir nichts sicheres, doch deutet manche Erfahrung darauf hin, dass auch in dieser Beziehung Regelwidrigkeiten häufig vorkommen.

Die Beziehungen des Geizes zu den verschiedenen Formen des Sammeltriebes bedürfen der weiteren Klarstellung.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Geheimrat Dr. A. Leppmann, Dr. Koerber, Dr. Moll, Rechtsanwalt Westmann, Dr. Hammer. Das Schlusswort hat Herr Professor Oppenheim.

Donnerstag, den 13. Dezember 1917.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer Herr **Westmann.**

Herr Rektor **P. Ruthe** spricht über „Begabungsproblem und Schulgliederung". Pädagogik und Psychologie unterhalten seit den Zeiten Herberts freundnachbarliche Beziehungen, was keineswegs ausschliesst, dass sie bestimmte Fragen ihres gemeinsamen Problemkreises unter



sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Auch das Begabungsproblem. Die Höhen- und Breitengliederung unseres gesamten öffentlichen Schulwesens verlangt eine theoretische und praktische Auseinandersetzung mit der Begabungsforschung.

Die Dispositionsbegriffe der differentiellen Psychologie (Begabung, Intelligenz, Talent, Genie, Gedächtnis, Wille) sind trotz ihrer fragwürdigen Realität höchst zweckmässig für die Ordnung unserer Gedankenwelt. Die Intelligenzmaße, Tests genannt, führen von der bloss qualifizierenden Betrachtung zur messenden Forschungsweise. Sie verfeinern ausserordentlich die psychologische Fragestellung, können aber die systematische Beobachtung nicht ersetzen, höchstens ergänzen.

Der stark antinomische Charakter der Pädagogik verleugnet sich auch nicht auf organisatorischem Gebiete, ja tritt hier nur noch schärfer hervor. Die Maßnahmen Berlins und anderer Großstädte für den Aufstieg seiner Volksschuljugend werden vom erziehungswissenschaftlichem Standpunkt beleuchtet. Der Vortragende sieht in diesen Anschlussorganisationen sowie in der Forderung grösserer Bewegungsfreiheit in der Prima eine dankenswerte Entwicklung unseres öffentlichen Schulwesens.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Eisenstadt, Dr. Schneickert, Emanuel Lasker, Oberlehrer Wilhelm, Stadtschulrat Dr. Neufert, Dr. Baerwald, Rektor Schmidt, Lehrer Wachsmann, Frau Violet. Das Schlusswort hat Herr Rektor Ruthe.

Donnerstag, den 17. Januar 1918.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer Herr **Westmann.**

Frau **Hedwig Wega** spricht über: „Die Einheits- und die Begabtenschule in ihrer ethischen und sozialen Bedeutung". Das Thema beschäftigt jetzt, wo wir schon einen Schritt zur Erreichung des Zieles getan und mit der Einrichtung einer „Begabtenschule" im Kölln. Gymnasium zu Berlin den Anfang gemacht haben, weite Kreise. Und nachdem in drei Vorträgen die wissenschaftliche Seite der Frage eingehend erörtert worden ist, glaubte ich es an der Zeit, auch der ethischen und sozialen Lösung näherzutreten. Erscheint sie mir doch fast noch schwieriger als die praktische Durchführung dieser Idee.

Die Spannung, die heute unbestreitbar zwischen Besitzenden und Volk besteht, und die der Krieg nicht gemildert, wie man im Anfang hoffte, sondern eher noch verschärft hat, — wird sich aber nach meiner Meinung niemals dadurch überbrücken lassen, dass wir die verschiedenen Stände einfach zusammensperren und plötzlich dieselbe Bildungsgrundlage für alle vorschreiben. Es wäre da auch wohl das Volkskind im Nachteil gegenüber dem der besitzenden Stände. Denn die häuslichen Verhältnisse gestatten ihm nicht, in Ruhe zu arbeiten. Auch fehlt es ihm an der geeigneten Körperpflege, an gesunder Nahrung und ausreichendem Schlaf. Seine Kleidung würde hinter der des bemittelten Kindes zurückstehen, und bei der Bosheit, mit der Kinder sich gegenseitig beobachten und bekritteln, könnte dies ebenfalls zu Reibereien führen. Vielleicht wäre also das Resultat keine Annäherung, wie man es wünscht und hofft, sondern vielmehr würde es dem Volkskind ein Anlass mehr sein, frühzeitig Neid und Missgunst gegen die besitzenden Stände in seinem Herzen zu nähren.

In sittlicher Beziehung könnte ich mir wohl eine gegenseitige Beeinflussung im guten Sinne vorstellen. Denn das Volkskind ist sicher oft harmloser und natürlicher als das andere, und die Schäden auf der einen Seite, die ehelichen Zwistigkeiten, die das Volkskind bei der Enge der häuslichen Verhältnisse aus nächster Nähe miterlebt, werden durch andere sittliche Mängel bei den Bessersituierten ausgeglichen.

Dieselben Bedenken wie der Einheits- bringe ich auch der Begabtenschule entgegen. Wenn wir ein Volkskind aus seiner natürlichen Umgebung, aus



seinem Stand, herausheben, so erwachsen uns dadurch mancherlei Pflichten, die nicht allein mit Geld gutzumachen sind. Wir müssen dafür sorgen, dass es die zum Lernen nötige Pflege erhält und in eine geeignete Umgebung kommt; auch müssen wir die Familie entschädigen, der für Jahre hinaus das Kind keine Stütze, sondern nur eine pekuniäre Belastung ist.

Ferner heisst es, von dem Begabten die schweren Konflikte fernzuhalten, die sich dadurch ergeben könnten, dass es über seinen Stand, über seine Angehörigen hinauswächst, und dass häufig eine Familie an ihm hängt, die sein Vorwärtskommen hemmt. Soll er doch glücklicher und freier durch dies Herausheben werden und nicht noch unfreier und bedrückter als vordem. Auch sind mit beendeter Schulzeit unsere Pflichten keineswegs erledigt. Während des Studierens, der einjährigen Dienstzeit, muss der junge Mensch erst recht pekuniär unterstützt und sittlich gestützt werden, da ihm der natürliche Halt, wie eine gute Familie ihn bietet, zumeist fehlen dürfte.

Für den Staat aber, der zu diesen Zwecken ausreichende Mittel zur Verfügung stellen soll, handelt es sich darum, wirklich nur die Würdigsten — jedoch ohne bürokratische Engherzigkeit — auszusuchen. Denn ihm geht während vieler Jahre nicht nur das Volkskind als Arbeitskraft verloren, sondern auch als Erzeuger, da man im Volk früher heiraten kann als in den oberen Ständen.

Sollen nun Einheits- und Begabtenschule zu dem Resultat führen, das ihren Förderern vor Augen schwebt, und wirklich dem Volk zugutekommen, so müssten wir in erster Linie gesellschaftliche Vorurteile fallen lassen, die heute noch sehr stark bei uns herrschen. Und wir Gebildete müssten dem Volk eine andere Meinung über das beibringen, was das Wesentliche im Leben ausmacht, — dass es nicht einzig und allein in materiellen Gütern besteht, sondern dass man das Glück in sich selber, in geistigem Eigentum suchen soll. Das würde uns die Lösung mancher schwierigen sozialen Frage sehr erleichtern.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Schneickert, Dr. Bornstein, Dr. Eisenstadt, Oberlehrer Wilhelm, Rechtsanwalt Westmann. Das Schlusswort hat Frau Wega.

Donnerstag, den 31. Januar 1918.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr Dr. **Schneickert** spricht über „Das Weib als Erpresserin“. Werfen wir einen Blick zurück auf die Anfänge der Kriminalpsychologie am Ende des 18. Jahrhunderts und die damals schon aufgestellte Forderung psychologischer Kenntnisse zur richtigen Beurteilung einer Straftat, so haben wir heute nur geringe Fortschritte zu verzeichnen. Ehe wir in die Lage versetzt werden, brauchbare Lehrsätze über die Verbrechensmotive zu gewinnen, müssen wir die einzelnen Verbrechergattungen selbst einmal näher kennen lernen und sie vom psychologischen Standpunkte aus beleuchten. Neben den Lebensgewohnheiten und dem Verbrechermilieu ist vor allem das Studium der Verbrechenswahl und -ausführung von grosser Wichtigkeit. Gerade die Erpressung, zu deren Ausführung sehr häufig die schriftliche Form gewählt wird, bietet dem Beurteiler ein einigermaßen zuverlässiges Untersuchungsobjekt dar.

Die Erpressung ist ein Delikt, dessen sich das Weib fast in gleicher Häufigkeit schuldig macht wie der Mann. Nur in den Motiven und Ausführungsarten weichen beide Geschlechter oft stark voneinander ab. Die Angriffslust des Mannes auf das Weib als sexuelles Objekt hat zu gesetzlichen Einschränkungen der geschlechtlichen Verbindungen geführt, die einen weitgehenden Schutz der weiblichen Geschlechtsehre darstellen. Die Nichtachtung und Verletzung dieses straf- wie zivilrechtlichen Schutzes bilden daher für das verbrecherisch veranlagte Weib einen guten Nährboden für erpresserische Betätigungen, wie er jedenfalls im umgekehrten Verhältnis sich dem Manne in den gleichen Grenzen nicht darbietet. (Das männliche Erpressertum habe ich in



einem früheren Vortrage, abgedruckt in der „Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie“, Bd. 4, S. 35—54, behandelt.)

Die kriminalpsychologische Einteilung der Delikte muss die Motive und Ausführungsarten, auch die sog. Verbrechertricks näher ins Auge fassen. So kann man hier unterscheiden: mündliche und schriftliche Erpressungen, räuberische und betrügerische Erpressungen; oder auch gelegentliche und gewerbsmässige, wie auch zwischen Bekannten und Unbekannten ins Werk gesetzte Erpressungen. Jede Art hat etwas andere psychologische Voraussetzungen. (Zur weiteren Veranschaulichung werden mehrere Beispiele aus der polizeilichen und gerichtlichen Praxis dargestellt.)

Als hauptsächlichste Erwerbsquellen werden von Erpresserinnen ausgebeutet: Ehebruch, Kuppelei, Verführung, vorgetäuschte Schwangerschaft und Abtreibung, wirkliche und angebliche Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit, also meistens Geldforderungen auf sexueller Grundlage. Seltener kommen Fälle räuberischer Erpressung vor. Besonders stark ist die Teilnahme der Prostituierten an Erpressungen, die sich hier als gefährliche Ehefriedensstörerinnen zeigen und infolge ihrer überall und jederzeit nachweisbaren Nebenbeschäftigung als Diebinnen und Erpresserinnen ihre Zurechnung zum gewerbsmässigen Verbrechertum grundsätzlich rechtfertigt.

In das Gebiet der latenten Kriminalität gehören zahlreiche Fälle gewisser verwandter Nötigungsakte des Weibes, die zwar ausserhalb der Grenzen der Strafbarkeit liegen, aber doch leicht andere strafbare Handlungen zur Folge haben können, namentlich Beleidigungen: Es können zwischen Mann und Weib heikle Situationen geschaffen werden, die einerseits durch missverstandene Handlungen des Mannes hervorgerufen und andererseits durch eine übertriebene Empfindsamkeit des Weibes zu einer höchst unangenehmen, ja strafbaren Tätigkeit ausarten können.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Placzek, Dr. Moll. Das Schlusswort hat Herr Dr. Schneickert.

Donnerstag, den 21. Februar 1918.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Sanitätsrat Dr. **Flatau** spricht über „Psychische Infektion“.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Moll, Dr. Gumpertz, Oberlehrer Wilhelm, Dr. Hohenemser. Das Schlusswort hat Herr Dr. Flatau.

Donnerstag, den 28. Februar 1918.

Ordentliche Generalversammlung.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Es wurde der Geschäftsbericht und Kassenbericht erstattet. Wegen Abwesenheit des Kassenwarts soll die Prüfung bei der nächstjährigen Generalversammlung vorgenommen werden. Der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt.

Freitag, den 3. Mai 1918.

Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht über „Massenhypnosen im Weltkrieg“. Der Vortrag wird später ausführlich erscheinen.

Donnerstag, den 30. Mai 1918.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Neumann.**

Herr **Wilhelm Junk** spricht über „Philosophie des Schachs“. Ein Werk, welches das Wesen des Schachs von einem vergleichenden Standpunkt betrachtet, gibt es trotz der ungeheuren, zwölf Jahrhunderte alten Litera-

[1]) Auszug aus einem demnächst erscheinenden Buche des Verfassers.



tur des Schachs nicht. Ein Buch, das ebenfalls den oben gewählten Titel trägt, erschien allerdings in den achtziger Jahren, aber es geht wenig in die Tiefe (sucht hauptsächlich sich dem Schach auf arithmetischem Wege erfolglos zu nähern), und sein Hauptinteresse mag wohl darin liegen, daß der Verfasser der jetzige ungarische Ministerpräsident ist. Der bekannte französische Psychologe Binet hat sich eingehend mit dem Wesen des Blindspiels beschäftigt. So ist die erste zu stellende Frage: Wozu gehört das Schach, ist es Spiel, Sport, Kunst, Wissenschaft? bisher unbeantwortet. Aus äusserlichen Gründen muss man das Schach natürlich den Spielen zuzählen. Es besitzt dessen Utensilien, und es entspricht der Definition des Spieles, welches jeder Wettbewerb in bezug auf Erreichung der günstigsten aus vielen Kombinationen ist, wenn die auf diese gerichtete geistige Tätigkeit nichts verfolgt über das Ziel heraus, den Erfolg dieses Wettbewerbes nachzuweisen. Ist es ein Spiel, so nimmt es jedenfalls den höchsten Rang unter diesen ein. Die notorische aber inkommensurable Tatsache, dass es die höchste geistige Tätigkeit beansprucht, beiseite gelassen, ist vor allem der Umstand massgebend, dass es nicht mehr auf dem Standpunkt der Beraubungsspiele steht (zu denen es übrigens wohl noch zur Araberzeit gehörte und zu denen die anderen jetzigen Spiele gehören), dass es nur ganz wenige Regeln hat, während andere Spiele, um zu fesseln, eine Fülle von Gesetzen erfinden mussten, und, wo dies nicht geschehen ist, an Reiz weit unter dem schachlichen bleiben, dass ferner im Schach ein Weitblick gefordert wird, wie ebenfalls in keinem anderen Spiele (es muss in eine weit entfernte Zukunft der Partie vorausgeschaut werden, während allerdings im Gegensatz zu den Kartenspielen, die Vergangenheit der Partie keine Rolle spielt), dass kein anderes Spiel Partien von gleicher Länge kennt (zwanzig Stunden hat eine berühmte Partie gedauert), vor allem aber dass einzig und allein das Schach im Gegensatz zu allen anderen Spielen nicht um Geld gespielt zu werden braucht (da Ausschaltung jedes Zufalls). Dem Sport kann es, trotzdem dies öfters geschieht, nicht zugezählt werden, denn es entspricht nicht der Definition des Sports, der ein Wettbewerb in bezug auf irgendeine Unterwerfung unter einen Willen bedeutet, wenn diese Unterwerfung in der Hauptsache durch körperliche Tätigkeit durchgeführt wird, und wenn auch diese Arbeit nichts verfolgt über das Ziel hinaus, den Erfolg des auf sie gerichteten Wettbewerbes nachzuweisen. Es fehlt dem Schach auch nicht eine Aehnlichkeit mit den Künsten. Vor allem ist es die grosse Rolle, welche auch bei ihm die Intuition spielt. Aber es fehlt ihm das, was wir die ästhetische Wirkung nennen und die, wenn dieser Ausdruck nicht verwässert werden soll, nur erzielt werden kann durch eine von einem Menschen gehegte Absicht und zwar auf dem Wege der Künste, die nun einmal einen Numerus clausus haben. Daran ändert nichts, dass absichtliche Schönheit im Schach wohlbekannt ist. Diese ist zu definieren als die Wirkung einer hinter einer Unnützlichkeit versteckten Nützlichkeit. Weiter aber kann das Schach auch nicht Kunst sein, da ihm vollkommen jede Fähigkeit der Ich-Uebertragung fehlt, es ist im Gegenteil nächst der reinen Mathematik die ich-entfernteste Tätigkeit. Gehört aber das Schach zu den Wissenschaften? Eher jedenfalls als zu der Kunst, weil in ihm höchste Gesetzmässigkeit lebt, während die Kunst ausser unerlässlichen, da physiologisch begründeten Grundgesetzen keine Bindungen kennt. Diese Gesetzmässigkeit offenbart sich im Schach hauptsächlich dadurch, dass es im Gegensatz zur landläufigen Ansicht in jedem Moment der Partie trotz der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten immer nur einen stärksten Zug gibt. Für die Einreihung des Schachs in die Wissenschaften spricht sein hohes Alter (nachweislich wird es seit vierzehnhundert Jahren betrieben), die Fülle seiner schwer erfassbaren, überlieferten Erkenntnisse, seine Internationalität. Aber es fehlt ihm das Merkmal jeder Wissenschaft: die Spezialisierung, vor allem aber irgendein Zusammenhang mit einem anderen Wissensgebiet, die Fähigkeit also, auszustrahlen und zu befruchten, die keiner Wissenschaft mangelt, so dass die Welt an Erkenntnis nicht ärmer wäre, wenn das Schach nicht erfunden worden wäre.



Die Ursache dieser Erscheinung ist die, dass es keine Wissenschaft gibt, die sich mit etwas künstlich Gewordenem beschäftigt (also zum Beispiel keine Philologie des Esperanto), wie es eben das Schach ist. Endlich aber spricht gegen des Schachs Wissenschaftlichkeit die Wahrscheinlichkeit der Endlichkeit seiner Erforschungsmöglichkeit. Und so unter Berücksichtigung des eben Skizzierten muss es zweifelhaft erscheinen, ob das Schach die höchste Stellung unter den Spielen hat oder ob, wozu der Verfasser neigt, es eine Sonderstellung zwischen Spiel und Wissenschaft einnimmt. Diese Sonderstellung wäre auch auf Grund seiner von allen Entdeckungen und Erfindungen abweichenden Entstehungsgeschichte erklärlich.

In dem grandiosen Aufbau des Schachs frappiert vor allem die Tatsache, dass trotz des krassen Missverhältnisses zwischen der Anzahl der Steine und dem für diese benötigten Raume und trotzdem erstere von so ungeheuer verschiedenen Wünschen beseelt sind, im Schach eine so wunderbare Harmonie lebt, dass es mit so wenigen Gesetzen auskommen kann, deren Zahl auf fünf anzugeben ist. (Die Unverletzlichkeit des Königs, das Rückzugsverbot des Bauern, die Figurenwerdung des Bauern, die Erweiterung des ersten Bauernzuges, die Rochade.) Und auch von diesen ist nur das zweite und dritte zwingend. Von diesen Gesetzen ist besonders das von der Unverletzlichkeit des Königs von Interesse. Aus der Folgerung, dass der König nicht genommen wird, weil er nicht genommen zu werden braucht, hat sich allmählich in der Psyche der Schachtreibenden die byzantinisch anmutende Auffassung herausgebildet, die auch kodifiziert wurde, dass er nicht genommen wird, weil er nicht genommen werden darf. Bedenklich ist die Gleichstellung des Pats mit dem Remis, mit welchem es keine Wesensverwandtschaft hat. Eine Aenderung der Bewertung des Pats, welche übrigens überhaupt immer in der Geschichte des Spiels schwankte, würde grosse Vorteile für die Entwicklung des Schachs haben. Als die Wunder des Schachs sind zu betrachten: 1. dass trotzdem kein Konflikt zwischen den Steinen existiert, wie wir eben sagten, doch so ausserordentlich schwere Konflikte durch die Steine zustande kommen können; 2. das Rätsel des Uebergewichts der Position über die Macht der Steine; 3. dass aus schwierigen Verwicklungen immer nur ein einziger Ausweg ist; 4. Die Gleichwertigkeit der in aller und jeder Beziehung so verschiedenen Läufer und Springer. Als das grösste Wunder aber kann bezeichnet werden des Schachs Entstehungsgeschichte, über welche uns nichts bekannt ist. Wir haben nur Anzeichen dafür, dass es im sechsten Jahrhundert in Indien erfunden worden ist. Wie kam dieses Wunderbare zustande, und wäre noch ein anderes Schach möglich neben dem, welches wir kennen?

Rätselhaft ist auch der Reiz des Schachs. Weshalb spielen wir es? Achtfacher Art sind die Komponenten des schachlichen Reizes. 1. Die Lockung, die in der Erwartung liegt, bestätigt zu sehen, dass ich eine mir zum Beweise meiner Fähigkeit gestellte Aufgabe zu lösen imstande bin. 2. Die Lockung, die in dem Nachweise liegt, dass ich der Klügere bin (die mit der vorigen nicht identisch ist). 3. Die Lockung, die in dem Nachweise liegt, dass ich zu täuschen verstehe und nicht getäuscht werden kann. 4. Der Reiz der Bestätigung einer besonderen Eignung (tritt bei Auserwählten, bei Meistern, in Erscheinung). 5. Die Lockung einer durch mich selbst bewirkten Beendigung von etwas von mir selbst Begonnenem. 6. Der Reiz, den die Unnützlichkeit des Schachs ausübt. 7. Der Reiz, den geistige Absorption mit sich bringt. 8. Der Reiz des Abenteuers im Schach. Die ersten vier Lockungen gehören zu einer Gruppe, weil sie der allmächtigen Ich-Ueberschätzung dienen, die Zusammengehörigkeit der vier letzten Lockungen wird durch das gemeinsame Merkmal begründet, dass sie ihre grosse Stärke Ausweicherscheinungen in unserer Psyche verdanken, unter welchem Namen Vorgänge bezeichnet werden sollen, die aus dem Widerstande unserer Psyche gegen bestimmte von aussen auf sie eindringende Wirkungen hervorgehen. Wirkungen, die in unserem Falle von der Art und Fülle moderner Arbeitsnotwendigkeit und von der Sturmflut der uns bedrohenden



Nivellierung auf allen Gebieten erzeugt werden. Am schönsten schillernd ist die Lockung des Abenteuerersatzes, der an der Hand zum Beispiel der unsterblichen Partie nachgegangen werden kann, die nur äusserlich Schach ist, in Wirklichkeit Blut und Nerven von unseren eigenen, Erleben von Ungewohntestem und Aufregendstem. Aber diese kräftigste Lockung des Schachs ist die einzige, der ein Ende droht, nämlich durch die moderne, von Steinitz und Lasker eingeführte Spielweise, das Positionsspiel. (Der letztgenannte Weltmeister gibt dem Schach nur eine weitere Lebensdauer von fünfhundert bis tausend Jahren.)

Den Lockungen stehen die Forderungen des Schachs gegenüber. Die Fassungskraft, welche dieses verlangt, kann von keinem menschlichen Hirn produziert werden. Das Manko äussert sich im Irrtum, ohne welchen das Schach keine Anziehung hätte. Die Forderungen sind verschieden, je nach den drei grossen Unterabteilungen, in welche sich die Partie gliedert. Die Eröffnung ist deshalb unschachlich, weil sie in der Hauptsache bloss Gedächtnisarbeit verlangt. Auch im Endspiel ist der erlernbare Typus herrschend, aber daneben hat dieses grosse Feinheiten und bemerkenswerter Weise die in der Partie sonst nicht vorkommende Notwendigkeit des Abzählens, die bis zu zwanzig Zügen im voraus erforderlich und möglich ist. Das eigentlich Schachliche ist das Mittelspiel. Viererlei sind die Anforderungen, welche dieses an die Psyche stellt: 1. das Vorhandensein von schachlichen Erinnerungen; 2. die Fähigkeit des sprunghaften Denkens; 3. die Anlage des optischen Gedächtnisses; 4. die Fähigkeit der Konzentrierung. Von besonderem Interesse ist die zweite und dritte Forderung. Was „Sehen" im Schach heisst, entspriesst der Fähigkeit des sprunghaften Denkens. Diese ist die Grundlage aller Phantasie und unentbehrlich für die Spitzenleistung. Sie ist auch herrschend in dem eine so grosse Rolle spielenden Problemwesen, in welchem aus demselben Grunde auch die Schönheit des Schachs ihre grössten Triumphe feiert. Die dritte ebenso unerlässliche Fähigkeit ist die Grundlage des analytischen Vorausberechnens. Das optische Gedächtnis ist am höchsten — allerdings in einer bestimmten Abart (dem Gedächtnis für Geschehnisse) — im Blindspiel entwickelt. Bis zu fünfundzwanzig Partien sind von Pillsbury schon gleichzeitig ohne Ansicht des Brettes gespielt worden, eine ans Wunderbare grenzende Leistung. Die Anlage für schachliches Gedächtnis, für Konzentrierung und für ein optisches Gedächtnis erzeugt zusammen das, was wir die Logik im Schachspiel nennen, in welcher oberflächlicherweise von manchem schon das Ganze des Spiels erblickt wird. Ohne die Fähigkeit der Intuition, das heisst des sprunghaften Denkens, kann man wohl talentiert sein, das Genie entsteht nur, falls auch diese vorhanden ist. Der Fleiss spielt im Schach eine ganz geringe Rolle, Begabung ist alles.

Zusammenfassend muss gesagt werden, dass die schachliche Anlage sich jeder Rubrizierung entzieht, dass man nichts weiter in bezug auf ihre Einreihung sagen kann, als dass sie ohne ein hohes Ausmass von Intelligenz nicht denkbar ist. Das für das Schach typische Stümpfertum ist daraus zu erklären, dass die Lockungen des Schachs ganz andere sind als die Forderungen, dass sie inkongruent sind und dass also Psychen von ersteren stark angezogen werden können, ohne den letzteren entsprechen zu können.

Aber auch dem Nichtskönner gibt das Schach einen Schlüssel in die Hand zu einem mit hohen Mauern umfriedeten Reiche voller Herrlichkeiten, Seltsamkeiten und Freuden, die dem Nichtwissenden unbegreiflich bleiben müssen.

Nach dem Vortrag fand eine eingehende Diskussion statt.

Donnerstag, den 20. Juni 1918.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Albert Falkenberg** spricht über „Die Organisationsfrage im neuen Deutschland". Unser Erörterungsgebiet lässt sich zwanglos scheiden in ein sachliches und ein persönliches. Das sachliche Gebiet umfasst die Frage nach der Neuordnung des Materials, der Zustände und ihrer Wechsel-



beziehungen, das persönliche Gebiet lässt uns fragen: was haben Menschen und Menschengruppen zu leisten, was können sie leisten, um aus dem Deutschland vor dem Kriege ein neues Deutschland zu zimmern?

Zunächst einige Klarheit über den Begriff der Organisationsfrage. — Was ist ihr Inhalt, gebrauchen wir ihre Lösung, um zum neuen Deutschland zu gelangen? Jede Berufsschicht organisierte bisher so, wie es ihr zur Erfüllung ihrer Forderungen notwendig schien. So entstanden lauter Organisationsinseln, die ohne Zusammenhang miteinander blieben. Weder Arbeitgebern noch Arbeitnehmern bedeutete die Organisationsfrage letzten Endes eine Sache der Gemeinschaft. Im Gefühl des Ueberflusses der Kräfte organisierte man sich gegeneinander, anstatt miteinander das Leistungsmass für das Ganze zu erhöhen. Schon in den rückliegenden vier Kriegsjahren erkennt alle Welt, dass Organisation Sache der Gemeinschaft ist, und dass darum der Inhalt der Organisationsfrage ein wesentlich neuer, d. h. tieferer geworden ist. Das neue Deutschland kann sich nur auf einer Kräftesicherung aufbauen, die allein im Wege freigewollter Organisation zu erreichen ist. Der Volksstaat ist im Werden, wir müssen seine Entwicklung fördern, wenn wir gegenüber anderen Völkern konkurrenzfähig bleiben wollen. Wir gebrauchen Organisationskörper, die auf Vielfachleistungen eingestellt sein müssen. Diese Arbeit kann nur vollbracht werden, wenn sie von Menschen geleistet wird, die von dem Gemeinschaftsgedanken beseelt sind. Das sachliche Gebiet der Organisationsfrage verlangt daher Bearbeitung durch eine Organisationsmethode, die einem wissenschaftlichen Arbeitsprozess gleichkommt. Die Arbeitsteilung muss zur Vervielfachung der Leistung führen, ohne dass die damit verbundene Mechanisierung schädliche Wirkungen auszuüben imstande ist. Zufälligkeit muss durch zielbewusste Planmässigkeit abgelöst werden.

Organisation ist Ordnung: An Stelle der Produktionsvielheiten muss Produktionsgemeinschaft treten, die einen Organismus bildet. Wir kennen die Gefahren, die dieser Methode drohen (bürokratische Formel, Abhängigkeit von einer politischen Zentralmacht), aber wir dürfen nicht zurückschrecken, diese Gefahren zu überwinden. Initiative und Einzelverantwortung müssen erhalten bleiben, und der ganze Organismus muss auf Selbstverwaltung beruhen.

Erst die Erfüllung dieser Forderung lässt die Möglichkeit einer Neuordnung der Organisationsfrage auf persönlichem Gebiete zu. Das Gesetz der Sparsamkeit zwingt uns zur Verschärfung der Arbeitsteilung. D. h. in der Praxis: Steigerung der Mechanisierung des Einzelarbeiters. Ihr zu begegnen, ist volkswirtschaftliche Aufgabe der Staatsleitung, wir aber wollen sie betrachten unter dem Gesichtswinkel der Menschwerdung. Als das notwendigste Aequivalent für die nivellierende Wirkung der Arbeitsteilung anerkennen wir die Mitarbeit an der Lösung der Staatsaufgaben. Das durch den Krieg gesteigerte Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen muss irgendwie auch in der Praxis Ausdruck finden. Das ist nur möglich durch Hingebung an den Staat als die Gesamtheit staatsbürgerlicher Kräfte. Dazu ist für die Massen mehr Bewegungsfreiheit als bisher nötig. Verantwortlichkeitsgefühl und Bewegungsfreiheit müssen so gruppiert werden, dass für das Ganze ein Plus an Staatsgesinnung herauskommt. Staatsgesinnung ist die Grundlage für die Schaffung seelischer Werte. Staatsgesinnung wächst aus dem Berufsmenschen heraus, welche Kräfte er in seine Berufsorganisation hineinleitet, ist ausschlaggebend für das Maß seiner Staatsgesinnung. Je tieferen Inhalt die Organisationsfrage für den Berufsmenschen bekommt, desto höhere Menschenqualitäten können aus ihr herauswachsen. Beruf muss mehr werden als nur ein Mittel zur Befriedigung körperlicher Bedürfnisse. Die Ueberwindung des Berufsmenschentums ist die erste Etappe auf dem Wege zur Höherentwicklung der Menschheit. Darum ist die soziale Frage zunächst und immer wieder Organisationsfrage. Die Lösung der Organisationsfrage von höheren Gesichtspunkten aus zwingt Arbeitnehmer und Arbeitgeber zur Ueberwindung wesentlicher Teile der negativen Wirkungen aller Arbeitsmethoden. Nur der echte deutsche Individualismus kann den Kampf gegen



diese Wirkungen aufnehmen, weil er mit seiner in die Tiefe dringenden Totalität etwas anderes ist als der oft gepriesene individualistische Eigensinn des Deutschen, der glaubt, durch eigenbrödlerisches Wirken das Wesen von Menschen und Dingen erfassen zu können. Probleme sind tiefer als völkische Eigensinnigkeiten. Die Organisatonsfrage ist das Problem der Zukunft. Nicht darauf wird es ankommen, dass wir organisieren, sondern darauf, wie wir organisieren. Wir müssen die einzelnen Organisationsgebiete nicht nur mit dem Gedanken, sondern auch mit Ethik erfüllen, um dadurch seelische Werte zu schaffen. Wer z. B. Wohnungspolitik und Bodenreform treibt, steht mittendrin in der Werkstatt für Schaffung seelischer Werte. Er wollte vielleicht ursprünglich nur eine Milderung des Mietzinses erreichen und stiess auf Probleme, die bis in das Herz der Menschheit hinabreichten. Alles, was organisiert ist, muss über die Vertretung gemeinsamer Interessen hinaus Gemeinwirtschaft treiben, um damit Menschenwerte herauszuholen.

Ohne Zwang ist keine Ordnung möglich. Wir kennen die um dieses Zwanges willen erhobenen Einwendungen: Das Spiel der freien Kräfte müsse gewahrt werden, die Schwerfälligkeit und Unfähigkeit des Staatsbetriebes sei jeder rationellen Gemeinwirtschaft hinderlich. Wir aber meinen, dass das Spiel der freien Kräfte auch zu anderem als egoistischem Zwecke in Tätigkeit bleiben könnte, und dass die Schwerfälligkeit des Staatsbetriebes als des Betriebes aller im Staate durch ihre eigene Kraft überwunden werden könnte. Jedenfalls hat die bisherige Entwicklung nicht gezeigt, dass die Gegner mit ihren Einwendungen Recht behalten hätten. Nirgendwo ist eine Verarmung unseres Wirtschaftslebens eingetreten, seitdem wir gesellschaftliche Grossbetriebe haben.

Die Stellungnahme zur Organisationsfrage wird die Menschen scheiden in solche der Vergangenheit und der Zukunft. Wir wollen uns bewusst zu den Menschen der Zukunft schlagen und zunächst einmal Organisationswilligkeit als Vorläufer von Organisationsstärke beweisen. Auf die Führer kommt es auch diesmal an. Als die Erfahrenen haben sie die Pflicht, die Kräfte in den Berufenen zu wecken und aus den Massen das Material herauszuholen, das allein für die Schaffung von Persönlichkeiten in Frage kommt.

Der Krieg hat die schnellere Reife des Organisationsgedankens bewirkt. Wir, die wir sie miterleben dürfen, haben die Pflicht, unser Schicksal nicht aufzuhalten, sondern es dem Aufstieg entgegenzuführen. Wir Lebenden tragen die Verantwortung vor unsern Kindern und Kindeskindern, sie zwingt uns zu der Lösung der Organisationsfrage im Sinne der Wohlfahrt aller.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Rechtsanwalt Westmann Dr. Neumann, Dr. Cohn, Frau Meinhard, Dr. Moll.

Donnerstag, den 24. Oktober 1918.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Schneickert** spricht über „Das Weib als Verbrechensanstifterin". Wenn zwei Menschen ein Verbrechen gemeinsam begehen, so ist die Idee zum Verbrechen gewöhnlich von dem einen ausgegangen, der den anderen für den Plan gewonnen hat, sei es durch Wachrufen des verbrecherischen Gemeinschaftswillens, sei es durch nähere oder entferntere Mittel der Ueberredung und des psychischen Zwanges, wie durch Geschenke, Versprechen, Drohung, Missbrauch des Ansehens und der Gewalt, absichtliche Herbeiführung oder Förderung eines Irrtums usw. Diese Mittel der Anstiftung zu einem Verbrechen sind ganz allgemeiner Natur; aber doch bietet die Teilnahme des Weibes an gemeinschaftlich begangenen Verbrechen viele psychologische Eigenheiten. Oft geht die Idee zu einem Verbrechen vom Weibe aus, die Ausführung der eine grössere Körperkraft und mehr Mut und Verwegenheit erfordernden Tat wird aber dem männlichen Mittäter überlassen; anders, wenn es sich um ein gegen ein Weib gerichtetes Verbrechen handelt, oder wenn es heimlich und aus dem Hinterhalte vorgehen kann, wie z. B. beim Giftmord, der Brandstiftung und der Verleumdung. Beteiligt sich das Weib z. B. an einem Raubmorde oder Raub-



überfall, so ist das Opfer gewöhnlich nicht ein Mann, sondern ein Weib. Bei vielen Gelegenheitsdelikten geht die Anstiftung vom Weibe aus, weniger oft bei gewerbsmässigen Verbrechen, als deren häufigste Beispiele aber zu erwähnen sind: die Anstiftung junger Brüder und Schwestern, auch der eigenen Kinder zum Taschen- und Warenhausdiebstahl, sowie zum Bettel und zur Gewerbsunzucht. Verhältnismässig oft ist das Weib die Anstifterin zu einem Morde, sei es, dass der Liebhaber oder auch der eigene Sohn oder die Tochter zur Beseitigung des lästig gewordenen Ehegatten oder des Vaters oder eines im Wege stehenden Elternteils, z. B. bei lästig gewordenen Altenteilsverhältnissen auf dem Lande angestiftet oder mit der Ausführung der eigentlichen Mordtat beauftragt wird. Neben der Habsucht ist die Rachsucht ein starkes Verbrechensmotiv, das dem verbrecherischen Weib einen lang anhaltenden mächtigen Anreiz zur Befriedigung gibt; es weiss andere durch heuchlerische Vorspiegelungen zur mitleidigen Hilfe bei Geltendmachen ungerechtfertigter Forderungen zu bestimmen und verwickelt dadurch ihre Helfer als Mitschuldige in Strafverfahren. Einbrüche und Beraubungen sind, wie gerade die neuere Kriminalgeschichte gezeigt hat, oft auf den Verrat und die Anstiftung früherer weiblicher Dienstboten zurückzuführen, die ihren verbrecherischen Anhang auf geeignete Gelegenheiten aufmerksam machen, mit ihren Genossen die nähere Ausführung des Verbrechensplanes besprechen und selbst mit Rat und Tat Beihilfe leisten. Charakteristisch ist, dass bei Entdeckung gemeinschaftlich begangener Verbrechen das Bestreben vorherrscht, die Hauptschuld dem anderen Teil zuzuschieben, woraus folgt, dass gerade das Bestreben des Anstifters, einen Mitschuldigen zu suchen und zu finden, die Ausführung eines Verbrechensplanes erst reifen lässt. Auch beim Massenverbrechen sehen wir das Weib oft in den vordersten Stellungen; so feuern bei Streik- und Lebensmittelunruhen die weiblichen Mitgänger und Zuschauer die jugendlichen Draufgänger zu immer neuen „Heldentaten“ an. Die weitgehende Stellvertretung des Mannes und die dadurch bedingte Verselbständigung des Weibes während des Krieges hat das Weib bei Gemeinschaftsverbrechen aus mehr untergeordneten Helferrollen, die ihm als Mitglieder von Verbrecherbanden gewöhnlich zugedacht worden sind, auch in aktive und selbst führende Rollen hineinwachsen lassen, welche die Verbrecherinnen zu mehr gewalttätigem Vorgehen gegen ihre Opfer ermuntern. Diese zunehmende Verrohung des Weibes kann nur durch eine strengere Justiz ausgeglichen werden.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Placzek, Dr. Flatau, Frau Meinhard, Herr Dr. Moll. Das Schlusswort hat Herr Dr. Schneickert.

Donnerstag, den 12. Dezember 1918.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Sanitätsrat Dr. **Juliusburger** spricht über: „Ein Jahrhundert Welt als Wille und Vorstellung“.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Max Cohn, Dr. Baerwald, Rektor Ruthe, Dr. Gumpertz. Das Schlusswort hat Herr Sanitätsrat Dr. Juliusburger.



Verschiedenes.

Paul Dubois †.

Am 4. November 1918 starb Paul Dubois in Bern. Am 28. November desselben Monats sollte er seinen 70jährigen Geburtstag feiern. Den Lesern dieser Zeitschrift ist Dubois als Mitarbeiter bekannt. In der ganzen Welt hat er sich durch seine wertvollen Beiträge zur Psychotherapie einen Namen geschaffen. Aber nicht nur zur Psychotherapie, sondern auch zu anderen Gebieten der Medizin hat er wertvolle Beiträge geliefert. Auf dem Gebiete der Psychotherapie war es besonders sein Eintreten für jenen Zweig, den wir heute am besten als Belehrungstherapie, als Erziehungstherapie und als Willenstherapie bezeichnen. Dubois nannte diese Art Beeinflussung Persuasion (Ueberzeugung). Er nahm Stellung gegen die Suggestion und hat sich dadurch manche Gegnerschaft zugezogen, bei der es leider auch an unbegründeten persönlichen Angriffen gegen den Verstorbenen nicht fehlte. Dass er die Persuasion nicht mit der Suggestion identifizierte, war berechtigt. Ottomar Rosenbach, der bereits vor Dubois die Behandlung durch Erziehung und Belehrung vertrat, hat in dieser Beziehung den gleichen Standpunkt eingenommen. Obwohl ich selbst für die Einführung der Suggestionstherapie tätig gewesen bin, habe ich den grossen Unterschied zwischen beiden Begriffen nicht verkannt, und wenn ich gegen Dubois Einwendungen zu erheben habe, so kann es höchstens der sein, dass er die Suggestionstherapie nicht genügend würdigte und die Wirkung der Suggestion bei seiner von ihm als Persuasionsmethode bezeichneten Therapie mitunter übersah. Dass aber beides verschieden ist, kann einem vorurteilslosen Manne nicht entgehen.

Wissenschaftliche Ehrenstellungen sind Dubois beschieden gewesen, aber er gehörte zu jenen abgeklärten Naturen, die weniger in äusseren Stellungen, als in dem Gefühl innerer Befriedigung die Aufgabe des ärztlichen Praktikers und des Menschen überhaupt sahen. Deshalb tragen seine Diskussionen auch stets den Charakter des Sachlichen. Er ist zweifellos ein Bahnbrecher in der Psychotherapie gewesen, und neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung mag die als Praktiker noch besonders hervorgehoben werden. Es ist sicher, dass ihm zahllose dankbare Kranke ein dauerndes Gedenken bewahren werden. Habe ich doch selbst Gelegenheit gehabt, eine ganze Reihe solcher zu sprechen, die mit Liebe und Verehrung seiner unermüdlichen und wohlwollenden Behandlung gedachten.

Infolge der Zeitverhältnisse bin ich heute erst in der Lage, meinem verstorbenen Mitarbeiter diese Worte des Gedenkens zu widmen. Ich habe ihn persönlich nicht gekannt, aber aus allem, was ich von ihm gelesen und über ihn gehört habe, gewann ich die Ueberzeugung, dass man es bei ihm mit einem trefflichen Arzt und Menschen, mit einem hervorragenden Vertreter der Wissenschaft zu tun hatte. In der Geschichte der Psychotherapie wird man seiner dauernd und dankbar gedenken.

Institut für praktische Psychologie.

Vor einigen Monaten habe ich ein Institut für praktische Psychologie in meiner Wohnung, Berlin W 15, Kurfürstendamm 45, eröffnet. Es soll, wie schon aus dem Namen hervorgeht, in erster Linie praktischen Zwecken, daneben aber auch wissenschaftlicher Arbeit dienen. Einige der praktischen Zwecke



tragen einen spezialistischen Charakter. Hierher gehört z. B. die Förderung der praktischen Kriminalistik, Untersuchungen okkulter Erscheinungen usw.

Abgesehen davon aber ist das Institut für weitere Kreise bestimmt, und zwar insbesondere für folgende Aufgaben:

1. **Schullaufbahnberatung.** Es handelt sich darum, bei der Wahl der Schulart (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule usw.) mitzuwirken. Es ist oft unmöglich, Kinder mit einem mangelhaften mechanischen Gedächtnis — im Gegensatz zum logischen Gedächtnis — die griechische Sprache mit ihren hohen Anforderungen an das mechanische Behalten lernen zu lassen. Haben diese Kinder ein anschauliches logisches Gedächtnis, so wird man sie zweckmässigerweise einem Realgymnasium oder einer Oberrealschule zuführen. Umgekehrt wird man von der Aufnahme in der Oberrealschule absehen müssen, wenn die Anlagen für Mathematik, das plastisch-konstruktive Vorstellen und die auf das Mathematisch-Naturwissenschaftliche gerichtete Denkweise fehlen; andernfalls werden Enttäuschungen und Misserfolge nicht ausbleiben. Noch wichtiger ist unter Umständen die Beratung beim Wechsel der Schullaufbahn. Hier kann es sich darum handeln, dem Schüler zu einem Wechsel der Schulart zu raten, z. B. zum Besuch einer Oberrealschule statt des Gymnasiums oder umgekehrt, auch Wahl eines Landeserziehungsheimes oder einer Reformschule.

In allen Fällen wird eine Analyse des kindlichen Interesses notwendig sein. So wird man, um ein Beispiel zu wählen, vor Eintritt in eine künstlerische, kunstgewerbliche oder kaufmännische Fachschule die diesbezügliche Eignung des Jugendlichen zweckmässigerweise festzustellen versuchen. Hierfür gibt es ebenfalls objektive Feststellungen. Man wird aber auch den Interessenkreis des Kindes mit verwerten müssen.

2. **Berufsberatung.** Hier handelt es sich wesentlich um die Beratung der Kopfarbeiter, weniger um die der Handarbeiter. Für letztere ist anderweitig gut gesorgt. Zu den Berufen, die in Frage kommen, gehören insbesondere die akademischen, der des gehobenen Kaufmannes, der des Ingenieurs, des Landwirts, kurz und gut die, bei denen die Haupttätigkeit auf dem Gebiete der geistigen Fähigkeiten, nicht wesentlich in der manuellen Geschicklichkeit oder in der groben Kraft liegt. Die Berufsberatung kann bei Schulschluss oder auch später erfolgen, z. B. wenn jemand in der ersten Zeit seiner Berufslaufbahn versagt. Man wird dann festzustellen versuchen, ob und gegebenenfalls welche Eigenschaften ihm hierfür fehlen, und ob seine spezielle Veranlagung ihn für einen andersartigen Beruf besser geeignet macht.

Die angewandte Psychologie ist sehr wohl imstande, einen grossen Teil der für die höheren Berufe wichtigen Anlagen, wie Art, Umfang und Güte des Gedächtnisses, Typ und Intensität der Kombinationsfähigkeit, Klarheit und Weite der Begriffe, Schärfe und Art des Urteilsvermögens, Genauigkeit und Treffsicherheit der Anschauung und Beobachtung, Stärke und Umfang der Konzentration, Lebhaftigkeit und Art der psychischen Einfühlung hinreichend genau durch die verschiedensten Methoden und Hilfsmittel festzustellen, um ein begründetes Urteil darüber abzugeben, ob der vor der Berufswahl stehende junge Mann oder das junge Mädchen die für den in Aussicht genommenen Beruf notwendigen Eigenschaften mitbringt oder nicht. Besitzt der oder die Betreffende die gerade für den erwählten Beruf erforderlichen Eigenschaften nicht, so wird der gewissenhafte, mit psychologischen Methoden arbeitende Berufsberater vor der Wahl dieses Berufes warnen müssen und dadurch den Ratsuchenden mit hoher Wahrscheinlichkeit späteres entmutigendes und zeitraubendes Umsatteln, den Eltern aber unnütze Kosten ersparen können.

3. **Behandlung von Störungen der Konzentration und des Gedächtnisses.** Diese kommen sowohl bei Kindern wie bei Jugendlichen und Erwachsenen vor. Die Konzentrationsfähigkeit ist die Vorbedingung für das Gedächt-

n i s, das Gedächtnis die Vorbedingung für viele weitere höhere psychische Leistungen, Kombination, Urteil usw. Zur Behebung dieser Mängel werden alle modernen wissenschaftlichen Grundsätze benutzt. Die notwendigen Uebungen werden teils einzeln, teils in Gruppen vorgenommen. Es handelt sich hier um eine methodisch angewandte Uebungstherapie. Konzentration und Gedächtnis lassen sich in vielen Fällen, wenn nicht schwere organische Schädigungen vorliegen, in erheblichem Maße durch eine nach psychologischen Prinzipien und mit psychologischen Apparaten und Anordnungen betriebene Uebungstherapie stärken und ausbilden bzw. in ihrem etwaigen Verfall aufhalten. Es kommen hier vornehmlich zwei Altersstufen in Frage: der Jugendliche, der noch nicht gelernt hat, Gedächtnis und Konzentration richtig anzuwenden und vielleicht auch einem ganz ausgesprochenen Vorstellungstyp angehört, ohne es zu wissen, und der Erwachsene, der fühlt, dass seine geistigen Fähigkeiten, insonderheit Konzentration und Gedächtnis, nachzulassen beginnen, und diesen Verfall möglichst aufhalten bzw. aufheben will. Hat das Nachlassen der erwähnten Fähigkeiten nicht rein pathologisch-anatomische Ursachen, so wird auch diesen Personen oft zu helfen sein, und sie werden wenigstens teilweise wieder in den Besitz ihrer Fähigkeiten gebracht werden können, zum mindesten aber wird der Verfall verlangsamt oder aufgehalten werden.

Für alle diese Fälle müssen diejenigen Methoden angewandt werden, die die heutige Wissenschaft uns an die Hand gibt. Es handelt sich dabei zum Teil um die Methoden der experimentellen Psychologie; doch kann diese nicht als ausreichend angesehen werden. Es kommen viele andere individuell stets abzuändernde Methoden in Betracht, daneben die Anamnese, z. B. bei denen, die die Schule absolviert oder teilweise besucht haben (das genaue Studium der bisherigen Schulerlebnisse, der Zeugnisse, der Schularbeiten). In zweifelhaften Fällen ist ferner festzustellen, wieweit ärztliche Gründe bei der Wahl der Schulart, des Berufes usw. mitsprechen.

Endlich ist es in allen Fällen notwendig, die häuslichen Verhältnisse zu berücksichtigen, desgleichen die Anforderungen des Berufes und dessen ökonomische Bedingungen und Aussichten. Nur wenn alle notwendigen Voraussetzungen berücksichtigt werden, kann ein guter Rat erteilt werden. Die wertvolle Hilfe, die ich durch den Psychologen und Nationalökonom, meinen Mitarbeiter Herrn Dr. Kurt Piorkowski erhielt, ermöglicht es, diese Voraussetzungen zu erfüllen. Durch die Leitung der psychologischen Abteilung des Provinzialberufsamtes und als beratender Psychologe der Deputation für das höhere Schulwesen der Stadt Berlin hat Herr Dr. Piorkowski ganz besonders grosse Erfahrungen auf den einschlägigen Gebieten.

Abgesehen von den Einzeluntersuchungen und Einzelbehandlungen finden auch regelmässige Zyklen statt, und zwar getrennt für Erwachsene und Kinder. Diese Zyklen haben zum Ziel, Anleitung zu geben für die bessere Ausnutzung des Gedächtnisses, für die Hebung der Aufmerksamkeit und für deren Konzentration. Das Institut wird auch, soweit möglich, für allgemeine soziale Zwecke (Berufsämter, Jugendämter) zugänglich gemacht. Anfragen sind an den Unterzeichneten zu richten.

Albert Moll.



Ueber hysterische und andere psychogene Erscheinungen; ihr Wesen und ihre soziale Bedeutung.

Von Dr. med. **Max Levy-Suhl** (Berlin-Wilmersdorf[1]).

Erscheinungen hysterischer Art hat es zweifellos schon in den frühesten Zeiten menschlichen Kulturlebens gegeben, wenn ihnen auch auf Grund der jeweilig herrschenden wissenschaftlichen und religiösen Anschauungen ein ganz anderer Sinn beigelegt wurde als heute. Ich erinnere nur an die kirchlichen Beschwörungen und Austreibungen von bösen Geistern, die man bis ins späte Mittelalter bei den von hysterischen Krämpfen Befallenen vornahm und an die verhängnisvolle Deutung, die man zur Zeit der Hexenprozesse der Schmerzunempfindlichkeit gab, wie sie öfters Hysterische — heut wie damals — an bestimmten Hautgebieten oder auch am ganzen Körper aufweisen, nämlich die Deutung als Hexenmale und damit als Beweis todeswürdiger Sündhaftigkeit.

In der Gegenwart ist das Gebiet der Hysterie wohl allgemein als Domäne der medizinischen Wissenschaft anerkannt und die Behandlung der Hysterischen, sofern sie erforderlich wird, dem Arzte überlassen. Er muss sich in der Tat, schon um sich nicht der Gefahr diagnostischer Irrtümer auszusetzen, ausreichende Kenntnis und Verständnis für die hysterischen Krankheitszustände erwerben.

Wenn hier gleichwohl dieses Gebiet vor einem vorwiegend psychologisch orientierten Kreise erörtert werden soll, so war es folgende Erwägung, die mich dazu zu berechtigen schien: Wie die Psychopathologie unverkennbar auf die gesamte moderne Psychologie befruchtend eingewirkt hat, so liegen auch auf dem speziellen Gebiet der hysterischen Krankheitserscheinungen reiche Erkenntnisquellen für das Verständnis des menschlichen Seelenlebens, und es musste daher nicht ohne Wert sein, wenn die bedeutsamen Fortschritte, wie sie die letzten Jahrzehnte gerade hierin gebracht haben, zugleich mit dem reichen Erfahrungsmaterial, das uns die Kriegsbeobachtungen lieferten, nach der psychologischen und sozialen Seite hin zusammenfassend betrachtet würden.

Was versteht man unter **hysterisch** und unter **Hysterie?**

Noch im Jahre 1905 leitete Oppenheim[2]) sein Kapitel Hysterie mit folgenden Worten ein: „Die Hysterie ist eine Krankheit, deren Wesen

[1]) Vortrag vom 22. Jan. 1920 in der Psychol. Gesellsch. Berlin.

[2]) Oppenheim, H., Lehrbuch der Nervenkrankheiten, 4. Aufl.

trotz ihrer grossen Verbreitung bis in die jüngste Zeit in Dunkel gehüllt liegt, die den Irrtum in der Auffassung und Beurteilung der einzelnen Erscheinungen wie des Ganzen, stets den weitesten Spielraum geboten hat.“ Und noch resignierter spricht Binswanger in seinem grossen Werk der Hysterie vom Jahre 1904:

Die „Hysterie ist das Schmerzenskind der Nervenpathologie, weil alle Bemühungen, welche seit Jahrhunderten auf die Erkennung und begriffliche Würdigung der hierher gehörigen Krankheitserscheinungen verwandt worden sind, zu keiner auch nur einigermassen befriedigenden Lösung geführt haben“ (S. 1).

Auch heute ist der Begriff Hysterie noch umstritten [1]) und vielfach zweifelt man, ob überhaupt hier von einer einheitlichen Krankheit gesprochen werden kann und nicht vielmehr lediglich von hysterischen Reaktionen und Einzelerscheinungen [2]). Wenn ich daher auf eine Definition des Begriffs Hysterie von vornherein verzichte, so ist es doch vielleicht zweckmässig, einige Worte vorauszuschicken über die allgemein übliche Auffassung, die man von Hysterie und hysterisch hat.

Mit der Bezeichnung hysterisch, im Volke besonders beliebt in der Verbindung „hysterisches Frauenzimmer“, wird in erster Linie eine charakterologische Beurteilung verknüpft, und auch in der ärztlichen Wissenschaft hat man den Begriff des hysterischen Charakters und der hysterischen Persönlichkeit aufzustellen, sich veranlasst gesehen. Man will damit eine gewisse Exaltiertheit und Launenhaftigkeit, eine Sonderbarkeit der Gefühlsäusserungen, insbesondere auch auf erotischem Gebiet, Heftigkeit und Disharmonie der Affekte kennzeichnen, die zwischen glühender Liebe und Freundschaft, Hingebung bis zur Aufopferung einerseits, Kälte, Hass, Eifersucht, Nachträglichkeit und Rachsucht andererseits, zwischen Liebenswürdigkeit und madonnenhafter Zartheit und rücksichtsloser Härte bis zur Grausamkeit schwanken kann, eine gewisse theatralische Art des Benehmens, die sich auch im zur-Schau-tragen der vielfachen wechselnden Leiden und Schmerzen kundgibt und den Boden darstellt, auf dem krankhafte Simulation, Lüge, hochstaplerische Schwindelei sich entwickeln können. Hierzu kommt oft noch ein häufiges, scheinbar unvermitteltes Versagen der eigenen Kraft und umso bereiteres Appellieren an die Hilfe anderer, eine Beanspruchung von Mitleid und Rücksichtnahme, das bis zu ausgesprochen egoistischem Verhalten einerseits, zur Märtyrerrolle andererseits führen kann. All diese Erscheinungen werden nun gewöhnlich nicht als Merkmale eines Leidens aufgefasst, sondern als mehr oder weniger zweckbewusstes Gebaren, als

[1]) Eine Aufzählung der Ansichten gibt Skliar in Zeitschr. f. d. ges. Neurologie 1912, Bd. 10, S. 325 ff.

[2]) Besonders A. Steyerthal kämpft hierfür. Vgl. insbesondere seine Schrift: Was ist Hysterie? C. Marhold, Halle 1908.



dessen letzte Quelle Unbefriedigung oder Unstimmigkeiten in der Geschlechtssphäre mit Vorliebe zugrunde gelegt werden; etwa im Sinne Goethes:

„Es ist ihr ewig Weh und Ach, so mannigfach, von einem Punkt aus zu kurieren."

In der Tat ist seit Hippokrates durch zwei Jahrtausende mit geringen Ausnahmen, die Hysterie als ausschliesslich weibliche Krankheit angesehen worden und die Erscheinungen der Hysterie, die ja bekanntlich ihren Namen von ὑστέρα, d. h. Gebärmutter hat, immer wieder mit Störungen der weiblichen Geschlechtsorgane in Zusammenhang gebracht worden. Erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts[1]) hat sich auch dem männlichen Geschlecht allmählich das heute unbestrittene Recht zuerkannt, im gleichen Sinne und genau so hysterisch sein zu können wie ein weibliches Wesen. Dass auch die moderne Freudsche Theorie eine sexualgenetische Erklärung der hysterischen Erscheinungen darstellt, wenn auch eine überaus verfeinerte und für beide Geschlechter geltende, daran sei hier nur kurz erinnert.

Was auch immer an der Charakteristik der hysterischen Persönlichkeit und an den Sexualtheorien der Hysterie richtig ist, und wenn auch die hysterischen Erscheinungen durch ihre eigenartigen Beziehungen zum Gefühls- und Willensleben, zur Schauspielerei und Uebertreibung der Leiden, ein ganz besonderes ärztliches Verhalten erfordern, so müssen sie doch vom Standpunkt des Arztes aus als Krankheitsäusserungen bewertet werden, und auch für die psychologisch-wissenschaftliche Betrachtung, die wir vorhaben, gilt es, frei von gefühlsmässiger oder moralischer Voreingenommenheit an sie heranzutreten.

Das Wesentliche aller hysterischen Erscheinungen, mag es sich um hysterische Lähmungen, Zuckungen, Krämpfe, um hysterische Taubheit, Stummheit, um hysterisches Erbrechen, Husten, Blasenstörungen handeln, um hysterische Schmerzen oder Unempfindlichkeit der Körperstellen und schliesslich auch um hysterische Sinnestäuschungen und andere geistige Störungen, für sie alle gilt seit Möbius unumstritten, dass stets seelische Vorgänge bei ihrer Entstehung im Spiele sind. Freilich kommt dies Merkmal nicht ausschliesslich den hysterischen Erscheinungen zu, sondern es gibt auch zahlreiche seelisch bedingte (psychogene) Aeusserungen des menschlichen Organismus, die jeder Gesunde zeigen kann, wie z. B. die Erscheinung der Gänsehaut beim Gruseln, das Versagen der Stimme bei Erregung, Durchfälle aus Angst usw.

Mit diesem allgemeinen Begriff des Psychogenen müssen wir uns erst vertraut machen, wobei es von vornherein unwahrscheinlich ist, dass eine scharfe Abgrenzung solcher normalen Reaktionen von den ab-

[1]) Jedoch hat schon 1681 Sydenham die männliche Hypochondrie mit der weiblichen Hysterie als gleich „vix ovum ovo similius" erkannt, nach Steyerthal l. c.



normen psychogenen möglich ist (natura non facit saltus), und Möbius meinte daher, ein jeder Mensch sei in gewissem Grade hysterisch. Erst im letzten Abschnitt unserer Darlegungen kann versucht werden, bestimmte krankhafte psychogene Erscheinungen und Zustände durch ein besonderes Merkmal herauszuheben und ihnen allein die Kennzeichnung als hysterische s. str. künftig vorzubehalten.

Ich möchte zunächst das Charakteristische des seelisch Bedingten durch einige Gegenüberstellungen noch einmal klar vor Augen führen.

Eine Uebelkeit, ein Erbrechen, das sich infolge des Genusses verdorbener Speisen einstellt, ist körperlich bedingt, eine Uebelkeit, die sich durch die blosse Rückerinnerung an die früher einmal mit Widerwillen hinabgewürgten, längst verdauten Speisen einstellt, ist seelisch bedingt.

Wenn jemand infolge Blutgefässlähmung durch starken Alkoholgenuss oder durch ein anderes Gift, etwa Amylnitrit, ein gerötetes Gesicht bekommt, so ist dies körperlich, physiologisch bedingt; seelisch, wenn lediglich infolge der ängstlichen Erwartung, er werde erröten, (wie wir es bei der sog. Errötungsfurcht sehen), eine Blutwallung nach dem Gesicht erfolgt.

Wenn durch einen Bluterguss im Gehirn beim Schlaganfall die Bewegungsnerven einer Seite geschädigt werden, tritt eine einseitige Lähmung ein. Sie ist körperlich oder organisch bedingt. Wenn, wie in dem berühmten Beispiel von Janet eine Person bei der Einfahrt in einen Tunnel, dessen Wand dicht zu ihrer Linken auftaucht, aus blosser Angst, sie könne gequetscht werden, einige Zeit später tatsächlich eine linksseitige Lähmung aufweist, so haben wir einen seelisch bedingten oder psychogenen Zustand vor uns.

So vertraut dem Fachmann derartige psychogenen Zustände sind, so bleibt es doch etwas Wunderbares, naturwissenschaftlich allein durchaus nicht Verständliches, wie ein flüchtiger seelischer Vorgang, eine Augenblicksidee, eine Rückerinnerung oder ängstliche Erwartung dieselben oft recht schweren leiblichen Veränderungen zuwege bringt, wie es sonst nur durch nachweisliche körperliche Ursachen auf dem ununterbrochenen Weg materieller Zwischenglieder, also mechanisch-anatomisch bewirkt wird.

Wollen wir nach diesen Vorbereitungen zu einem tieferen Verständnis der, wie wir schon sahen, mannigfaltigen psychogenen Erscheinungen gelangen, so müssen wir zunächst eine Gruppierung unter ihnen versuchen. Als Einteilungsprinzip bietet sich uns hierbei die Verschiedenartigkeit der seelischen Quelle aus denen sie entstehen. Ich habe an anderer Stelle[1]) bereits, im Anschluss an die letzthin von Plato

[1]) Deutsche Med. Wochenschr. 1919, Nr. 5.



stammende bekannte Dreiteilung des seelischen Erlebens in Vorstellung, Gefühl, Wille, die folgenden drei psychogenen Quellen oder der Wurzeln der Einteilung zugrunde gelegt, wenn sie auch vielleicht niemals im Fluss der wirklichen seelischen Abläufe ganz isoliert voneinander wirksam sind und nur Kombinationen aller drei Richtungen und Uebergänge bestehen.

Es sind 1. die noogene Wurzel (von ϑοῦς, der Verstand), d. h. die Entstehung durch Gedanken, Vorstellungen, Erinnerungen;

2. die thymogene Wurzel (von ϑυμός, Gemüt), d. h. die Entstehung aus Gefühlszuständen heraus durch Gemütsbewegungen, Affekte;

3. die epithymogene Wurzel (von ἐπιϑυμία, Begierde), d. h. die Entstehung aus Begehrungsvorgängen, Wünschen, Willensstrebungen.

I. Die noogenen, durch Vorstellung bedingten psychogenen Zustände.

Es ist eine bekannte Beobachtung, dass bei vielen Menschen die Schilderung, d. h. die Weckung der Vorstellung von krabbelndem Ungeziefer, von Läusen, Flöhen usw. genügt, um bei ihnen Juckempfindungen in aller Wirklichkeit auftreten zu lassen, sie im wahren Sinn des Worts zu vergegenwärtigen. Analog wird von Flaubert berichtet, dass er schwere Darmstörungen und Erbrechen durchmachte in der Zeit, als er diese Symptome der Arsenikvergiftung bei seiner Romanheldin, Frau Bovary, sich mit aller Genauigkeit innerlich vorstellte und niederschrieb. „Mich juckts schon, mir wird schon schlecht, wenn ich davon höre,“ ist eine Redeweise, die diesen seelischen Vorgang durchaus richtig wiedergibt.

Wieviel die intensive Vorstellung, das Sichhineinversetzen in einen fremden Seelenzustand vermag, zeigt ein Beispiel der Wiener Aerzte Breuer und Freud.

Ein Mann wohnte der Kniegelenksoperation seines Bruders bei; in dem Moment, als das steife Bein mit einem Krach eingerenkt wurde, empfand der zusehende gesunde Bruder einen durchdringenden Schmerz im eigenen Knie und ist diesen psychogenen Schmerz ein Jahr lang nicht ganz los geworden.

Bekannt sind die Beschwerden der jungen Medizinstudierenden, die jeweils die Krankheitszeichen an sich verspüren, von denen sie gerade in der Vorlesung hören, oder Beispiele sehen.

Eine zu intensive Beobachtung der Organfunktionen, unrichtige Vorstellungsweisen über ihre Tätigkeit kann adäquate Beschwerden und vermeintliche Krankheitszustände, aber auch objektive Störungen, z. B. des Pulses herbeiführen, besonders dann, wenn, wie wir im zweiten Teil sehen werden, furchtsame Erwartung oder andere Emotionen sie begleiten. Die Ueberzeugung, diese oder jene Speise sei zu schwer gewesen oder zu

gewisser Tageszeit schwer verträglich, genügt, um unter Umständen Magen- oder Kopfschmerzen, Durchfall oder Verstopfung auf psychogenem Wege zu bewirken. Wird dieselbe Speise unwissentlich oder etwa in angeregter Unterhaltung, unbeachtet genossen, so wird sie vielleicht vorzüglich vertragen. Es ist überaus bedeutsam und besonders durch die Freudsche Lehre von der Verdrängung uns bekannt geworden, dass solche Organwirkungen im Sinne der Störung wie der Wiederherstellung auftreten können, obwohl, oder gerade weil der Betreffende den inneren Zusammenhang und psychischen Anlass völlig aus seinem Bewusstsein verloren, „verdrängt hat“.

Ein eindringliches Beispiel solcher unbewussten Wirkung berichtet Murri[1]) von einem Arzt, der zu seiner eigenen Ueberraschung eines Tages bemerkte, dass er bei jeder Tunnelfahrt einen Anfall von Herzbeklemmung bekam, der ihm auch lange Zeit unerklärlich blieb. Erst spät — die Störung dauerte drei Monate — erinnerte er sich der seelischen Quelle, namentlich der Lektüre von einem in Italien Aufsehen erregenden Morde, der damals bei einer Tunnelfahrt an einem Ingenieur verübt worden war und tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Eine Dame, die an harmlosem Muskelreissen leidet, hört, dass bei Rheumatismus Herzleiden entstehen könne. Ohne zu wissen wie, fühlt sie am nächsten Tag Herzstiche und Herzklopfen. Wenn der untersuchende Arzt in solchen Fällen von „Herzneurose“ ein gesundes Herz feststellt, und die Ueberzeugung davon einpflanzt, so kann damit das Leiden, das eine Wirkung der irrigen Idee war ohne weiteres beseitigt sein. Diese psychische Orthopädie mittels Aufklärung über die seelische Natur des Leidens (besonders weitgehend von O. Rosenbach, Eschle und Dubois vertreten) spielt eine wichtige Rolle in der Behandlung nervöser Leiden und ihre Verbreitung in weiteste ärztliche und Laienkreise könnte manche andere Kur ersparen.

Zahlreich sind auch die durch die Vorstellung oder nennen wir es ruhig Einbildung und Suggestion entstandenen Beschwerden, z. B. nach manchen Medikamenten: Eine Dame hört von einer Freundin, dass Bromsalz schwäche, dass Aspirin das Herz angreife und von Stund an kann sie nicht die kleinste Menge davon vertragen. Umgekehrt wirken auch zahlreiche Reklamemittel lediglich durch die mit ihnen verknüpfte Heilvorstellung, wobei oft ein geschickt gewähltes Wort oder Bild oder die Berufung auf das Zeugnis von Professoren, Fürsten usw., das suggestive Vehikel bildet.

Während des Krieges haben wir tausendfach beobachten können, wie der Gedanke, durch eine Detonation das Gehör, durch giftiges Gas oder Schreck die Sprache verloren zu haben, durch Verschüttung gelähmt zu

[1]) A. Murri, Ueber die traum. Neurosen. Uebers. von Cerletti, G. Fischer, Jena 1913, S. 22.



sein, auf Monate, ja bei ungenügender Behandlung auf Jahre hinaus Taubheit, Stummheit und Lähmung wirklich herbeiführte, besonders leicht dann, wenn unzweckmässige Aeusserungen der Umgebung, der Kameraden, des Heilpersonals oder auch des ersten überraschten Arztes (Schlagworte wie Nervenschock, Gehirnerschütterung usw.) in diesem Sinne eingewirkt hatten.

So sehen wir hier überall schon, neben dem noogenen Faktor die Suggestion, den Glauben mit im Spiele, also ein Gefühlsmoment, einen thymogenen Faktor, der uns bald mehr beschäftigen wird.

Wieweit die Macht der Vorstellung reicht, wieviel formende Kraft die Ideen besitzen, wenn dieser Faktor ihnen die Wege bereitet, ist aus den hypnotischen Experimenten bekannt. In dem merkwürdigen Zustand der tiefen Hypnose vermögen wir ja dank der künstlich gesteigerten Suggestibilität der Versuchspersonen alle möglichen körperlichen und seelischen Veränderungen, seien es Lähmungen, sei es Gliederstarre, sei es Taubheit oder Blindheit, Umwandlungen der Person und Sinnestäuschungen aller Art in abenteuerlichster Weise zu erzeugen und zwar lediglich durch die entsprechende Vorstellungserweckung und durch die Behauptung, dass es so sei. Umgekehrt, wenn auf irgend einem psychogenen Wege derartige Zustände entstanden waren, vermögen wir sie in der Hypnose durch die Gegenbehauptung suggestiv zu beseitigen.

Dank dieser erhöhten Beeinflussbarkeit der menschlichen Seele in der Hypnose wurden in der Kriegszeit derartige Krankheitszustände der Soldaten in tausendfachen Beispielen beseitigt, wobei ich bemerken will, dass die Soldaten infolge ihrer Gewohnheit sich bedenkenlos unterzuordnen und dank anderer günstiger Einwirkungen auf die Stimmungslage überaus leicht hypnotisierbar waren [1]).

Bevor wir das hiermit schon gestreifte Gebiet der zweiten seelischen Wurzel, der thymogenen, betreten, will ich wenige Worte noch einer Form von seelisch bedingten Erscheinungen widmen, die auch im tierischen Zusammenleben vorkommt und die als ein primitives Vorbild uns vielleicht das Verständnis der höheren noogenen Vorgänge erleichtert. Oft nämlich bedarf es noch nicht einmal eines klaren aktiven Vorstellens, eines Sichvergegenwärtigens der abnormen Zustände, um sie auszulösen vielmehr genügt schon der blosse Anblick, die zufällige Wahrnehmung eines solchen Zustandes bei den Mitmenschen oder Mittieren, um die völlig gleichen Erscheinungen durch die ganze Herde oder Gemeinschaft unmittelbar zu bewirken. Ich erinnere an die unwillkürliche Uebertragung des Gähnens, des Hüstelns, des Uhraufziehens, z. B. im Konzertsaal, bei gefesselter Aufmerksamkeit, und an gewisse Haltungs- und Bewegungsnachahmungen bei intensiver Unterhaltung.

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Vom Wesen der Hypnose". Deutsche med. Wochenschr. 1919, Nr. 49.



Wie ein erschrecktes Herdentier die ganze Gemeinschaft in sinnlose Flucht mitreissen kann, so sehen wir ferner besonders bei Kindern, wenn sie in Gemeinschaft sind, durch psychische Uebertragung Krämpfe, Zuckungen, Erbrechen, veitstanzähnliche Zustände entstehen, und ähnlich bei religiösen Sekten Exaltations- oder Verzückungszustände sich übertragen und unter Umständen zu wahren Epidemien ausbreiten. Ich erinnere nur kurz an die hysterische Zitterepidemie, die 1905 in den Meissener Schulen sich ausbreitete, und aus früheren Zeiten an die Krampf- und Besessenheitsepidemien in Klöstern, und die grossen Tanzepidemien am Ausgang des Mittelalters.

II. Die thymogene Quelle oder die emotionell entstandenen hysterischen Erscheinungen.

Dass Gemütsbewegungen, Gefühle, Affekte auf unsere Körperorgane, insbesondere auf Herz und Blutgefässe, ausserordentlich einwirken, ist eine bekannte, tief ins Volksbewusstsein eingegangene Erfahrung, die in zahllosen Redeweisen ihren sprachlichen Niederschlag gefunden hat: Das Herz pocht vor Freude, es will zerspringen vor Schmerz, es bleibt vor Schreck stehen, es war wie ein Stich ins Herz usw., oder: blass vor Angst, bleich vor Wut, Röte der Scham und des Zorns usw. Aber auch andere Wirkungen der Emotionen auf die Organe sind in Redeweisen investiert, wie: die Sache liegt ihm im Magen, macht ihm Kopfschmerzen, es schnürt ihm die Kehle zu, vor Schreck gelähmt usw. Nicht diese allgemeinen biologischen Vorgänge [1]), die nach Art von Reflexen unter Umständen bei jedem Menschen automatisch auftreten und selbst im tierischen Organismus ihr Gegenstück haben, nicht sie habe ich hier im Auge, sondern erwähne sie nur als primitives Vorbild für die folgenden komplizierteren thymogenen Vorgänge. Sie unterscheiden sich von jenen allgemeinen biologischen, ursprünglich vielleicht teleologischen Vorgängen vor allem dadurch, dass in der Emotion ihr organischer Endeffekt inhaltlich bereits determiniert liegt, gedanklich vorausgenommen war. So führt die Angst zu stottern, das Stottern herbei; so vermag die Furcht, den Urin nicht halten zu können, impotent zu sein, schwindlig zu werden, die Verwirklichung dieser Zustände zu bringen, die Erwartung, schwanger zu sein, die ängstliche wie auch die freudig hoffende, das Ausbleiben der Periode zu bewirken und in vereinzelten Fällen sogar alle anderen Symptome echter Schwangerschaft monatelang vorzutäuschen.

Derartige Wirkungen der ängstlichen, aber auch der freudigen Erwartung in bezug auf Vorgänge im eigenen Organismus sind in der Nervenheilkunde ausserordentlich bekannt, aber auch im psychologischen Experiment unmittelbar demonstriert worden. Ein gutes Beispiel findet sich

[1]) Reflexogene nach Bonhöffer.



bei Rumpf[1]) über die Frau eines Arztes, die spasseshalber mit andern Neugierigen zum SchäferAst gegangen war, um sein nur auf der Gläubigkeit der Menschen beruhendes Können zu erproben. Er nahm nach seiner Art einige Haare der betreffenden Dame und erklärte ihr: „Sie haben es links“. Am folgenden Tag hatte sie, die trotz Scherz offenbar von der Angst erfasst war, der Schäfer könne recht haben, auf der linken Seite heftige Beschwerden, fühlte sich bald schwer krank und bedurfte mehrerer Wochen, bis sie von ihrem psychogenen Leiden befreit wurde.

Moll[2]) berichtet neben anderen folgende hierher gehörende Beobachtung: Als Kaiser Friedrichs Kehlkopfkrebs in den Zeitungen viel erörtert wurde, liefen täglich neue ängstliche Leute zum Halsspezialisten, weil sie ähnliche Symptome verspürten.

Umgekehrt können Erwartung und gläubige Hoffnung auch für die Heilung äusserst wirksam sein, wie wir es bereits im ersten Teil sahen. Die Wunderheilung an der Lourdesquelle, der Glaube an ein Geheimmittel, an eine eindringliche oft von „einer alten Frau“ empfohlene Kräuterkur, Zitronen-, Spargelkur gehören hierher und auch der gelegentliche Erfolg des Besprechens einer Krankheit, die Stärkung des Segens, die Wirkung einer Verwünschung und Verhexung werden aus diesem Mechanismus verständlich.

Schon in der Friedenszeit spielten die thymogen entstandenen Scheinkrankheiten eine grosse Rolle. Ein Junge erhält eine Ohrfeige, dass ihm der Schädel brummt, es kommt ihm die Angst oder andere machen ihm Angst „jetzt bist du taub“ — und schon ist er taub. Eine Telephonistin erhält einen kleinen elektrischen Schlag, der ihr durch den rechten Arm geht, die Furcht steigt in ihr auf, dass er gelähmt sei, und nach kurzer Zeit stellte sich eine Lähmung ein. Bei jeder Epidemie, jedem Massenunglück, wie etwa Eisenbahnzusammenstoss, gibt es neben den wirklich Kranken und Verletzten, neben Hirnerschütterungen, Lähmungen, Schmerzzuständen aller Art eine Menge Nichtbeschädigter oder nur ganz Leichtbeschädigter, die lediglich psychogen die gleichen oder sehr ähnliche Zustände darbieten. Auch bei beruflichen Unfällen von Einzelpersonen stossen wir auf diese eigenartige Situation. Der Laie, der oft keinen Unterschied zwischen den beiden Zuständen zu sehen vermag, wendet solchen psychogen Erkrankten das gleiche Interesse oder wegen der Aufdringlichkeit ihrer Beschwerden noch mehr Mitleid als dem wirklich Verletzten zu (der Zitterer in Uniform an öffentlichen Plätzen) oder aber der Laie verfällt ins andere Extrem, dass er alles für Verstellung hält. Auch die Fachwissenschaft hat erst in jahrzehntelanger Forschung gelernt, die wirklichen organischen Unfallschäden von den

[1]) Rumpf, Th. Die Erhaltung der geistigen Gesundheit. Bonn 1919.
[2]) Moll, A. Der Hypnotismus. Kornfeld, Berlin, 4. Aufl., S. 386.

seelisch bedingten, „eingebildeten" einerseits und von den im ganzen seltenen Fällen von Simulation andererseits, zu unterscheiden.

Die ungeheure sozial-ökonomische und sozial-ethische Bedeutung, die diese Unfallnervenleiden besitzen — und ihnen entsprechend in jeder Hinsicht die sogenannten Kriegsneurosen der Gegenwart — wird verständlich, wenn wir folgendes erwägen:

1. Die Tatsache, dass die Personen, welche an solchen psychogenen, eingebildeten hysterischen oder funktionellen Zuständen leiden, mehr oder weniger fest überzeugt sind, eine ebenso echte, ebenso schwere, wenn nicht schwerere Krankheit zu haben, als die wirklich organisch Verletzten.

2. Die Tatsache, dass ihnen auf Grund unserer Unfallgesetze und den Militärpersonen nach ihrer Entlassung auf Grund des Militärrentengesetzes für jede Dienstbeschädigung eine Geldrente, Kuren usw. bewilligt werden müssen. Da aber die Rente um so grösser ist, je grösser die durch den Unfall oder infolge der Dienstbeschädigung entstandene Einbusse ihrer Erwerbsfähigkeit, so haben die Betroffenen das ganz natürliche Interesse, ihre wechselnden Schmerzen und Beschwerden keinesfalls zu gering darzustellen und ihre Arbeitsfähigkeit vor dem Gutachter möglichst niedrig erscheinen zu lassen. Damit aber ist bei einem Teil, keineswegs allen Beschädigten ein sehr fruchtbarer Boden gegeben für das Aufkeimen von Begehrungsideen, von Uebertreibung bewusster und unbewusster Art, Autosuggestionen, Nachlassen der Arbeitslust. Erfolgt nun ein unbefriedigender Rentenbescheid, so entwickelt sich mit dem Gefühl, ungerecht beurteilt zu sein, oft eine verbitterte feindliche oder gar paranoische Stimmung, ein Verbohren in die Autosuggestion, schwer krank und arbeitsunfähig zu sein und gegenüber den Heilversuchen bisweilen eine Krankheitstrotzeinstellung, wobei der Rentenkampf mit seinen aufregenden Nachuntersuchungen, Kontrollen, mit den Sorgen um die Existenz usw. die Zunahme der Nervosität begünstigt. Wie überall, wird auch hier — und darin liegen die schweren Konflikte für den ärztlichen Beurteiler — derjenige leicht mehr erhalten, der mehr schreit oder, wie Prof. Rieger einmal bitter sagte: „Prämien auf das Gewinsel." (Vgl. 3. Teil!)

III. Die epithymogenen Erscheinungen.

Doch wir sind mit diesen Ausführungen bereits in das Gebiet der dritten Quelle abnormer psychogener Zustände eingetreten, der durch Begehrung, Wünsche und Willensstrebungen bedingten Vorgänge. Sie sind nach neuerer Auffassung diejenigen Formen der psychogenen Zustände, die man heute als die hysterischen im eigentlichen Sinne von den andern abzugrenzen geneigt ist[1]) und deren neuzeitliche psycho-

[1]) Vgl. Bonhöffer, Zeitschr. f. Psychiatrie 68, 1911, S. 371.



logische Untersuchung uns wichtige Einblicke in die Schleichwege und Schlupfwinkel verschafft hat, auf denen der Selbsterhaltungstrieb und egoistische Instinkte im Unbewussten und Halbbewussten der Seele ihre Ziele verfolgen. Wenn ich hier auch nur unvollständig dieses Gebiet darzustellen vermag, so ist es doch der praktisch wichtigste Teil der mir heute gestellten Aufgaben.

Zunächst muss ich dabei zeigen, dass das innerliche Herbeiwünschen und Streben nach einem Krankheitszustand, etwa der Wunsch gelähmt zu sein, taub oder geisteskrank zu werden, tatsächlich unter Umständen diesen Zustand herbeizuführen vermag, ganz ähnlich, wie wir es von der Angst zu Stottern oder zu Erröten sahen.

Zweitens habe ich darzulegen, dass solches für das natürliche Empfinden geradezu perverse Streben nach körperlichem oder geistigem Kranksein oder, wenn ein solcher abnormer Zustand vorliegt, der Wunsch, um Gottes Willen nicht geheilt zu werden[1]), weit häufiger und in der menschlichen Seele in viel grösserer Bereitschaft liegt, als wir uns für gewöhnlich bewusst sind.

Schon unter Schulkindern sind uns mannigfaltige Beispiele solcher Zweckreaktionen, neben der natürlich auch vorkommenden Simulation, bekannt: Ein etwas nervöser Schüler, dem die Mathematik wenig liegt, bekommt morgens als er zur Schule soll, Magenschmerzen und Erbrechen. Eine Gelegenheitsursache dafür wird von den Eltern, bisweilen auch vom Hausarzt leicht gefunden. Da sich aber diese Erscheinungen regelmässig nur an Mathematiktagen zeigen und rasch mit gutem Appetit abklingen, wird klar, dass der Wunsch, von der peinlichen Stunde befreit zu sein, die epithymogene Wurzel der Erscheinungen darstellt. Ebenso kommen bei disponierten Kindern aus gleichen Tendenzen heraus Kopfschmerzen; Schwindel, Sehstörungen, Krämpfe, Zuckungen und selbst Lähmungen vor. Alle Mittel sind vergebens, bis durch längere Schulbefreiung oder Schulwechsel die hysterischen Reaktionen ihr geheimes Ziel erreicht haben und damit von selbst verschwinden.

Viel verbreitet sind auch die aus der natürlichen Faulheit des Menschen entspringenden Insuffizienszustände am Morgen, wenn der Moment des Aufstehens kommt: Gefühle der Schwäche, des Krankseins, von Fieber, Schwindel usw. melden sich da als Verteidiger des unbewussten oder uneingestandenen Wunsches, und sie verschwinden von selbst, wenn der Zwang oder die fortgeschrittene Stunde schliesslich das Aufstehen bewirkt hat.

Auch das Motiv nach Rache kann als epithymogener Faktor wirken. Wenn etwa der oben erwähnte Knabe nach seiner Ohrfeige zum Entsetzen des Lehrers nicht mehr zu hören scheint und trotz unversehrten

[1]) Montaigne sagt einmal: „Ich habe Kranke ärgerlich darüber werden sehen, dass der Arzt ihr Gesicht blühend und ihren Puls ruhig fand.“



Organs taub bleibt, so kann ebenso wie wir durch die Furcht sahen, auch der Wunsch, dem Lehrer eine schöne Bescherung zu bereiten, die Fixierung des Symptoms bewirken.

Ein Maurer verstaucht sich beim Absteigen vom Gerüst den rechten Fuss. Nach kurzer Zeit ist die Verstauchung abgeheilt. Die genaue ärztliche Untersuchung mit Röntgenbild usw. ergibt, dass alles in bester Ordnung ist. Der Maurer, der vielleicht längst keine Freude mehr an seinem Beruf hatte, erklärt nach dem ersten schwachen Versuch, die Leiter nicht besteigen zu können, weil der Fuss sofort furchtbar schmerze. Er beansprucht eine Unfallrente und will sich auf diesen Zuschuss gestützt als Portier, Aufseher u. dgl. durchschlagen. Alle ärztlichen Heilmittel und Kuren versagen. Im Gegenteil, der arbeitsgewohnte, jetzt untätige Mann klagt immer mehr, wird quengelig und nervös, besonders nachdem er schliesslich eine, seiner Meinung nach viel zu kleine Rente zugesprochen bekam. Es kommt zu dem schon oben geschilderten Rentenkampf, in dessen Verlauf sich weitere Störungen im Organismus entwickeln, wie Flimmern und Schwindel beim Blick nach oben, Herzklopfen beim Treppensteigen, Händezittern usw., alles Symptome, die ihm gerade den Maurerberuf unmöglich machen und deren letzte seelische Quelle trotz seiner ungeheuchelten Versicherung, er möchte gern wieder gesund sein, doch der geheime Wunsch ist, mittels einer grösseren Rente von ihm loszukommen.

Wie richtig diese der Unfallwissenschaft längst geläufige Deutung ist, hat die in der Schweiz z. B. erprobte einmalige Abfindung bei Unfällen bewiesen, ebenso bei uns, wenn bei nicht gewerblichen Unfällen statt der Rente die sofortige Kapitalabfindung eintrat. Hier klingen selbst bei Kopfverletzungen mit Gehirnerschütterungen regelmässig alle Erscheinungen in der für die Heilung normalen Zeitspanne ab, und jene langwierigen nervösen Ausgestaltungen, die in einem nicht unbeträchtlichen Prozentsatz der gewerblichen Unfälle sich entwickeln, treten dort überhaupt nicht auf.

Dass es in vielen Situationen des modernen Lebens zweckmässig ist, krank, leidend, erholungsbedürftig, unzurechnungsfähig, dienstuntauglich oder haftunfähig zu erscheinen und daher auch absichtlich vielfach erstrebt wird, bedarf keiner Hervorhebung; bei unseren epithymogenen Erscheinungen kann es sich natürlich nicht um solche klar bewussten Versuche und um bewusst falsche Angaben handeln, Vorgänge, die wir ja als Simulation und Betrug abzutun gewohnt sind. Die Schwierigkeit des Problems liegt jedoch besonders, wenn es sich um gerichtliche oder Rentengutachten handelt, darin, dass in der Seele keine scharfen Grenzen zwischen Simulation einerseits, halbbewusster, unbewusster und sozusagen instinktmässiger Vortäuschung und Uebertreibung existieren. Denn wir befinden uns hier auf dem bis ins dunkle Triebleben hinab-



reichenden Gebiet der Willensvorgänge mit seinen, dem Intellekt oft verborgenen, unbewussten Motiven und Zwecksetzungen, die unser Tun und Lassen weit mehr als wir uns bewusst sind, im geheimen lenken und deren psychologische Bedeutung wohl am überzeugendsten von Schopenhauer in seiner Abhandlung vom Primat des Willens im Selbstbewusstsein dargelegt ist.

Die wunderbare Zweckmässigkeit, die solche unbewussten epithymogenen Reaktionen für den Schutz und die Selbsterhaltung des Individuums oft verraten, wird sie den Aussenstehenden immer wieder leicht als kluge Absichtlichkeit verdächtig machen. Tatsächlich aber — und darin liegt die grosse Rechtfertigung bei der gutachtlichen wie bei der sittlichen Bewertung solcher Erscheinungen — tatsächlich besitzen jene unbewussten instinktiven Willensregungen einen Wirkungsbereich und Einfluss auf unsere körperlichen Organe, z. B. die Herz-, Gefäss-, Darmmuskulatur, die den bewussten absichtlichen Leistungen des Willens überhaupt nie möglich wäre.

Der Krieg hat auch auf diesem Gebiet überaus lehrreiche Massenexperimente geliefert. Während seiner langen Dauer keimte unter den fürchterlichen körperlichen und seelischen Strapazen auch bei tapferen und ehrliebenden Männern der begreifliche, oft vor sich selbst nicht eingestandene Wunsch auf, durch ein „Heimatschüssle“ der Hölle des Schützengrabens in Ehren entzogen zu werden.

Ein junger, schon lang im Feld stehender Soldat erhält durch Granatsplitterverletzung eine Fleischwunde des Vorderarms. Er gelangt wegen der guten Heilaussicht nur bis zum Feldlazarett zurück. Die Verletzung ist nach wenigen Wochen ausgeheilt, und damit steht die Rückkehr zur Truppe bevor. Der vorher geduldige Patient klagt jetzt aber über Schmerzen in der Hand, über Schwäche im ganzen Arm, während die Aerzte mit voller Sicherheit feststellen können, dass nur eine harmlose Narbe zurückgeblieben ist. Alle Heilmassnahmen bleiben einflusslos. Es entwickelt sich vielmehr eine richtige sogenannte funktionelle oder hysterische Lähmung des ganzen Arms, die den Soldaten ebenso dienstunfähig macht, wie die schwerste Knochenzertrümmerung.

Wenn auch der Wunsch als Vater der Symptome hier jedem leicht erkennbar ist, so bleibt doch der Kranke selbst von seiner Lähmung und der Entstehung durch den Schuss überzeugt. Er wird schliesslich in die Heimat gebracht, als sog. Neurotiker im Nervenlazarett mit Suggestivbehandlung und der Versicherung, zunächst vom Heeresdienst verschont zu bleiben, ohne weiteres geheilt und nach Erprobung zu seinem früheren Landwirtsberuf auf ein Jahr entlassen.

Als die Wiedereinziehung erfolgt, setzt nach dem ersten kleinen Marsch der epithymogene Schutzmechanismus prompt ein, indem der Arm zur rechten Zeit wie früher erschlafft oder in anderen Fällen, durch

neue hysterische Symptome wie Krämpfe, Kopfschütteln, Sprachlähmung die Kriegsdienstunfähigkeit bewirkt wird. Auch hier gelingt die Heilung in derselben Weise wie früher.

Ein Meldereiter wird vom Pferd geworfen, als dieses durch einen Granateinschlag erschrickt. Er ist unverletzt, sein erster Gedanke ist: „wenn deine Beine kaputt sind, brauchst du nicht mehr zu reiten", und nach kurzer Zeit entwickelt sich eine Steifigkeit in den Beinen, die ihn völlig geh- und stehunfähig macht. Er kommt schliesslich in nervenärztliche Behandlung wie der Vorige und wird, nachdem der Trieb der Selbsterhaltung sein Ziel erreicht hat, rasch geheilt.

Ein etwas eigenartiger, schon in Zivil öfters „nervös" erkrankter Soldat wird wegen Fahnenflucht in Haft genommen.

Bei der ersten Vernehmung verfällt er in einen Zustand völliger geistiger Erstarrung (Stupor); er reagiert auf keine Frage, keine Aufforderung, auch nicht auf tiefe Nadelstiche. Erst unter dem Schutz der Irrenanstalt oder nach erfolgtem Freispruch kommt er allmählich oder plötzlich zur Norm zurück: Flucht in die Krankheit nach Freud, Abwehr-Zweckreaktion (Cimbal, Pönitz, Mörchen u. a.), Vorgänge, die ja auch aus der zivilen Strafhaft dem Psychiater längst geläufig sind.

Tausende solcher Lähmungen, Krampfanfälle, Taubheit und Blindheit, von scheinbar unstillbarem Gliederschütteln und -zittern, wie man sie in den Großstadtstrassen oft sah, von Schmerzzuständen aller Art und auch hysterische Geistesstörungen obiger Art[1]), die im Anschluss an Granateinschlag Verschüttung und schreckhafte Eindrücke oder nach Straftaten entstanden waren, sind, sowie sie psychogen entstanden, auf psychogenem, suggestiven Wege geheilt worden.

Wie sehr hierbei der Wille zum Krankwerden und Krankbleiben massgebend ist, wurde bewiesen durch die Feststellung, dass in den Kriegsgefangenenlagern in Deutschland — denn die englische, französische, russische Seele verhält sich hierin nicht anders als die deutsche — dass bei den Kriegsgefangenen solche hysterischen Zustände zu den grössten Seltenheiten gehörten, dass vielmehr die mit solchen Krankheitserscheinungen aus den Kämpfen eingelieferten und damit vor Not und Tod zunächst geschützten Gefangenen ihre zwecklos gewordenen Symptome rasch verloren. Erst wenn eine Auswahl der Kranken zwecks Austausch für die Schweiz oder dgl. bevorstand, tauchten neue hysterische Zeichen auf.

Auch die Revolution mit dem Ende des Kriegs und der militärischen Strenge beseitigte bei vielen Insassen der Nervenlazarette, wie hier besonders Kurt Singer feststellen konnte, die hysterischen Schutz-

[1]) Vgl. Raether, Neurol. Zentralblatt 1918, Nr. 5.



symptome, deren die Betroffenen nun nicht mehr bedurften. Freilich meldeten sich später viele von ihnen wegen Rückfalls und um Renten zu erlangen, wieder bei den Staatsbehörden, und in den kommenden Jahren werden, je schwerer der Kampf ums Dasein, um so mehr dieser Ansprüche auf Rente ärztlich zu entscheiden sein. (Ihre Zahl ist bereits sehr hoch.) Die Aufklärung der weitesten Kreise über das Wesen solcher zwar nicht simulierten, aber doch an sich heilbaren, hysterischen Leiden ist daher ausserordentlich wichtig. Denn nur so kann Erbitterung, falsche Parteinahme einerseits, unnötig schwere Belastung der Staatsfinanzen mit Herabdrücken der Arbeitsmoral andererseits vermieden werden, und nur so auch ein besseres Verständnis für die schwierige Aufgabe der nervenärztlichen Begutachtung und Behandlung, bei der freilich Unvoreingenommenheit, Wohlwollen und Humanität bewahrt bleiben muss, herbeigeführt werden zum Nutzen der Leidenden selbst und ihrer Angehörigen, die meist die Krankheit in ihrer Schwere überschätzen.

Nur mit wenigen Worten vermag ich zum Schluss die Frage nach dem tieferen, man könnte sagen metaphysischen Sinn der hysterischen Erscheinungen zu streifen.

So zahlreich und sozial bedeutungsvoll, wie wir sahen, die letzte, eigentlich hysterische Form der psychogenen Zustände ist, so ist es doch schliesslich nur ein Bruchteil von Menschen, die auf seelische Erschütterung und Bedrohung ihres Ichs mit dieser Flucht in die Krankheit reagieren, nämlich Menschen, die auf Grund einer meist ererbten Disposition zur Psychopathie neigen. Zwar kann auch der psychisch Vollwertige, erblich nicht Belastete bei heftigsten Einwirkungen, wie Erdbeben- und Kriegskatastrophen gezeigt haben, schwere Schreckzustände mit motorischen und vasomotorischen Erscheinungen (Ohnmacht, Zittern, Versagen der Glieder usw.) erleiden, aber doch nur in der Art vorübergehender, von selbst abklingender oder abgeschüttelter reflexartiger Reaktionen. Aber er, der Vollgesunde, bringt es nicht fertig, sich jener bei erblich Disponierten so leicht einspielenden hysterischen Mechanismen zu bedienen und sich bei Gefahr und Seelennot in Krankheitszustände zu verstecken. Er appelliert nicht mittels der aufsehenmachenden hysterischen Zustände und all den Hilflosigkeiten an das Mitleid und die Schonung der Mitmenschen — denn dieser Appell an die Hilfe der Artgenossen ist nach meiner Auffassung der tiefere Sinn aller hysterischen Erscheinungen — nicht nur weil der Gesunde ein strengeres Gesundheitsgewissen, wie Cohnstamm es nannte, besitzt, weil er moralisch stärker ist, sondern weil ihm auch die atavistischen Mechanismen der erblich Belasteten offenbar nicht zu Gebote stehen, biologische Schutzeinrichtungen, deren ursprünglicher Zweck uns vielfach nicht mehr verständlich ist, deren Urbild wir aber z. B. in dem Reflex des sich Totstellens der Käfer und der Spinnen bei Bedrohung und Gefahr oder in



dem Erstarren der Stabheuschrecken bei gewissen äusseren Eindrücken erkennen können.

Schluss.

Es ergibt sich somit — und der ethische Gewinn soll ja der letzte aller Forschung sein — folgende praktische Forderung:

Für die Gesunden, dass sie ihren Mitmenschen, die auf diesem Seelengebiet konstitutionell unterlegen sind (sonst, etwa künstlerisch, voll oder gar höherwertig sein können), Toleranz und Anteilnahme nicht versagen, ihre Leiden wenigstens als subjektive anerkennen, gleichzeitig aber ihrer Neigung den Verantwortlichkeiten und Härten des Lebens durch hysterische Schutzmechanismen auszuweichen, besonders bei der Erziehung keinerlei Vorschub leisten.

Für die hysterisch Disponierten, nachdem sie die psychogene Natur ihrer Leiden erkannt haben, sich ihnen nicht mehr wie wirklichen Krankheiten hinzugeben und sie dadurch nur zu verstärken, sondern sich mutig von ihnen abzuwenden, in der Ueberwindung ihrer Schwächen ihren Stolz zu suchen und tatsächlich sich dadurch neue Kräfte zu erringen nach Goethes oft zitiertem Wort:

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
nimmer sich beugen, tapfer sich zeigen,
rufet die Arme der Götter herbei.“

Und sie werden mit diesem Entschluss allein schon sich zu sittlich höheren, sozial leistungsfähigeren für das Weltgetriebe, in ihrer Sonderart wertvollen Menschen emporschwingen.

Schulpsychologische Intelligenzprüfungen und der Aufstieg der Begabten.

Von Dr. med. **Max Cohn**, Berlin N. 20.

Nach einem in der psychologischen Gesellschaft zu Berlin am 27. Februar 1919 gehaltenen Vortrage.

In seinen „Reden an die deutsche Nation“ weist Fichte auf Pestalozzi als den Mann hin, von dessen Erziehungsarbeit der Geist der Rettung verheissenden Neuordnung des deutschen Volkes ausgehen könne, und spricht zugleich über den Nutzen der allgemeinen Volksbildung folgendermassen sich aus: „Ein Volk, welches bis in die untersten Schichten hinein die tiefste und vielseitigste Bildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit, unbesiegbar für seine Nachbarn, beneidet von den Zeitgenossen oder ein Vorbild der Nachahmung für sie.“

Mehr als hundert Jahre sind seit Fichte und Pestalozzi dahingegangen, ohne dass die Grundsätze des einen und die Mahnungen des anderen im deutschen Volke einen Ort gefunden haben. Wir stehen heute noch vor der gleichen unerfüllten Aufgabe, die bereits sie beschäftigt hatte. Die gleichen Nöte und Erwägungen, denen sie sich gegenübersahen, erfüllen uns heute, nur noch in mehr potenziertem Grade. Wie noch stets in den Zeiten des Niedergangs und Elends wenden sich die Blicke einsichtiger Männer auch heute auf die Hebung und Umwandlung der Volksbildung und die Erziehung der Jugend. Hierin erschauen sie mit Recht die Hebel, mittels deren ein neuer Aufstieg und neues Leben aus den Ruinen und dem Schutt des Alten und Ueberlebten sich anbahnen lassen und erblühen können. In der Not und dem Jammer, die dem Unglücksjahre 1807 folgten, war es Fichte, der zur Wandlung in der Erziehung des Volkes mahnte. Nach dem Leid des dreissigjährigen Krieges war es Ludwig v. Seckendorff, der in seinem „Teutschen Fürstenstaat" (1656) für eine Reform des Volksunterrichtes energisch eintrat. Er führte u. a. darin aus, dass „an Auferziehung der Jugend in einem Regiment sehr viel gelegen, ja, dass von den Leuten selten ein ander Leben, Tun und Wandel zu hoffen sei, als wozu sie von Kindesbeinen an erzogen und gewöhnet worden". „Ist nun solche Erziehung und Gewöhnung gut und tauglich, so hat man sich auch redlicher und geschickter Leute beim Regiment in allen Ständen, widrigenfalls aber nichts anderes, als eines unartigen und wilden Wesens zu versehen."

Schon lange vor dieser Zeit, in der der Renaissance, gleichfalls einer Periode der Not und Umwandlung aller vorher geltenden Werte, zeigt sich in dem damals lebenden Geschlecht ein ähnliches Vorgehen und Verständnis für die Durchführung der allgemeinen Volksbildung. In der Erkenntnis, dass sie das wahre gesellschaftliche Band und Vereinigungsmittel für alle Volksgenossen ist, werden bereits im Zeitalter der Renaissance Intelligenzprüfungen zum Zweck der Auslese unter den Berufenen vorgenommen. Aehnliches zeigt sich vor und in der Zeit der grossen französischen Revolution.

Aus gleichen Ueberlegungen und der gleichen Notlage heraus schreibt z. B. im Jahre 1772 der ältere Mirabeau an Karl Friedrich von Baden, den Begründer des ersten deutschen Lehrerseminars in Karlsruhe und Physiokraten: „Das Entscheidende für das Glück der Menschheit ist der Volksunterricht.... Nur das Volk, die Gesamtheit aller Meinungen und alles Willens, kann über die Bewahrung Ihrer väterlichen Einrichtungen wachen und die erste aller Sorgen muss sein, auch den Geringsten von seiner Kindheit an aufzuklären, dass er es verstehen lerne, welchen persönlichen Vorteil auch er an der Durchführung und Erhaltung der Grundsätze habe, die für die Gesamtheit nützlich sind!"





Turgot, der grosse Sozialreformer und Finanzminister, der von Ludwig XIV. angesichts des drohenden Staatsbankrotts und am Vorabend der grossen französischen Revolution zur Regierung gerufen wurde, gleichfalls wie Karl Friedrich von Baden, ein Anhänger und Schüler Quesnay's, des Begründers der physiokratischen, besonders für die Förderung des Bildungswesens eintretenden Schule, zugleich Mitarbeiter an dem grossen Werke der französischen Enzyklopädisten, hatte mit gleichem Scharfsinn, wie alle für das Wohl des Volkes wahrhaft ehrlich eintretenden Männer, und dank seiner physiokratischen Richtung das für dessen Glück Erforderliche und Entscheidende im allgemeinen Volksunterricht erkannt. Neben seinen viele andere Gebiete der Volkswirtschaft angehenden Reformplänen hatte Turgot auch den eines einheitlichen Unterrichts von der Elementarschule an bis hinauf zu den Akademien ausgearbeitet. Die erste Skizzierung einer Einheitsschule! So forderte er u. a. bereits für jedes Kirchspiel Lehrer, die neben den Elementarfächern auch sozialen Unterricht erteilen sollten, und suchte hiermit dem von seinem grossen Lehrer und Zeitgenossen Quesnay geprägten Ausspruch einen realen und guten Ausdruck zu geben: „Die öffentliche Meinung ist es, die das Schwert führt."

Wir sehen sie dieses nicht nur führen, sondern auch wirksam werden in jener Zeit des Sturmes und Dranges und der Aufklärung, die der grossen Revolution voraufging, sie einleitete, begleitete und ihr nachfolgte. Auch hier wieder werden, wie schon in der Zeit der Renaissance, Inventaraufnahmen der menschlichen Intelligenz gemacht. In dem grossen Werke der französischen Enzyklopädisten d'Alembert's und Diderot's sind derartige Aufnahmen lexikographisch geordnet. Sie bieten erneut einen Beweis dafür, dass die gleichen Verhältnisse ähnliche Ideen aus sich heraus gebären und in Zeiten der Not und der Umwälzung die Fragen des Unterrichts neben den besonderen des Staats- und Wirtschaftslebens die führenden Geister stets stark beschäftigt haben und beschäftigen. Ohne weiteres begreifen diese, dass nur ein wirklich gut unterrichtetes Volk auch Verständnis haben kann für die Gesetze der Staats- und Volkswirtschaft und die Notwendigkeit der in deren Sinne und dem der natürlichen Ordnung erlassenen Massnahmen. Erst ein solches Volk vermag, um mit Nietzsche zu reden, sich „selber sein Böses und Gutes zu geben und seinen Willen über sich aufzuhängen wie ein Gesetz", während ein ungebildetes, ununterrichtetes, nicht erzogenes Volk tatsächlich „seinen letzten Wert wegwirft, wenn es seine Dienstbarkeit wegwirft". Daher ist eben die erste Aufgabe, das Volk zu erziehen, heranzubilden und ihm das Beste zu bieten, das die Kultur zur Zeit hervorgebracht hat.

In der Not unserer Zeit stehen wir in Deutschland jetzt vor ähnlichen Aufgaben. Wir müssen und wollen ihnen gerecht zu werden suchen.



Hierfür haben schon lange vor dem über uns jetzt hereingebrochenen Unglück viel einsichtige Männer Arbeit geleistet, gemahnt und gewarnt. Intelligenzprüfungen, Prüfungen der Kenntnisse, des Gedächtnisses, des Willens und ähnlicher Seelenfunktionen, Vorschläge zur Reformierung des Unterrichts in den Elementar- und höheren Schulen, desfallsige teilweise Reformen wurden unternommen und auch Inventaraufnahmen gemacht. All diese Vorarbeiten sind wichtig genug, um sie heute schneller als je zu verwenden, damit die Eingangs zitierten Worte Fichtes an unserem Volke endlich sich erfüllen, und „die tiefste und vielseitigste Bildung bis hinein in seine untersten Schichten“ ihm werden kann.

Allein während die Inventaraufnahmen und Untersuchungen der Intelligenz in den früher genannten Zeitläuften im grossen ganzen und zunächst mehr auf das Vorhandensein eines Wissens im allgemeinen sich gerichtet hatten und noch keineswegs, wie dies heute bei unseren Untersuchungen mit Recht gefordert wird, auf die Individualität als solche und im besonderen eingestellt waren, sind wir dank den vielen hierüber jetzt vorliegenden Arbeiten von Psychologen, Aerzten und Lehrern in einer bei weitem besseren und günstigeren Position als dies vordem der Fall war.

Vor allem gehen wir heute auf die Beurteilung der intellektuellen, gemütlichen und moralischen Prozesse in der einzelnen Person und auf deren Entwicklung als Totalität aus. Die älteren Untersuchungen in und nach der Renaissance waren jedoch mehr äusserliche und noch mehr weniger mechanischer Art und Natur. Eine Intelligenzprüfung, die sich z. B. nur auf das Gedächtniswissen, Religion, Rechnen u. dgl. beschränkt, gilt heute mit Recht als unbrauchbar. Eine derartige Prüfung muss vielmehr neben der Gedächtnisleistung die Aufmerksamkeit, Auffassung der Sinneseindrücke, deren Verarbeitung und Verwertung, die Vorstellungen, deren Ablauf, dessen Ordnung in sich begreifen, auf den Willen, das Urteil, Schliessen, Selbstbewusstsein, auf den Erwerb und die Ausnutzung alten und neu hinzugekommenen geistigen Besitztums sich ausdehnen, wodurch dann tatsächlich erst die drei Hauptfaktoren, die für den Aufstieg in Betracht kommen, rein und nett sich klarstellen lassen: Die Begabung, die Intelligenz und das Gedächtnis. Hier sind dann auch das Alter, Geschlecht und die Herkunft des Geprüften zu berücksichtigen. Ist er aber bereits erwachsen, so kommen sein bisheriger Bildungsgang, seine Bildungsgelegenheit und -möglichkeit und sein Beruf als berücksichtigenswerte Momente zu alldem hinzu. Allein selbst diese eingehende und möglichst alle Faktoren einschliessende Prüfung ist noch nicht einmal völlig ausreichend. Denn gemütliche Erregungen, Aengstlichkeit, Erschöpfung, eine zeitige Indisposition geistiger, seelischer oder körperlicher Natur u. dgl. mehr, können Mängel vortäuschen, die ohne jene Einflüsse bei dem Examinanden überhaupt nicht vorhanden sind oder wenigstens nicht über das gewöhnliche Mass hinausgehen. Die Intelligenz



des Prüflings kann durch all jene Hemmungen gerade zurzeit gleichsam verdeckt worden sein, während sie sonst das erforderte Mass vielleicht sogar übersteigt. Es ist bekannt, dass Individuen trotz guter Kenntnisse und sonstiger guter Begabung jedes von ihnen geforderte Examen nur mit Mühe bestehen. Stets sind sie hierbei befangen, während ihre Gegenseite, die „Examensmenschen“ selbst bei geringen Kenntnissen ihre Prüfungen gut abschliessen, wobei ihnen ihre Geistesgegenwart, Fassung, Unerschrockenheit, Willenskraft, verbunden mit einem gleichsam instinktiven Gefühl für das hauptsächlich Nötige, treffliche Dienste leisten. Man wird diesen Personen jedenfalls einen sehr erheblichen Grad von Intelligenz zuschreiben müssen, mittels dessen sie eben ihre Erfolge erreichen. Denn Intelligenz ist die Fähigkeit, unerwarteten Forderungen und neu gestellten Aufgaben gerecht zu werden. Intelligenz ist geistige Selbständigkeit. Sie beruht im grossen ganzen auf der Herauslösung alter Vorstellungsverbände aus ihren Verknüpfungen und auf der Substituierung (Ersetzung) durch neue, der gestellten Aufgabe entsprechende Komplexe. Der Examinand muss seine Assoziationsbreite vergrössern können, indem er Vorstellungen, die bei ihm sonst nur lose sich verbinden oder gar nicht miteinander verknüpft sind, aus weiter abliegenden Komplexen herbeiholt und neu einordnet. Er schaltet hierbei einfache, gleichsam automatisch ihm sich aufdrängende Assoziationen aus und wendet sich bewusst auf schwächere hin! Indem er diesen gegenüber eine grössere Energie, eine stärkere Willensbetonung entfaltet, als in anderen Fällen dies bei ihm geschieht, und demgemäss gerade die betonten Assoziationen aus den übrigen heraushebt, beweist er eben seine Intelligenz. Deren Leistung zeigt sich hier deutlich mit dem Willen verknüpft, ja fällt häufig geradezu mit ihm zusammen. Das dient zugleich zur Erklärung des Verhaltens der beiden genannten Arten von Examinanden. Verschiedene Willenskraft täuscht bei ihnen nur einen verschiedenen Grad der Intelligenz vor!

Der kürzeste Weg, den eine Untersuchungsperson bei der von ihr geforderten Leistung einschlägt, wird sogleich zum Maßstab ihrer Intelligenz. Nur selten trifft man auf diese Modifikation der Intelligenz bei Kindern, wenigstens nicht bis zu einer gewissen Altersstufe. Dies kommt daher, dass sie nur ein relativ geringes Mass von Willensbestätigung besitzen, und ihre Aufmerksamkeit gleichfalls nur in einem relativ niedrigen Grade vorhanden ist. Das tritt besonders zutage, wenn ihre Aufmerksamkeit und Willenstätigkeit absichtlich und künstlich erregt werden und nicht spontan auf den Gegenstand sich lenken. Die Zeitspannung, in der sich dies alles zuträgt, darf aber auch nicht gar zu lange sich ausdehnen. Lassen doch selbst bei Erwachsenen Aufmerksamkeit und Willensenergie häufig genug zu wünschen übrig, um wieviel mehr bei Kindern, deren Phantasie umherschweift. Wille und Aufmerk-

samkeit sind indessen für die Intelligenzabmessung eines erwachsenen Individuums unumgänglich erforderlich, während sie für die kindlichen und jugendlichen Personen bis weit über die Grenze der Pubertätsjahre hinaus, nicht oder wenigstens nur zum Teil berücksichtigt werden brauchen. Die Aufmerksamkeit ist überdies an allen geistigen Vorgängen beteiligt. Sie kann daher zu einem indirekten Maßstabe für die Intelligenzhöhe der untersuchten Person werden. Für die Leistungen von Kindern und schulpsychologischen Intelligenzprüfungen in specie darf sie jedoch als ein indirektes Mass der Intelligenz immer nur mit Vorbehalt und vorsichtig gebraucht werden. Aehnliches gilt von dem Willen und auch von den weiterhin in Betracht kommenden seelischen Fähigkeiten der Kombination, Merkfähigkeit, Auffassungsgabe u. dgl., die alle als indirekte Maßstäbe der Intelligenz einer Person verwendbar sind.

In Hinsicht darauf scheint es mir von hohem Interesse, dass die Kantsche Definition der Intelligenz das bereits in sich schliesst, indem Kant sie als „die Fähigkeit eines Individuums“ erklärt, „mittels welcher es sich die Dinge vorzustellen vermag, die mittels ihrer eigenen blossen Beschaffenheit in seine Sinne nicht eingehen können“. Völlig im Sinne der erst später von ihm vertretenen Transzendentalität verlegt Kant hierdurch den Schwerpunkt nicht etwa in die Dinge und deren Reizwirkungen auf unsere Sinne, sondern in das Subjekt, d. h. in den ganzen Organismus des Menschen, in dessen gesamte funktionell vererbte und während seines Lebens erworbene Beschaffenheit und Reizfähigkeit, die zugleich die Bildungs- und Erhaltungsfaktoren des Menschen in dessen Totalität und insgesamt in sich fasst. Das weiter Bemerkenswerte ist aber, dass in dieser Definition Kants auch der Realismus zu seinem Rechte kommt; denn hier wird den Dingen als Kooperatoren neben und gleich dem Subjekt bzw. unseren Sinnen die ihnen gebührende Stellung von Kant durchaus zuerkannt. Allerdings ist diese Definition in einer vor der „Kritik der reinen Vernunft“ entstandenen Arbeit: De mundi sensibil, II (§ 3) enthalten.

In anderer, wenngleich etwas mehr eingeschränkter Weise zeigt sich die Stellung Wundts der Intelligenz gegenüber. Wundt definiert die Intelligenz als „die einheitliche Verbindung von Wollen und Vorstellen“ (Logik II) und an einem anderen Orte (Essays 4, S. 98) als „die Gesamtsumme der bewussten und im logischen Denken ihren Abschluss findenden Geistestätigkeiten“. In diesen Definitionen Wundts sind die Dinge und Begebenheiten als Mitfaktoren bei der Intelligenz nicht so klar herausgehoben wie in der genannten Kants; sie verlegen die seelische und geistige Funktion der Intelligenz gänzlich in die Subjek-

tivität und sind daher auch enger als die Kants und nicht so prägnant wie diese. Sie vermeiden aber gleich dieser jede Teleologie, während die heute modernste und gebräuchlichste Definition der Intelligenz, die von William Stern gerade auf den Gedanken der teleologischen Kausalität den Schwerpunkt legt und damit m. E. einen entschiedenen Rückschritt gegenüber Kant und Wundt bedeutet. William Stern definiert nämlich die Intelligenz als die formale allgemeine Fähigkeit eines Individuums sein Denken bewusst auf neue Forderungen einzustellen" und ferner „als die allgemeine Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen des Lebens". Damit gibt er zweifellos eine für didaktische und praktische Zwecke gut brauchbare, keineswegs aber uneingeschränkt und überall zulässige Definition. Noch mehr unverhüllt tritt das Teleologische in der Definition der Intelligenz von Rodewaldt hervor, der sie kurz und bündig: „Anpassung der Psyche an den Zweck" nennt, aber in dieser Art sie augenscheinlich nur für ärztliche und rein praktische Zwecke vertritt. Bei William Stern ist indessen die Hervorhebung des teleologischen Gedankens eine prinzipielle und auch nicht verwunderlich. Denn Stern fordert und vertritt bekanntlich für das ganze Gebiet der Psychologie den Gedanken der teleologischen Kausalität. Er glaubt ihn in seiner Idee von der Einheit der Person und in seiner Theorie des „Personalismus" kritisch herausarbeiten und beweisen zu können. Meines Erachtens ein vergebliches Bemühen! Denn der Zweckbegriff ist nur ein heuristisches, unterstützendes, kein konstituierendes, aufbauendes Prinzip. Er ist im Sinne Vaihinger's „Fiktion". Er hat nur auch so lange Geltung, als die Gesetze und Tatsachen einer Disziplin nicht nach einem einheitlichen Maße und dem einheitlichen, alleinigen und wirklich aufbauenden Gesetz der Naturkausalität sich sichten und richten lassen. Je mehr es gelingt, dieses alleinige Gesetz zu ergründen und damit die Eigengesetzlichkeit einer Disziplin für diese in den Vordergrund zu rücken, um so mehr tritt das teleologische Prinzip zurück, wie ein Gerüst, das den Bau vorbereitet und stützt; je mehr dieser seiner Vollendung naht, wird jener entfernt und muss entfernt werden, soll der Bau selbst nicht durch das vorher für ihn notwendige Zubereitungsmaterial verdeckt und verunziert werden! Das teleologische Prinzip, heute noch unentbehrlich nicht nur für den Bau der Psychologie, sondern den der Einzelwissenschaften, kann jedoch nicht deren eigentliches Gesetz und fundamentaler Grundsatz sein. Es ist und leistet dies eben für keine Disziplin, ganz gleich ob Philosophie oder irgend eine andere. Daher kann auch das Vorgehen Sterns keine kritische Herausarbeitung der Psychologie darstellen, wenn er auch dies

für sich in Anspruch nimmt. Er kann dies um so weniger, als er den Begriff der Person aus dessen idealer Geltung heraus sogleich und unvermittelt zu einem wirklichen Sachverhalt gestaltet und damit das Gelten und Sein „Person und Sache“, miteinander vermengt. Hierdurch scheitert eigentlich Stern sogleich im Anfang mit seinem ganzen Unternehmen, das in seinen Einzelheiten Vortreffliches bietet, in seiner Gesamtheit jedoch ihn zum Metaphysiker stempelt! Bei alldem bleibt jedoch, wie erwähnt, der praktische Wert der Definition Sterns und deren heuristisches Moment unbestreitbar. Sie grenzt u. a. die Gemüts- und Willensbeschaffenheit des Individuums sogleich voneinander ab, weist ihr innerhalb dessen geistigen Funktionen einen umschriebenen Bezirk an und erleichtert damit deren Prüfungsmöglichkeit. Das ist der Grund, weshalb sie, und mit Recht, gerade in pädagogischen Kreisen der höchsten Anerkennung sich erfreut. Allein mag die teleologische Methode in der Psychologie noch heute ihre Vorteile haben und nicht entbehrt werden können, weil eben unsere Einsicht in die Gesetze und Tatsachen der seelischen Wirklichkeit, d. i. der Seele, zu einer wirklich kausalen noch nicht sich erweitert und ausgestaltet hat, man darf deshalb noch keineswegs jene Methode als die letzthin gültige ansehen und sie, wie Stern dies will, sogar als endgültig beweisen wollen. Die Psychologie gerät damit in Gefahr, sich jeden Ausweg verlegt zu sehen, ganz abgesehen davon, dass das ganze Vorgehen Sterns nur dem Dogmatismus Vorschub leistet und dem Mystizismus Tür und Tor öffnet. Kritisch ist es keinesfalls! Die Wundtsche Definition der Intelligenz ist demgegenüber trotz ihrer Subjektivität und ihres ausschliesslichen Idealismus geradezu kritisch. Zwar berücksichtigt auch sie den Zweck, oder vielmehr das Wollen, sie stellt aber gleichzeitig das Vorstellen mit ihm in eine Linie und verfestigt eben damit die Intelligenz als einzelne seelische Erscheinung mit der Idee der Einheit. Diese Verfestigung der Intelligenz in dem Gedanken der Einheit mit der Mannigfaltigkeit und Vielheit der Merkmale, d. h. in der Unitas multiplex, die das Subjekt, den Menschen als Ganzes charakterisiert, dient zugleich der Auffindung des hier gültigen Prinzips selber und wird zum Leitmotiv und -faden, die uns erst tatsächlich zu der kritischen Methode verhelfen bzw. diese selber sind. Stern verspricht uns zwar eine solche Methode, kann sie aber nicht bringen, weil er, wie bereits angedeutet, Gelten und Sein identifiziert. Wundt und noch mehr Kant haben bei ihren Definitionen dies nicht nur vermieden, sondern weisen geradezu, wenn auch nur in nuce darauf hin, dass erst der Mensch in der Gesamtheit seines physischen und psychischen Besitzstandes der wahrhaft reale Sachverhalt ist, in welchem Gelten und Sein zusammenschmelzen, und dass er allein in und mit jenem



Besitzstande die Eigengesetzlichkeit der psychologischen Disziplin ausmacht und bietet (cf. meine Arbeit: „Ueber den Seelenbegriff" in dieser Zeitschrift). Nur auch erst mittels dieses Eigengesetzes finden die vielen Gesetze und Tatsachen der Psychologie ihre Erklärung!

Einen Beweis hierfür gibt u. a. die hier für uns vornehmlich wichtige Abgrenzung der drei eng miteinander verknüpften Seelenstrukturen, der Intelligenz, des Talentes und Genies. Die beiden letzten werden häufig genug miteinander konfundiert. Die Definition Wundts bietet zunächst schon einen Schutz vor dieser Verwirrung, weil sie Vorstellen und Wollen hier in eine Linie stellt und nicht etwa, wie dies Wundt sonst charakterisiert, die Funktion des Willens über die des Vorstellens erhebt. In allen drei genannten seelischen Strukturen, im Genie, Talent und der Intelligenz, sind das Wollen und Vorstellen ihnen integrierende und unbedingt notwendige Bestandteile. Das Talent ist eine nur einseitige Intelligenz, das Genie die spontane, allein aus sich heraus schöpfende bzw. die allseitige intelligente Befähigung des Geistes, und der Wille zeigt sich in allen drei Seelenstrukturen in sehr verschiedener Intensität; je nach dieser wird er auch dafür ausschlaggebend, ob der noch im Keime vorliegende seelische Strukturzusammenhang als Genie, Talent oder Intelligenz schlechthin sich entwickelt. Die Richtung des Willens zeigt sich indessen in ihnen verschieden und bestimmt hiernach deren Entwicklung, während die Vorstellungen bei ihnen sich nur in verschiedenem Grade abstufen. Beim Talent z. B. steht das Vorstellen auf einer niedrigeren Stufe als bei der blossen Intelligenz, bei dieser wieder auf einer tieferen als bei der Genialität; bei dieser jedoch erlangt das Vorstellen seine höchste Stufe. Im genialen Menschen steigert die Vorstellung sich zur künstlerischen Phantasie, die indessen stets mit der Wirklichkeit verknüpft bleiben und sie zur Grundlage haben muss. Die Phantasie des Genies darf und soll zwar die Wirklichkeit überfliegen und überflügelt sie tatsächlich, sie muss aber mit ihr in steter Berührung bleiben, um mit ihrer Hilfe wahre Idealität, wahre von der wirklichen sich unterscheidende Natur hervorzubringen. Denn erst aus der Wirklichkeit schöpft das Genie seine gestaltenden Gedanken, die es zu der Idealisierung der wirklichen Natur bedarf, quellen die idealisierenden Kräfte, die ihm ihrerseits den hohen Geistesflug und seiner Gestaltungs- und Einbildungskraft die Schwingen verleihen, mittels welcher es weitere Kräfte gewinnt, ähnlich hierin dem Riesen Antaeus, der durch seine stets erneute Berührung mit seiner Mutter Erde immer aufs neue zum siegreichen Kampfe sich stählt. Verliert das Genie die Wirklichkeit, schweift es mit seiner Phantasie in nicht mehr zur Wirklichkeit zurückführende, weitentlegene Fernen, so stürzt



es mit seinen Luftgebilden gleich Ikaros aus seinem Höhenflug. Sein Los ist Tod oder Wahnsinn! Daher müssen beim Genie, wenn es diesem Schicksal entgehen soll, Willen, Vorstellen und Tathandlung in einem steten harmonischen Einklang sich beieinander finden; es muss sie zwar aus sich herausschöpfen — denn freie Neuschöpfung ist sein Wesen — darf aber die Wirklichkeit darüber nicht verlieren. Ebenso wenig darf das Genie die einen jener seelischen und fundamentalen Kräfte über die anderen hinauswachsen lassen. An dieser Klippe scheitern jedoch leider häufig die genialisch Veranlagten und zerstören dadurch die in ihnen schlummernden, kaum erst geweckten Keime. Daher denn das Genie auch selten wirklich sich zeigt. Ein wahrhaftes kaum in einem Jahrhundert!

Ein anderes Bild gewähren das Talent und die Intelligenzen. „Es bildet ein Talent sich in der Stille und ein Charakter in dem Strom der Welt." Goethe hat mit diesem Ausspruch einmal die einseitige Veranlagung und Begabung des Talents treffend gekennzeichnet, die eben in der Begrenzung auf ein einzelnes inhaltliches Gebiet sich offenbart, wofür das Talent gerade der Einsamkeit und Stille bedarf. Dann aber zeigt er durch seine Gegenüberstellung von Talent und Charakter, dass jenes mittels der ihm nötigen Entfaltung des Willens, dessen Richtung und der hierbei aufgewandten Energie zunächst zwar sein von ihm gepflegtes und ihm besonders gelegenes Gebiet gleichsam aus sich herausschält und erweitert, damit zugleich aber die hierbei gestählte Energie, sobald es in den Strom der Welt sich geworfen sieht, dafür verwenden kann, die ihm sonstigen eigenen seelischen Fähigkeiten derart zu formen und herauszuarbeiten, dass sie ihm das besondere Gepräge des Charakters verleihen. Willensbetätigung, Beschaffenheit und Richtung des Willens sind sonach beim Talent nicht weniger ausschlaggebend als beim Genie. Allein, da die Begabung, auf die sie sich beim Talent beziehen, eine mehr begrenzte ist, so kann es, wenn es zufällig nicht in Berührung mit dem vollen Menschenleben kommt, in seiner Willensbetätigung und Energieentfaltung stets auf einer relativ niedrigen und abgegrenzten Stufe und Richtung beharren. Seine Intelligenz kann daher bisweilen nicht einmal die Höhe der im Leben uns gemeinhin begegnenden erreichen und erscheint geringer als sie in Wirklichkeit ist. Welchen schädlichen Einfluss das Fehlen der Lenkung des Talents durch einen kräftigen, vernünftigen und sittlichen Willen hat, zeigen uns u. a. die russischen Dichter und Künstler, deren Intelligenz, poetische und künstlerische, bisweilen Genialität erreichende Begabung durch diesen Mangel stark beeinträchtigt werden. Er kennzeichnet auch, als eine geradezu russische Eigenart, die Demokratie der Russen und deren Ideen in schlimmer Art, so dass Münsterberg mit Recht gegen die Identifizierung der westlichen Demokratie mit der russischen pro-



testiert, von welcher er sagt, dass „sie hinabziehe, während jene emporhebe“. Willensschwäche und Passivität führen hier zugleich mit Mangel an Ausdauer und Differenzierung zu einem Fatalismus und einer Widerstandslosigkeit, der Tolstoj ihren charakteristischen und poetischen Ausdruck gegeben hat, die für uns Deutsche jedoch nur verhängnisvoll und für unsere Kultur mit deren inneren Antrieben, sittlichem Halt und Charakter verderblich werden müsste.

Allein auch die Intelligenzen bedürfen des vollen Lebenswillens und der Differenzierung, um überhaupt sich zu offenbaren. Sie müssen einen relativ hohen Grad von Willensbeschaffenheit und -energie mit sich führen, einen Willen, der gleichsam aus sich selber sich heraustreibt, spornt und stählt, wodurch selbst sie dann zu jenem werden können, das sie erst wirklich über sie hinaushebt, zum Charakter, zur Persönlichkeit, in welcher gemütliche, sittliche und geistige Fähigkeiten harmonisch miteinander sich verknüpfen und zueinander stimmen. Selbst ohne jedes Schulwissen und jeden Unterricht kann die Intelligenz eines Individuums sich manifestieren, wenn auch in unserer Zeit der allgemeinen Schulpflicht dergleichen nicht mehr sich leicht findet und bestehen könnte. Denn *Bildung ist die zur vollen Entfaltung und Entwicklung gelangte innere Befähigung und Gestaltung eines Menschen.* Er kann sie durch das blosse Lebensgetriebe sich aneignen, ohne dass er ein Schulwissen hierfür benötigt. Dieses ist für die Bildung bzw. deren Erwerbung, da es ein Ausfluss der Gedächtnisleistung ist, zwar ein Unterstützungsmoment, und Unterricht und Uebung können es auch erleichtern, dass aus dem an sich toten Wissensstoff Werke des Lebens und Geistes sich bilden, aber die Bildung, die von einer Intelligenz erworben werden kann, braucht derlei Hilfen keineswegs. Dafür bietet u. a. ein anschauliches und treffliches Beispiel die Mitte Mai 1918 in Neapel verstorbene *Eusapia Palladino.* Sie war *ein bekanntes Medium,* konnte weder lesen noch schreiben, hatte weder Schulwissen noch Unterricht und hat doch es fertig gebracht, Dank ihrer das gewöhnliche Mass allerdings weit überragenden Intelligenz eine ganze Reihe namhafter und ernsthafter Gelehrter u. a. Lombroso, Schiaparelli, Richet und mehrere Kommissionen von Aerzten und Naturforschern mittels ihrer mediumistischen Produktionen zu überlisten. Allerdings wird dies heute in Abrede gestellt und auf die bei ihr und anderen Medien wahrgenommenen Phänomene hin eine besondere Wissenschaft — die Metapsychologie — vorbereitet. Schon in Hinsicht auf das Beispiel der Palladino sollte man indessen nicht mehr geneigt sein, Intelligenzen allein nach den Ergebnissen von Schulleistungen und Schulprüfungen zu bemessen. Denn *Intelligenz* ist tatsächlich etwas ganz anderes; sie ist *die Gesamtsumme von seelischen Er-*



scheinungen, Geistesfähigkeiten und -tätigkeiten; sie beruht auf Selbständigkeit und ist geistige, spontane Selbsttätigkeit; sie kann zwar durch Unterricht und Schulwissen gestützt und gehoben werden, keineswegs aber bezieht sie sich auf blosse Kenntnisse, Eingelerntes und derlei mehr mechanische Leistungen allein. Sie stellt einen Index der inneren Veranlagung, geistigen Reife und Fähigkeit eines Individuums dar. Nur weil man dieses ausser acht gelassen hat, ist auch das Ergebnis der lediglich auf Kenntnisse hin angelegten schulpsychologischen und sonstigen Intelligenzprüfungen bisher kläglich genug gewesen. Manches wurde hier für abnorm angesehen, das nachträglich als durchaus normal sich erwies. Die Schulkenntnisse der Prüflinge wurden zumeist und zunächst berücksichtigt. Man glaubte, diese dürften am allerwenigsten versagen, da doch jedem Kinde gewisse Elementarkenntnisse gleichsam eo ipso zukommen und selbst in der niedrigsten Klasse unserer Volksschule ihm gelehrt würden. Man hatte ferner kein Vergleichsmaterial an Normalen herangezogen und es auch nicht heranziehen können, da ein Normalmaßstab für Kinder gänzlich fehlt. Er mangelt aber auch für Erwachsene; daher denn auch die Psychiater ihre Methoden nicht auf wirkliche Normalserien beziehen; indessen ist man jetzt in der Psychiatrie am Werke, diesen Mangel abzustellen. Bei den Kindern würde überdies ein Normalmaßstab, selbst wenn er vorhanden sein könnte, nicht einmal ausreichen, da jede Altersstufe ihren besonderen Maßstab hat.

Eine der gebräuchlichsten und brauchbarsten Methoden ist die von Ebbinghaas (1895) angegebene Ergänzungs- (Kombinations-) methode, der damit eine grosse Reihe von Normalen auf ihre Intelligenz hin prüfte. Ihm folgte Ziehen mit einer gleichen, etwas modifizierten Methode an Kranken. Beide Methoden, die einmal in der Ergänzung ausgelassener Silben, dann in der Vervollständigung von nur in ihren Umrissen gezeichneten Bildern (Bildererklärungsmethode), drittens in der Herstellung sinnvoller Sätze aus zwei gegebenen Begriffen bzw. aus drei gegebenen Wörtern d. h. gleichsam mechanisch und mehr instinktiv optisch und logisch verwendet werden und in diesem Sinne von Riess, Masselon, Meumann, Heilbronner erweitert wurden, sind der eigentliche Kern von allen nachfolgenden Textanordnungen. Sie genügten aber weder dem Psychiater noch dem Psychologen, der die Intelligenzhöhe Jugendlicher zu beurteilen hat. Hier half erst das von Binet und dem Arzte Simon geschaffene Staffelsystem von Stichproben (Tests), das für jeden Jahrgang der jugendlichen Prüflinge einen Anhalt gibt und Auskunft erteilt (Altersstaffelmethode). Für deutsche Verhältnisse ist dieses Simon-Binetsche System von Lipmann und Bobertag übersetzt, ausgebildet und zu-



geschnitten worden. Sein bewährter Grundgedanke ist unverlierbar und international geworden. Da die Intelligenzfähigkeit in Grade fassbar und isolierbar ist, so ist ihre Prüfung ein Mittel für die Enthüllung der Struktur der Individualität, z. B. ob diese auf Talent oder Intelligenz hinweist, je nach der festgestellten Mehr- oder Minderleistung, ob die allgemeinen Schulleistungen auf wirkliche Intelligenz oder auf andere nicht intellektuelle Faktoren (Fleiss, Kenntnisse, Beobachtungsgabe, Auffassungsfähigkeit bzw. -grösse) zurückzuführen sind. All dies sind Grenzfeststellungen von hohem psychologischen Werte. Eine andere Hauptmethode bildet die in England besonders ausgebildete der Korrelation. Diese, von Pearson und Peerman eingeführt, beruht darauf, dass man Personen auf ihre Rechen- und Abschreibefähigkeit hin prüft. Hat ein Examinand in beiden Fähigkeiten z. B. die gleiche Nummer erhalten, so besteht zwischen ihnen die Korrelation 1, d. h. völlige Uebereinstimmung. Korrelation = 0 bedeutet, dass keine Uebereinstimmung vorhanden ist; die Höhe des Dezimalbruches zwischen 0 und 1 gibt die Stärke der Uebereinstimmung an. Diese Ergebnisse der Korrelationsmethode reichen jedoch nicht aus für eine wirkliche Intelligenzprüfung, da sie nur die Uebereinstimmung der Leistungen in verschiedenen Gebieten berücksichtigen, nicht aber den Ausgleich der einen Leistung durch eine andere, die einem differenten Gebiete angehört. Die Stichproben bedürfen daher noch eines Kriteriums, das ausserhalb eines jeden Experiments liegt und z. B. die Einschätzung durch den Lehrer erfordert, der die Examinanden in verschiedenen Fächern zu beobachten und kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Da aber der Lehrer von subjektiven Einflüssen gemeinhin nicht frei ist und in der Fähigkeit eines Schülers häufig sich täuscht, so ist die Schulleistungsfähigkeit nie ein korrektes Abbild der Intelligenz des Prüflings, zumal wenn der Examinator in jener allein dessen ganze Intelligenz sieht. Die Intelligenzschätzung ist recht schwer und kann nur zur Ergänzung und Kontrolle der Intelligenzprüfungen mittels der Stichproben der erwähnten Methode dienen. Einzelne Stichproben besagen überdies noch gar nichts für die Intelligenz als die allgemeine Leistungsfähigkeit der Psyche eines Individuums, als dessen Selbsttätigkeit; erst die vervielfältigte Anwendung der Tests, die Stichprobenreihen geben ein annähernd richtiges Bild. Unter ihnen hat die B.-S.-Methode ebenso wie die Korrelationsmethode von Pearson gezeigt, dass die Beziehungen zwischen Intelligenz und Schulleistungen durchaus nicht so eindeutige und enge sind, um aus ihnen richtige Schlüsse zu ziehen. Binet macht daher hier die

sehr feine Bemerkung: „la mémoire est la grande simulatrice de l'intelligence"; damit hat er zugleich die Klippe bezeichnet, an welcher fast alle Lehrer scheitern, die ihre Zöglinge nach den Schulleistungen allein zu beurteilen geneigt sind und hierfür blosse Gedächtnisleistungen heranziehen oder die schnellere bzw. langsamere Auffassungsgabe ihrer Schüler, gute Orthographie, Verständnis für geschichtliche Zusammenhänge u. dgl. mehr. Auch die Meinung, dass Kinder intelligenter, höheren Berufsständen zugehöriger Eltern eine grössere Intelligenz besitzen, als die aus niederen Ständen, beeinflusst häufig das Urteil der Pädagogen, die damit dem Begriffe der Erblichkeit eine falsche Nuance geben. Tatsächlich bewerten sie mittels all dessen Gedächtnis gleich Intelligenz und verfälschen damit ihre Urteile. Bei einer Umfrage Binets an zahlreiche Volksschullehrer antwortete ihm eine Lehrerin mit folgender für alle Prüfungen der Intelligenz als Leitmotiv brauchbaren Erklärung: „L'intelligence ne sert pas seulement à apprendre, elle sert surtout à faire sa vie!" Das Lebensgetriebe ist tatsächlich auch das Ausschlaggebende für die allgemeine Leistungsfähigkeit der Intelligenz, nicht aber sind es die Schulleistungen, deren Schätzungen immer nur ein Unterstützungsmittel für die Methoden der Intelligenzprüfungen sein können und vice versa. Der Lehrer bedarf, wenn er nicht selber psychologisch geschult ist, stets eines Fachpsychologen, der aber einerseits nicht des Lehrers entraten kann. Sonst geraten Schätzungen und Prüfungen in Gefahr, wertlos zu werden. Aehnlich ist die Gefahr, die aus der Anwendung aller möglichen einzelnen Stichproben bzw. Stichprobenreihen durch Psychiater, Nerven- und Schulärzte, je nach deren privater Liebhaberei, erwächst. Sehr brauchbare Testserien haben Rieger, Sommer und Ziehen angegeben. Ziehen wählt die Gesichtspunkte der Retention d. h. der Voraussetzung für das Gedächtnis und die Vorstellungsbildung aller Art, ferner der Vorstellungsentwicklung und Vorstellungsdifferenzierung, der Reproduktion und Kombination und reiht hieran die in seiner Klinik gebräuchlichen Prüfungs- und Fragemethoden. Ein in sich geschlossenes Testsystem hat der Russe Rossolimo mit seinen psychologischen Profilen (Profilmethode) aufgestellt. Hier wird eine Reihe von Stichproben zu einem Bilde der Individualität zu verknüpfen und aus ihnen ein Gesamtindex herauszuschälen versucht. Aufmerksamkeit, Wille, Merkfähigkeit, Gedächtnis, Auffassung, optisches Gedächtnis für Zahlen und Elemente der Rede, Kombination, Findigkeit, Einbildung, Beobachtung werden von Rossolimo an je 10 Experimenten geprüft. Die Anzahl der gelungenen Prüfungen wird graphisch dargestellt und als Ordinate in eine Skala von 10 eingetragen. Die Endpunkte der Ordinate werden miteinander zu einer Kurve ver-

bunden. Dadurch ergibt sich eine Art Profil, das Rossolimo „individuelles Profil“ nennt. Aus dem blossen Anblick der entstandenen, einer Fieberkurve ähnlich sehenden Kurve, und den für die geprüften seelischen Funktionen sich ergebenden Durchschnittszahlen erhält man eine Profillinie, durch welche die Gesamtbeschaffenheit des Prüflings resp. Patienten charakterisiert ist. So kommt Rossolimo zu einer Gruppeneinteilung, die in der Gruppe (1—4) Imbezillität. (4—6) geistige Debilität und darüber hinaus die verschiedenen Grade des Normalen fasst. Die Erfolge dieser Methode sind günstig; denn die nachträglichen Erkundigungen bei den Anstaltsleitungen haben die mittels der Profilmethode gestellte Diagnose bzw. die Beurteilung der geprüften Personen hinsichtlich ihrer Intelligenzstufe im wesentlichen bestätigen können. Diese hier besonders geschilderten Methoden, deren es noch viele andere hier nicht erwähnte gibt, — jede psychiatrische Klinik besitzt ihre besondere — eignen sich für die hauptsächlichsten Zwecke der Schule und des Lebens. Die von Moede und Piorkowski in ihrem Buche (1918 erschienen) angegebene Methode ist im Grunde nur eine auf Rossolimos bei weitem ältere Profilmethode zurückgehende, jedenfalls ihr aber sehr ähnliche und bedarf hier daher nicht erst besonderer Erörterung, zumal sie auch nur auf 8 gegenüber den 10 Funktionen des Bewusstseins, die Rossolimos Untersuchung heranzieht, sich erstreckt. Die B.-S.-Methode der Altersstaffelung hat sich vornehmlich für Kinder verschiedenen Alters bewährt und ist für alle Nationalitäten und Bildungsschichten, für Normale und Schwachsinnige aller Grade brauchbar. Sie gibt eine etwas gröbere Graduierung als die Korrelationsmethode, die mehr für gleichartige Gruppen dient, deren Vergleichung hinsichtlich der Intelligenz in Frage steht. Gerade innerhalb der Abstufung der Intelligenz hat diese Methode sehr feine Resultate gezeitigt. Die B.-S.- und die Korrelationsmethode dienen mehr schulpsychologischen Intelligenzprüfungen, die Methoden von Ziehen, Sommer und Rossolimo vor allem für psychiatrische Zwecke und Erwachsene und sind bei diesen auch bewährt gefunden. Mit allen vier Methoden hat man es in der Hand, für Schule und Leben wirklich brauchbare Prüfungen vorzunehmen. Ihre sachgemässe Kombination verspricht die besten Resultate und dürfte das Ergiebigste für jede Art von Intelligenzprüfungen liefern.

Soll die I.-P. auf die „allgemeine Leistungsfähigkeit eines Individuums sich beziehen, die dessen seelischem „Verhalten eine bestimmte Nuance verleiht“ — das ist die Definition, die Peerman der Intelligenz gibt — oder wie sie Stern definiert, „auf die allgemeine geistige Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen des Lebens“, so kann die Prüfung nicht auf der blossen Beobachtung und



Bewertung der Gedächtnisleistungen und des Schulwissens, Auffassungsgabe u. dgl. des Examinanden beruhen. Denn die Intelligenz ist nur ein Teilfaktor der Schultätigkeit und diese nur ein Teil jener. Zweifellos sind unter den Schulkindern eine grosse Zahl von Intelligenzen, die man jedoch weder durch schulpsychologische Intelligenzprüfungen allein, noch durch blosse Schulleistungen (Schätzungen) erfassen wird, zumal diese zunächst nur im allgemeinen die Gedächtnisstärke, die Einordnungsfähigkeit in die soziale Gruppe, die Intensität und Ausdauer der Aufmerksamkeit, den Fleiss, die Gewissenhaftigkeit, das Pflichtbewusstsein u. dgl. mehr, sonach Seelenfunktionen berücksichtigen, die mit der intellektuellen Beschaffenheit nur mittelbar sich berühren; allein für die Tüchtigkeit und Bewährung in der Schule und nicht zum wenigsten im Leben sind sie schwerwiegend. Alles das sind aber im allgemeinen Faktoren der moralischen Sphäre, die mit einem starken Minus der Intelligenz ebenso einhergehen können, wie ihr Rückstand bzw. Defekt mit deren Plus. Häusliche Verhältnisse, Verwahrlosung, häufiger Orts- und Schulwechsel, längerdauernde Krankheiten, d. h. völlig im sozialen und ökonomischen Gebiet liegende Faktoren zusammen mit Eigenschaften des Willens können die Intelligenz scheinbar herabsetzen, ohne dass diese tatsächlich betroffen zu sein braucht. Das aber sind eben die äusseren Einflüsse, denen die Kinder der niederen Schichten unserer Gesellschaft unterliegen und unter denen sie auch im Augenblick ihrer Prüfung stehen. Daher denn auch die bereits erwähnte häufige Schlussfolgerung, dass die angeborene geistige intellektuelle Fähigkeit bei Kindern des Proletariats eine geringere sei, als die der bessersituierten, oberen und mittleren Schichten, solange diese letzten überhaupt noch bestehen werden! Dieser Fehlschluss beruht darauf, dass einmal keine Stichprobenreihe die nackte Intelligenzveranlagung, sondern nur diese zusammen mit all den oben genannten äusseren Einflüssen erkennen lässt, und dass zweitens die Kinder der bessersituierten Schichten bzw. Eltern dank der Umgebung, in welcher sie aufwachsen, bei weitem mehr und bessere geistige Anregungen erhalten als die Kinder der unteren Schichten. Jene erwerben einen grösseren Wortschatz, beherrschen die Sprache infolge der mit ihnen selber und mit anderen gepflogenen Unterhaltungen besser als Kinder der nicht besitzenden Schichten, beschäftigen sich schon frühzeitig mit kleinen Denkaufgaben enthaltenden Spielen, mit Rätselraten, Bilderbüchern u. dgl., erweitern ferner ihren Gesichtskreis durch Reisen mit ihren erwachsenen Angehörigen, empfangen einen besseren Schulunterricht, jedenfalls einen solchen, bei dem die Klassen nicht in dem Maße überfüllt und die Lehrer nicht annähernd so überbürdet sind, wie in der Volksschule. Auch ihre Vergnügungen sind ihnen angemessener, als die



den Kindern des Proletariats gemeinhin gebotenen, abgesehen davon, dass diese häufig genug deren ganz entbehren müssen, weil sie schon frühzeitig mit zum Erwerb herangezogen werden. Dadurch wird es erst plausibel, dass die Examinanden dieser verschiedenen Schichten weniger in den ihrem Alter entsprechenden Leistungen als in der Erfüllung von Aufgaben sich unterscheiden, die eigentlich über das Niveau ihres Alters hinausliegen. So schätzte Binet den durchschnittlichen Unterschied im Intelligenzalter zwischen Kindern der verschiedenen Schichten auf zirka $1^1/_2$ Jahre, der selbstverständlich bei verschiedenen Stufen des Lebensalters noch mehr differieren dürfte. Der Einfluss der sozialen Umwelt, der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Prüfungsergebnisse der Intelligenz und deren Träger ist hiernach sichergestellt. Unter den Volksschulkindern selber trifft man sogar auf ähnliche Differenzen. So übertrafen die aus einer sozial- bzw. wirtschaftlich bessergestellten Gegend einer Großstadt herstammenden Examinanden der Volksschule die aus ärmeren Stadtvierteln der gleichen Schule an intellektueller Leistungsfähigkeit um 20% bis $33^1/_3$%. Bei den einheitlichen Schulplänen der Volksschule kann hier nicht etwa die Schuld der Unterrichtsmethode beigemessen werden. Ebensowenig aber der Schulfrequenz. Die Vorschulen unserer höheren Anstalten waren bisher bekanntlich fast ebenso frequentiert, wie die der Volksschulklassen. Durchschnittliche Frequenzen von 50 bis 60 Schülern. Allerdings wird in den Vorschulen von Anfang an mehr auf sprachliche Formulierung der Denkinhalte gesehen als in der Volksschule. Auch die Behandlung des deutschen Unterrichts wird im Hinblick und in Rücksicht auf den in den Gymnasialklassen gleichbeginnenden fremdsprachlichen Unterricht in anderer, mehr logischer Art gehandhabt. Allein das ist nicht der Hauptgrund für das Minus im Ausfall der Prüfungen, das die Volksschüler gegenüber den Vorschülern gemeinhin aufweisen. Er liegt vielmehr im Gesamtmilieu, in der geistigen, gemütlichen und sittlichen Atmosphäre der sozialen Umgebung, der wirtschaftlichen Verhältnisse, vornehmlich im fehlenden Einflusse des Elternhauses, das allerdings in gewissen überkultivierten Kreisen gleichfalls ausgeschaltet ist und hier häufig ebenso verderblich wirkt wie in den niedersten Schichten. Da die Kinder beider Schularten durchschnittlich aus ganz verschiedenen geistigen Umwelten sich rekrutieren, „zwei Welten", wie sie Disraeli seinerzeit genannt hat, so erklärt dies zugleich die Verschiedenheit des Einflusses des erteilten Unterrichts. Hier taucht die Frage der Einheitsschule auf. Sie ist aber hiernach nicht eine blosse Frage der veränderten Schulorganisation, sondern fällt mit dem Gesamtleben des Volkes und dessen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen zusammen. Erst mit deren Wandlung kann auch sie zur



wahrhaften Lösung gebracht werden. Schliesslich ist doch die Schule nicht das Ganze, wie uns an dem Erörterten klar geworden sein dürfte; sie ist eben nur ein Teil der Gesellschaftsstruktur des Staates, der Gesamtumgebung, die in ihrem vollen Umfange auf das Kind bereits einwirkt. Das gesamte Milieu müsste daher geändert werden, wenn der Niveauabstand unter den Kindern tatsächlich sich verringern soll! Würde heute bereits die Einheitsschule realisiert, so würde sie eher schaden als nützen, so notwendig es auch ist, sie stets als das Ziel vor Augen zu haben, auf das unser Streben schliesslich gerichtet werden muss. Zunächst würde sie eine Verzögerung des Unterrichtstempos für die Kinder der besser situierten Schichten nach sich ziehen. Das wäre allerdings kein grosser Schaden gegenüber den Vorzügen, die sie verspricht und viele von ihr mit Sicherheit und Recht erwarten. Sie vermag sie jedoch nicht zu bringen, weil noch erst die Voraussetzungen dafür zu schaffen sind. Man mag immerhin die höheren Schulen unterschiedslos für die dafür befähigten Kinder und zu einer weiteren Ausbildung geeigneten aus allen Schichten der Gesellschaft bestimmen, es bleibt und bliebe dies stets solange eine rein formale Massnahme, als nicht der Hebel an die Verbesserung und Aenderung der wirtschaftlichen, sozialen und damit der häuslichen Verhältnisse in deren vollem Umfange gesetzt wird. Obligatorische Kindergärten, für die gesamte Jugend des Volkes, für alle dessen Schichten, müssten geschaffen werden. Spiele und Spaziergänge unter Aufsicht von Lehrern oder dazu eigens bestellten und gebildeten Personen, von ihnen geleitet, Unterricht im Freien, Wanderungen, Gartenarbeit, je nachdem Werkstättenunterricht (Arbeitsschule), technische, handelswissenschaftliche Unterrichtskurse für die in die praktischen Berufe Eintretenden, Gymnasialkurse für die wissenschaftlichen Berufe, Hochschulen für die angewandten Wissenschaften, Universitäten für die reinen Wissenschaften, Akademien für die Künste sind die Forderungen, die der Schaffung einer wirklichen Einheitsschule gemäss sind und dieser erst ihren Inhalt geben können. Jedenfalls bedarf es zunächst wenigstens einer obligatorischen Erziehungsgrundlage in Form einer allgemeinen Schule für die ganze Schulzeit bis zum 14. oder 15. Jahre, in der die Realien und Naturwissenschaften bzw. das für die praktischen Berufe Nötige gelehrt und gelernt werden. Wie weit wir von all dem entfernt sind und bei den desolaten wirtschaftlichen Verhältnissen im Deutschen Reiche auf lange Zeit hinaus bleiben werden, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Ebensowenig kann ich hier auf die materiellen Voraussetzungen näher eingehen, die für eine solche Umformung unseres



gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens unumgänglich nötig sind. Heute scheiden die Kinder sich nach dem Einkommen und Besitz der Eltern. Es droht die Gefahr, dass die Kinder aus den nichtbesitzenden Schichten, wenn sie, wie dies jetzt vorgesehen ist, mit dem zehnten Jahre in die höhere Schule eintreten, diese Scheidung nur noch brutaler empfinden und fühlen als ehedem, wo ihnen der tatsächlich vorhandene Unterschied noch nicht täglich und in der Klarheit vor Augen trat, als nach ihrem Uebergang in die höhere Schule. Vordem sassen sie unter einer gleichartigen Gruppe, die weder in Kleidung, noch sonst sich von ihnen abhob, jetzt aber fühlen sie gleichsam instinktiv den Abstand. Sie werden seiner mehr und mehr inne, als sie gerade den ihnen vor den ihnen sonst Gleichgestellten gewährten Vorzug ihrer besseren und besonderen Begabung und ihrer Intelligenz verdanken. Nimmt man hierzu noch, dass nach Gedders 4% der Volksschüler an Intelligenz den Durchschnitt ihrer Mitschüler überragen, so würden in Deutschland bereits die höheren Schulen mindestens um die Hälfte vermehrt werden müssen! Der Prozentsatz der befähigten Volksschüler ist aber noch höher als 4%. Eine Unterrichts- und Erziehungsorganisation, wie sie jetzt vorgenommen und weiter auszubauen geplant wird, setzt aber bereits soviel voraus, dass sie allein an den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands schon scheitert. Sie vermag aber nicht einmal das zu leisten, was man von ihr erhofft. Sie setzt überdies und ohne weiteres Unentgeltlichkeit der Lehr- und Lernmittel voraus, und vieles andere, das hier ebensowenig erörtert werden kann, wie das für das Ziel der wahrhaften Einheitsschule an ökonomischen, sozialen und politischen Voraussetzungen unumgänglich Erforderte. Denn für die wirkliche Einheitsschule bietet jene heute geplante Unterrichtsorganisation (z. B. die der Berliner Begabtenschulen) doch nur einen wahrlich dürftigen Ersatz, der aber bereits auf Widerstände stösst; um so grössere sind daher auch zu erwarten, wenn erst die wirkliche Einheitsschule sich durchsetzen soll, die doch bei weitem mehr mit den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen verknüpft ist als jener Notbehelf. Soll übrigens eine jenem Prozentsatz der intelligenten Volksschüler entsprechende Vermehrung der höheren Schulen vorgenommen werden, so müsste deren Zahl in Deutschland sogar um mehr als das Doppelte steigen, während heute sie fast stetig sinkt, da die Mittel hierfür überall ausgehen! Nur die Einheitsschule könnte überdies eine wirkliche neue und gute Unterrichts- und Erziehungsorganisation schaffen; alles andere mit diesem Namen Belegte verdient nicht den Namen „Einheitsschule". Sie lässt sich aber unter den heutigen Verhältnissen, wie nochmals betont sei, nicht schaffen. Erst mit deren völliger



Besserung und Wandlung könnte sie aus der Utopie, die sie heute noch ist und bleiben muss, zur Wirklichkeit werden!

Die deutsche Lehrerschaft hat sich zwar wiederholt mit der Aenderung der allgemeinen Volksschule befasst und Vorschläge hierfür auch ausgearbeitet. Ihre Angriffe hat sie aber insbesondere gegen die noch bei uns in Norddeutschland bestehende Vorschule gerichtet. Allein in Süddeutschland fehlen bereits heute die Vorschulen. Und doch ist damit nichts gebessert, dass hier die Schüler der besser situierten Schichten mit denen der niederen, unbemittelten in der Volksschule zusammen auf einer Schulbank sitzen. Weder im Hinblick auf den „Aufstieg der Begabten", noch auf die Beseitigung des Gegensatzes der sozialen Schichten. Solche Aenderungspläne sind eben nur halbe und unzureichende Mittel, die die Pfeiler des ganzen Gebäudes unberührt lassen. Allein, da die Einheitsschule heute noch nicht realisiert werden kann, so wäre eine gemeinsame Erziehungs- und Unterrichtsgrundlage in der Form einer für alle Kinder bis zum 14. bzw. 15. Lebensjahre obligatorischen Schule zunächst zu schaffen! Hiermit würde zugleich der Boden für wirklich ausreichende I.-P. ohne weiteres gegeben sein und den Worten Goethes in „Wilhelm Meister" Geltung verschafft: „Wir beobachten zuerst, was dem Zögling gemäss ist, ehe wir ihn einer bestimmten Erziehung zuführen." Denn da, wie ich auseinandergesetzt habe, die I.-P. allein für sich überhaupt nicht dafür massgebend sein können, wie viele und welche Kinder aus der Volksschule in die höheren übergeführt werden sollten und können, so müssen noch andere wichtige seelische Funktionen, z. B. Willensfaktoren und die höheren Gefühle hierfür als Unterlage herangezogen werden. Gerade diese aber treten erst wirklich nach dem 10. Lebensjahre hervor. Die hier vorgeschlagene Erziehungsbasis bis zum 14. oder 15. Lebensjahre, die sogar heute problematisch zu werden droht angesichts der Versklavung unseres Volkes durch den bekannten Vertrag, böte daher auch die Aussicht und Möglichkeit, nicht bloss die Intelligenz, sondern auch die anderen für den Aufstieg wichtigen Funktionen der moralischen Sphäre erkennen zu lassen und auf deren Grundlage zusammen mit jener die gebotene Auslese zu halten. Mit jener gemeinsamen Erziehungs- und Unterrichtsgrundlage wäre überdies nur etwas erneuert, von dem Gustav Freytag in seinem Werke: „Bilder aus deutscher Vergangenheit" (4. Band, S. 123) uns berichtet: „Die oberen Klassen der sogenannten Lateinschule, die stets in einer ansehnlichen Stadt vorhanden war, bereiteten zwar für die Universität vor, aber auch die Knaben, welche ein Handwerk erlernen sollten, gingen aus ihr hervor. Diese verliessen die Schule aus der Quarta. Die so gestaltete Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, und hat dazu beigetragen, dass die Aufklärung ihrer Zeit



von umsichtigen Bürgern schnell aufgenommen und im deutschen Volk verbreitet wurde.“ Mit jener allgemeinen Basis bis zum 14. bis 15. Lebensjahre würde es uns jedenfalls heute bereits wesentlich erleichtert, den Aufstieg aus dem Volke wirklich anzubahnen und dessen Intelligenzen zu erkennen und auszulesen, zumal deren Prüfungen nur bis zur Pubertätszeit einen einigermassen brauchbaren Maßstab geben, nach dieser aber relativ gute Intelligenzen wieder stark zurückgehen können. Umgekehrt können jedoch auch Begabungen und Intelligenzen nach einem tiefen Kindheitsniveau sich erst entfalten und spät zeigen. Eine wahrhaft wertvolle Auslese wäre sonach erst mit jener hier vorgeschlagenen bis zum 14. bzw. 15. Lebensjahre währenden allgemeinen Erziehungsbasis gegeben. Wie heute die Dinge liegen, ist es allerdings ratsam, schulpsychologische Intelligenzprüfungen bzw. den aus ihnen sich ergebenden Intelligenzquotienten d. h. das Verhältnis aus dem Intelligenzalter zu dem Lebensalter nur vom 10. bis 12. Lebensjahre als Maßstab anzuerkennen. Sonst gerät man auf Irrwege!

Wie gross diese werden können, wenn man die Intelligenzen an sich und allein für Begabung nimmt, auf angelerntes Schulwissen reduziert und auf Grund von Anschauungen, welche intellektuelle und moralische Sphäre konfundieren, eine Auslese zu bieten vermeint, beweisen u. a. die Resultate Rodewaldt's, der jedoch keineswegs durch diese sich etwa täuschen liess, sondern im Gegenteil sie durchaus zutreffend bewertete. Er hatte bei einer Kenntnisprüfung von 174 Kavallerierekruten (Arbeitern und Landbewohnern einiger preussischer Provinzen) Stichproben aus allen Wissensgebieten vorgenommen, deren Kenntnis man beim Volke voraussetzen muss. Seine Ergebnisse fasst er dahin zusammen, dass „das geistige Inventar der Examinanden einen solchen Tiefstand zeigte, dass eine solche Fülle nicht erwarteter Defekte in einem so grossen Prozentsatze angetroffen wurden, wie sie niemand auch nur annähernd erwartet hätte!“ Hätte man nicht vorher gewusst, so führt er aus, dass man es bei den Untersuchten mit Geistesgesunden zu tun habe, so hätte man glauben können, die gefundenen Defekte seien die geistig Erkrankter!

Ihre Ergänzung finden diese von Rodewaldt (1905) veröffentlichten Erfahrungen, in den von Pasta Lombroso-Carrara an niederen italienischen Volksschichten gemachten und von ihm (1908) publizierten. Lombrosos Schlussurteil darüber geht dahin, dass „eine ausserordentliche Trägheit des Gedankens, eine unabänderliche Teilnahmslosigkeit gegen die umgebende Welt, was Politik, Religion, Kultur allgemein angeht — der eigentliche und wesentliche Bestandteil der Seele der unteren Volksschichten ist“. „Kein Kritikvermögen, keine Auflehnung gegen das Hergebrachte; nirgends ein Anzeichen, dass im Verlaufe des besten Mannesalters von



20—60 Jahren, die Ideen dieser Volksschicht sich ausgestalten, erweitern und klären, sondern sie bleiben im Geiste des Erwachsenen dieselben, wie in der Jugend."

Die Gründe hierfür liegen, wie *Lombroso* mit Recht meint, „in der stets sich gleichbleibenden Umgebung, in welcher Junge und Alte ihr Leben hinbringen, der sie ihre Eindrücke entnehmen, in der dieselben Arbeiten, derselbe Umgang, die gleichen Gespräche und Ereignisse im grellen Gegensatze zum raschen Wechsel der Eindrücke im Leben höherer Stände ihrem Dasein das Gepräge unfruchtbarster Eintönigkeit verleihen". Dieses aus der Praxis stammende Schlussurteil bestätigt das oben von mir Erörterte. Derlei aus zwei sogenannten Kulturländern, allerdings mit relativ wenig Industriebezirken zusammengetragenen traurigen Resultate, *vorkriegszeitliche Resultate*, besagen zugleich mehr als alles, was überhaupt über das vorliegende Problem ausgesagt werden kann. Den Untersuchungspersonen mangelte es nicht etwa an der nötigen Intelligenz — denn *Lombroso* hebt ausdrücklich hervor, dass viele der Befragten sehr intelligent waren — sondern die Tiefe des Niveaus, aus dem sie hervorgegangen waren und in dem sie dauernd blieben, war die Wurzel der von ihnen gezeitigten bemitleidenswerten Ergebnisse. *Die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der untersuchten Individuen*, d. h. *eben ihre Intelligenz waren mangels des Wechsels und Betriebes ihrer Umgebung unentwickelt geblieben und gleichsam im Keime erstickt.* Zweifellos findet sich jedoch, wie in allen Klassen und Berufen eines Volkes, auch in dessen proletarischen und kleinbürgerlichen Schichten eine sehr große Zahl von Intelligenzen. Sie müssen sogar in diesen Schichten, als den zahlreichsten der Gesellschaft bzw. des Staates, in noch weit stärkerem Maße vorhanden sein als in den höheren und höchsten. Denn immer noch hat es sich bei plötzlichen Umwandlungen bestätigt, dass mehr Personen zu übergeordneten Stellungen befähigt sind, als es solcher Stellen überhaupt gibt. Ein Fürst hat sicherlich unter den von ihm beherrschten Millionen viele, die zum mindesten ebenso gut wie er die Funktionen des Regierens üben könnten. Vor derlei für sie neue Aufgaben gestellt, würden sich unter jenen Millionen sicher sehr viele finden, die intelligent genug sind, sich den ihnen neu auferlegten Pflichten anzupassen, ihre Assoziationen, ihr Denken auf sie einzustellen, indem sie über ihren geistigen Besitzstand sich zunächst orientieren, auf Grund dessen den von ihnen erforderten Leistungen gegenüber das Nötige recht gut herausfänden, etwaige Mängel ihres Besitzes beseitigten und ihn dann mittels ihrer Willenskraft derart erweiterten, dass sie sich schliesslich hier völlig zurechtfänden. Der Unterschied solcher Intelligenten von den minder Intelligenten zeigt

sich vornehmlich auch darin, dass sie neuen Fragen gegenüber nicht ins Blaue hineinreden, bzw. handeln, sondern einfach und ehrlich erklären: „Das weiss ich, das kann ich nicht.“ Daher sie denn auch Aufgaben, denen sie sich selber nicht gewachsen fühlen und zeigen und deren Erfüllung wichtig ist, ohne weiteres solchen überlassen werden, die sie hierfür tauglich befunden haben. Um so mehr, als sie dank ihrer Intelligenz aus ihrer eigenen gewohnten Denkweise in die anderer sehr gut sich hineinversetzen können. In letztem verhalten sich übrigens Kinder und Erwachsene ganz gleich. Selbstverständlich bleibt der Unterschied beider Gruppen hinsichtlich ihres geschilderten Verhaltens je nach der Alters- und geistigen Besitzstufe, die sie haben oder wenigstens haben sollten, immer nach Art und Grad gewahrt. Wahrhaft Intelligente behelfen sich bei ungewohnten Fragen mit ihrem jeweilig vorhandenen Wissen. Sie können z. B. charakteristische Erklärungen bzw. Definitionen von Dingen oder Ereignissen, insbesondere von dem ihren speziellen Beruf Betreffenden geben und werden dabei stets ihrem besonderen Bildungsgrade entsprechen. Dieser ist jedoch nicht mehr von ihnen abhängig, sondern ein Ausfluss des Gesamtmilieus, aus dem sie hervorgegangen sind, in welchem sie sich befinden, und dessen Aenderung eine solche des ganzen Systems erfordert. Man ändere die Lebensverhältnisse und man ändert die Menschen! Sie holen die in diesen verborgen liegenden Keime physischer und psychischer Natur heraus! Allein schon die ersten Kinderjahre können Schäden an Geist und Körper bringen! Die spätere Schulerziehung kann diese nicht gutmachen. Das Gedächtniswissen erst recht nicht, am allerwenigsten das Memorieren von Katechismus, Kirchenliedern, biblischen Geschichten oder eine einseitig und parteiisch tendenziös gefärbte vaterländische Geschichte. Was übrigens in unserer Volksschule als Religion geboten wird, ist nicht einmal Religion, und wäre sie es, so nützte sie auch nichts; denn nicht die Religion treibt die Moral, sondern umgekehrt die Moral die Religion aus sich heraus! Religion kann dies schon daher nicht, weil sie doch nur die mehr weniger illusionierte Widerspiegelung des Menschen bzw. der kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen, und politischen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, weil sie Willenschaft d. h. die Stellung unseres Wollens und Fühlens zum Zusammenhang alles Seienden ist. Je kläglicher die gesellschaftlichen Verhältnisse sind, um so mehr flüchten sich die Menschen zu dem ihnen sich durch die Religion bietenden Widerschein oder Reflex ihrer Verhältnisse und suchen in ihr einen Ersatz für die Wirklichkeit. Daher denn auch die, denen ihr Interesse vorschreibt, diese Verhältnisse zu erhalten und zu bewahren, das Wort geprägt haben: „Dem Volke muss die Religion erhalten bleiben!“ Sie glauben allerdings auch damit die Moral



schützen zu können. Deren Quell jedoch ist einmal subjektiv im Menschen selber gelegen, dann zugleich objektiv das Recht und drittens die Pflicht, die der Einzelne als sein innerstes und tiefstes Erlebnis und dessen Wertung erfährt und sich selber auferlegt, um mit der Gesamtheit im Einvernehmen zu bleiben! Dies kann die Gesamtheit jedoch nur dann und wirklich von dem Einzelnen fordern, wenn sie in ihrem einzelnen Mitgliede auch die Pflichterfüllung und das Pflichtgefühl des freien Mannes erweitert hat, der selbst dann die Organisation der Gemeinschaft mitgestaltet, die ihrerseits ihm Aufgaben stellen und bei deren eventueller Unterlassung Recht an ihm üben kann und darf! Wenn jedoch die Gesamtheit der Gesellschaft nicht imstande ist, Recht und Pflicht zu bieten und aufzuerlegen, so kann dies ebensowenig und noch weniger die Religion, als die blosse Spiegelung der die menschliche Gesellschaft bildenden Verhältnisse, als die von dieser sich herschreibende seelische Verfassung leisten. Kann die Wirklichkeit Recht und Pflichtgefühl fördern und gebieten, so bedarf sie dazu nicht erst eines Abbildes, mag dieses noch so sehr illusioniert und ideal gestaltet sein! Die Moral fliesst aus der Wirklichkeit des Menschen selber, aus dessen Leben und Sein, aus tiefstem Gemüt und Innern! Nie und nimmer aus dessen Reflex und Schein, aus der Religion! Allerdings ist dem Sein, dem Wirklichen noch stets und bislang der Schein vorangestellt und dieser für jenes genommen worden. Ganz natürlich! Denn so lange die sozialen und ökonomischen Verhältnisse einer Gemeinschaft im Argen liegen, so lange wird auch nur der Schein und nicht das Sein ihr als Halt geboten werden. Die Moral kann hier nur auf Furcht und Heuchelei basieren. Da die Moral ein völlig subjektives Erzeugnis ist und nie und nimmer aus dem Schein der Wirklichkeit, aus deren Reflex, aus der Religion quillt, so kann sie auch nicht mittels äusserlicher Zwangsmittel oder sonstiger objektiver Beeinflussung sich im Menschen erzeugen lassen. Zu solchen Mitteln gehört aber die Religion. Daher kann der Mensch durchaus ohne religiöse Worte existieren, nie aber ohne Moral, ohne Sittlichkeit und deren Kodex, ohne Ethik! Jene sind erst deren Resultat, nicht aber deren Begründung, deren Fundament. Die Religion bietet nur eine Stillung der gemütlichen Bedürfnisse jenen Menschen, die danach auch bedürfen, ist aber durchaus keine unbedingte Forderung für alle, vornehmlich nicht für die, die den Nöten und Leiden des Lebens auch ohne die Tröstungen und Suggestionen der Religion die Stirn bieten wollen und können. Hierzu gehört allerdings ein tiefer Sinn für die Notwendigkeiten des Seins und Lebens und ein unaufhörliches Suchen nach der Wahrheit. Die tiefste Selbstbesinnung, Selbstbewertung und die höchste Selbsterkenntnis. Daher ist auch das Bedürfnis nach der Religion für alle die, welche jenen Sinn nicht ohne eine Stütze aufzubringen vermögen, und auf äussere Hilfe harren, ein viel tieferes



und allgemeineres als mancher glauben lassen möchte! Auch hier muss der Hebel an die Erziehung gelegt werden. Wie soll aber diese fruchtbar werden und Moral sich finden in unzulänglichen, ungesunden, engen Wohnungsräumen, in Häuslichkeiten, deren Häupter, Mann und Frau, nur für das blosse animalische Leben fronen müssen, nicht wahrhaft und froh leben können, sondern nur kümmerlich vegetieren?! So wenig wie Moral hier hausen kann und so wenig die wirkliche Einheitsschule heute bereits möglich ist, so wenig lassen sich die geschilderten Verhältnisse mit einem Schlage, oder gar bereits heute umändern. Am allerletzten mittelst Dekrete! Gleichwohl bleibt das Ziel, dass die Bildung ohne jeden Unterschied an alle herangebracht wird, davon unberührt. Denn erst dann würde sich verwirklichen, dass die soziale Gemeinschaft zu der Höhe einer Kulturgemeinschaft aufstiege und der heutige Notstaat zu einem wirklichen Vernunftstaat, einem wahrhaft tüchtigen Volksganzen sich wandelte, in welchem die freie Entwicklung eines jeden einzelnen zugleich die Bedingung für die freie Entwicklung aller würde! Intelligenzen sind im Volke, wie bereits gesagt, die Fülle. Das lehren uns die Zeiten grosser Umwälzungen! Auf strategischem Gebiete sei hier an Napoleon und dessen Generale, Kleber, Murat, Ney u. a. erinnert. Auch in Preussen finden sich Beispiele, wie Scharnhorst und Gneisenau, der bis zu seinem neunten Jahre, als der Sohn eines sächsischen Artillerieleutnants, in den ärmlichsten Verhältnissen aufwuchs. Aus der rein wissenschaftlichen Sphäre sind hier Rousseau, Kant, Herder und Fichte zu nennen. In seiner Jugend hütete Fichte Gänse und Schweine. Bis zu seinem Ende eine kraftvolle, trotzige Natur, ein aufrechter Kämpfer und Mann der Tat, atmet seine Philosophie die gleiche Kraft und Tat. In seinen „Reden an die deutsche Nation“ preist er vor allem die Tathandlung. Für die hier uns beschäftigende Frage, in der er von Rousseau sichtlich beeinflusst ist, findet er die Lösung des Problems der Volksbildung vornehmlich darin, dass keine Familienerziehung sein dürfe; denn die Familie ist für ihn nur ein Notbehelf, wie auch der Staat ihm nur als Notstaat gilt. Ueber Familie und Staat muss und wird, wie Fichte prophezeit, das gesellschaftliche Leben hinausgelangen. Die Kinder sind nach Fichte nicht Eigentum der Eltern: „Es könne sein, dass die Familienerziehung gut sei, aber der Vernunftstaat, den Fichte stets ersehnt und fordert, könne sich nicht auf den Zufall verlassen!“ Fichte schliesst seine Betrachtung über die Familienerziehung mit den drastischen Worten: „Eine andere Kinderfabrik kann der Staat nicht schaffen — hier bleibt Natur — wohl aber eine andere Bildungsfabrik.“ Die Bildung werde jedoch nur an eine geringe Minderheit herangebracht. „Die grösste Mehrzahl des Volkes wird vernachlässigt und dem blinden Ungefähr überlassen.“ „Die Erziehung



soll nur ja recht bald vollendet sein, damit das Kind bald hinter die Arbeit gestellt werde." Fichtes Forderung geht daher auf eine völlige Aenderung des Erziehungswesens! Hierin begegnet er sich aber nur mit den ähnlichen Forderungen eines Comenius, Rousseau, Pestalozzi und anderer wahrhafter Volkserzieher vor und nach ihm, z. B. Disterweg u. a. Bislang harren die Postulate aller dieser Männer immer noch ebenso ihrer Erfüllung, wie die Worte Kants, der das Prinzip der Erziehungskunst darin sieht, dass die Kinder nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich besseren Zustand des Menschengeschlechts, d. i. der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden. Denn dadurch könne dieser hervorgebracht werden.

Die schulpsychologischen Intelligenzprüfungen bieten nur einen recht geringen Teil der Forderungen, die zum wirklichen Ziele führen können; sie sind zwar dessen Bestandteil und Unterstützungsmittel und als solche zu schätzen, aber allein für sich bei weitem nicht ausreichend, um den „Aufstieg der Begabten" und dem „Tüchtigen freie Bahn" zu gewährleisten. Sie leisten nicht einmal das von ihnen allgemein Vorausgesetzte, eine wirkliche Auslese für die Aufnahme von Volksschülern in die heute bestehenden höheren Lehranstalten. Ganz abgesehen davon, dass diese Art von Auslesen nur dazu geeignet erscheint, das Niveau der Volksschule noch tiefer zu senken als es bereits jetzt ist. Sie führen nicht aus der Not, sie verewigen sie. Ebensowenig führt aus ihr die heute geplante Errichtung von Alumnaten bzw. Volksheimen, in denen Kleidung, Wohnung, Essen, kurzum alles das geboten werden soll, was die wohlhabenden Schichten der Bevölkerung ihren Kindern heute in ihrer Häuslichkeit bereits bieten. Hierbei aber dürften die derart bevorzugten Kinder der nichtbesitzenden Schichten es nie im geringsten fühlen, dass sie eine „Wohltat" geniessen, die tatsächlich doch nur ihr Recht ist, auf das sie Anspruch haben, und die nur ein Gefühl der Bitterkeit in ihnen auslösen könnte. Dann auch ist mit der Errichtung solcher Institute noch lange nicht dem abgeholfen, dass die in ihnen versorgten Kinder nicht doch gezwungen sein sollten, ihre Studien und Kurse vorzeitig abzubrechen, um mit zu erwerben und als kaum Erwachsene „hinter die Arbeit gestellt zu werden". Alle Unterstützung durch wohlhabende und wohlmeinende Mitbürger kann hier nichts, oder mindestens nur recht wenig fruchten. So lange nicht die Gemeinschaft als Ganzes eintritt und allen ihren Gliedern die Pflicht auferlegt, für das Wohl des Ganzen zu sorgen und zu dessen Wohle sich heranzubilden, je nach den Fähigkeiten und Kräften, die in einem jeden sich bergen, so lange ist



auf eine wirklich gute und durchgreifende Bildung, die alle Volksschichten, bis in deren unterste hinein, erfasst, nicht zu rechnen! Letzten Endes muss jedoch dieses Recht schlechthin freie Bahn bekommen. Der Ausspruch Fichtes: „Wer dem Recht nicht aus dem Wege geht, über den führt dieser Weg hinweg," wird schliesslich zur Wahrheit werden. Nicht zuletzt an der Einheitsschule, für welche alle anderen Massnahmen nur Reformen zur Stütze des Zwangsstaates, Notbehelfe und Halbheiten darstellen und sind. Auch der hier von mir vorgeschlagene Modus der obligatorischen allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtsgrundlage bis zum 14. bzw. 15. Lebensjahre zählt hierzu. Er verlegt aber wenigstens nicht den Weg zur wirklichen Einheitsschule, sondern kann ihn fördern. Zugleich wäre mit ihm die von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gleich lästig empfundene obligatorische Fortbildungsschule, die im Grunde wenig nützt, überflüssig gemacht. Die wahre Auslese und ein wirklicher Aufstieg der Begabten kann jedoch nur unter den gleichen Bedingungen und Verhältnissen aller Glieder eines wirklichen Vernunftstaates, einer wahrhaften Kulturgemeinschaft sich ermöglichen und verwirklichen. Aber auch die Einheitsschule, die diesen Namen wirklich verdient, kann und wird nur dann zur Tatsache und Wahrheit werden. Sie ist nicht die Schule der Gegenwart, sondern die Schule der Zukunft!

War Mohammed geisteskrank, fallsüchtig oder muttersüchtig?

Eine ärztliche Untersuchung

von Dr. med., Dr. jur., Dr. phil. Dr. dent. **W. Hammer.**

In einer Zeit, in der die Religion der Ergebung (Islam) Jahr für Jahr etwa zwei Millionen neuer Bekenner erwirbt, in einem Jahrhundert der Entscheidung, ob der schwarze und der gelbe Erdteil christlicher oder mohammedanischer Bekehrung verfallen werden, dürfte die Frage nach der angeblichen Geistes- oder Nervenstörung des Propheten die Teilnahme besonders auch der ärztlichen Welt beanspruchen dürfen.

Um zu prüfen, welcher Art die genannten Zustände waren, dürfte es angebracht sein, zunächst einmal nach ärztlicher Sitte zu ermitteln, was uns von den Vorfahren und vom Leben Mohammeds berichtet wurde, um dann auf die Anfälle selbst näher einzugehen und sie mit verwandten Erscheinungen der Gegenwart und der Vergangenheit zu vergleichen. Aus den Vergleichen dürften sich dann wohl genügende Anhaltspunkte ergeben zur Beantwortung der gestellten Hauptfrage.



Ueber das Leben Mohammeds berichten uns ausser den arabischen Ueberlieferungen zahlreiche Werke europäischer Gelehrter, von denen erwähnt seien: Jean Gagnier: La vie de Mahomet. Amsterdam 1732. 2 Bd., 873 Seiten, aus Koran (der heiligen Schrift der Islamiten) und Sunna (ihrer Ueberlieferung) zusammengestellt. — A. Sprenger: Das Leben und die Lehre des Mohammed. 2. Ausgabe. Berlin 1869. Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 3. Bd., 1729 Seiten. — Gustav Weil: Mohammed de Propheet. Amsterdam 1846 bei J. M. E. Meijer. 272 Seiten. — John Mühleisen-Arnold: Der Islam nach Geschichte, Charakter und Beziehung zum Christentum. Gütersloh 1878 bei C. Bertelsmann. 304 Seiten.

Hier kann es daher nicht unsere Aufgabe sein, in breitester Ausführlichkeit eine erschöpfende Lebensbeschreibung zu geben. Vielmehr habe ich in gedrängter Kürze das ärztlich Wichtige hervorzuheben.

Mohammed wurde etwa 571 n. Chr. geboren und zwar wird sein Geburtstag auf den 20. April verlegt. Seine Geburtsstadt ist Mekka in Arabien. Edler arabischer Abkunft wird sein Stammbaum durch 30 Geschlechter hindurch auf Ismael, den Bruder Jakobs und zwar durch den zweiten Sohn Ismaels, Kedar, zurückgeführt.

Aerztlich wichtiger ist, dass er zum Stamme Fehr oder Koreisch (Sure 106), zur Familie der Haschim, den Fürsten (Häuptlingen von Mekka) gehörte, die das Heiligtum der Kaaba zu hüten die erblich überkommene Ehrenpflicht hatten. Weiter hatte die Familie Mohammeds, die vom Karawanenhandel lebte, den Brunnen Zamzam im Besitz mit der Gerechtsame, Pilger und Wanderer mit Wasser aus diesem Brunnen zu versehen. (In heissen Ländern kostet ein Krug Wasser zuweilen mehr als ein Korb mit Obst.)

Somit können wir als sicher feststehend annehmen, dass die Familie Mohammeds seit vielen Geschlechtern den religiösen Sinn pflegte.

Mohammeds Vater Abdallah hatte sich im Herbst 570 mit einer mekkanischen Karawane in Handelsgeschäften nach Syrien begeben, erkrankte auf der Heimreise, so dass er in Medina bei Verwandten zurückblieb, während die Karawane weiterzog. Nach einmonatiger Krankheit verschied er 25 Jahre alt. In der Totenklage der Witwe wird er als freigebig und voll Mitleid gerühmt. Als Abdallah starb, war sein einziger Sohn höchstens einige Monate alt oder überhaupt noch nicht geboren.

Mohammeds Mutter Amina, aus der den Haschim ebenbürtigen Familie Zohra, war Abdallahs erste und einzige Gattin. Ihre Schwangerschaft war so leicht, dass sie anfänglich nicht wusste, ob sie werdende Mutter war. So pflegte sie in Erinnerung an die glückliche Zeit ihrer jungen Hoffnungen zu erzählen: „Meine Schwangerschaft war so



leicht, dass ich gar nicht wusste, dass ich in gesegneten Umständen war. Es ist wahr, ich verlor die Monatsblutung, aber die war immer sehr unregelmässig eingetreten. Eines Tages, als ich halb wachend und halb schlafend war, hatte ich eine Erscheinung, die zu mir sagte: Weisst du, dass du schwanger bist? und es war mir, als ob ich antwortete: Nein es ist mir nicht bewusst. Die Erscheinung versetzte darauf: Du trägst den Herrn und Verkünder deines Volkes unter deinem Herzen. Dieses war an einem Montag. Erst dann wusste ich gewiss, dass ich mich in der Hoffnung befand. Ich hatte dann keine Erscheinung mehr, bis ich meiner Niederkunft nahe war. Dann erschien mir dieselbe Gestalt und sagte: Sprich, ich empfehle die Frucht meines Leibes dem Einigen, dem Ewigen, zum Schutze gegen Neider. Ich sprach diese Worte nach und wiederholte sie bisweilen und erzählte meinen Freundinnen, was mir begegnet war, und sie rieten mir, ein Stück Eisen an die Arme und um den Hals zu binden. Ich tat es auch. Nach einigen Tagen aber fand ich, dass sie abgebrochen waren; ich band sie auch nicht wieder an."

Auch von anderer Seite wird bestätigt, dass Amina keine Schwangerschaftsbeschwerden hatte.

Mag man nun die Ueberlieferung der beiden Erscheinungen Aminas für geschichtlich oder für sagenhaft halten: Keinesfalls vermag ich aus den prächtigen Erzählungen, in denen sich Mutterhoffnungen und Mutterglück der einsamen jungen Frau, deren Gatte auf Reisen und in steter Gefahr für Leben und Gesundheit war, widerspiegeln, Sinnestäuschungen einer Geisteskranken zu entnehmen, auch nicht, dass sie höchst nervös und aufgeregt war, wie A. Sprenger folgert. Ich erblicke vielmehr in den überlieferten Erzählungen keinerlei Anhaltspunkte für das Vorliegen einer anderen Nervenverfassung als der durchschnittlichen, einer jungen Frau ohne den starken Schutz, der in der Anwesenheit des liebenden Gatten liegt, verschönt durch fromme Gesinnung und süsse Hoffnungen auf Mutterglück, die sich denn auch erfüllten.

Das neugeborene Kind wurde von seinem Oheim Abd-al-Mottalib in das Innere der Kaaba verbracht und daselbst wurde ein Lob- und Dankgebet verrichtet: „Lob sei dem Höchsten (Allah), der mir diesen herrlichen Jungen gegeben hat, der schon in der Wiege über die anderen Knaben herrscht. Ich empfehle ihn dem Schutze des Höchsten, des Herrn der Pfeiler (Grundstoffe, Elemente), auf dass er ihn uns zeigen möge, wenn er schön aufgewachsen ist. Seinem Schutze empfehle ich ihn vor dem Uebel des boshaften Geistes"[1]).

[1]) In einfachen Kulturen hält man ansteckende Leiden für verursacht durch boshafte Lebewesen unsichtbarer ungreifbarer Art (Geister), während wir „Bakterien" als Krankheiterreger annehmen. Ausserdem vereinigen einfache Menschen Suggestions- und Kleinlebewesenswirkungen unter dem Sammelbegriff der Besessenheit.

Amina war zu schwach, ihr Kindlein dauernd zu stillen. Nach den Ueberlieferungen hat sie den Sohn einige Tage oder sieben Monate selbst genährt; dann wurde er von einer Sklavin seines Oheims, endlich von Halyma aus dem Stamme Sad bis zur Vollendung des zweiten Lebensjahres neben seinem Milchbruder mit ernährt. (Halyma heisst zu deutsch Milde. Sad: Glück, Seligkeit.) Mohammed wuchs also nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande (in der Wüste) auf bei Wanderhirten (Nomaden). Fünf Jahre soll er bei diesen Wanderhirten verbracht haben, bis er zu seiner Mutter zurückgebracht ward. Das Erbe des Kindes von seinem verstorbenen Vater bestand aus einer Sklavin und einem Kamele. Der Aufenthalt auf dem Lande war weit gesünder, als der in Mekka und Medina, wo Wechselfieber herrschten.

Als der Knabe sechs Jahre alt war, ging die Mutter mit ihm nach Medina zu Besuch zu den Verwandten. Siebenundzwanzig Jahre später, als Mohammed in Medina seinen Wohnsitz aufschlug, erinnerte er sich noch der Haupteindrücke seiner Kindheit: „Auf diesem Turme spielte ich mit Onaysa, einem Mädchen dieser Stadt und einmal war ich in Gesellschaft mehrerer Kinder meiner Verwandten und wir glaubten, ein Vogel habe sich darauf niedergelassen. In diesem Hause wohnte meine Mutter — und hier ist mein Vater begraben, in dem Teiche (Brunnen) der Kinder Adyy lernte ich schwimmen. Einmal ging ein Jude bei mir vorüber und er sagte: „Dieser Knabe wird der Prophet dieses Volkes sein und in diese Stadt wird er seine Zuflucht nehmen (? hat er seine Flucht genommen?)“ [1]).

Nur einen Monat blieb Amina in Medina, dann machte sie sich mit ihrer Sklavin und zwei Kamelen auf zur Heimreise nach Mekka, kam aber nur bis Abwa, wo sie verstarb und begraben wurde. Die Sklavin Omm Ayman brachte das Kind und die beiden Kamele nach Mekka zurück. Als 59jähriger Mann, vier Jahre vor seinem Tode, liess Mohammed ihren Grabhügel erneuern und er weinte in Erinnerung an seine längst verstorbene Mutter.

Mohammed war nun Vollwaise, sechs Jahre alt, und wurde bei seinem 80jährigen Grossvater Abd-al-Mottalib weiter erzogen. Doch schon mit 8 Jahren wechselte er mit dem Tode Abd-al-Mottalibs abermals die Familie, indem er zu seinem Oheim Abu Talib, einem Sohne Abd-al-Mottalibs, verbracht wurde, der schon zwei Frauen und zehn Kinder zu ernähren hatte, auch später nicht an Mohammeds Berufung zum Verkünder des göttlichen Willens glaubte, ihn aber ritterlich schützte, solange er lebte. — Der Knabe Mohammed wurde als Hirte beschäftigt mit dem Hüten von Ziegen und Schafen der

[1]) In semitischen Sprachen in Zukunft und Vergangenheit durch dieselbe Sprachform oft ausgedrückt.



Mekkaner gegen sehr geringen Lohn. Ausserdem sammelte er zur Erhöhung seiner Bezüge die essbaren Früchte des Cissusbaumes.

Als Mohammed 14 oder 15 Jahre alt war, brach ein Krieg unter arabischen Stämmen aus, bei dem er vielleicht im Kampfe half. Schon mit 14 Jahren beteiligte er sich an einem Bunde ritterlicher Stämme von Mekka unter der Leitung des angesehenen Adballah ibn God'an (eines Sklavenhändlers und Eigentümers eines Freudenhauses) zum Schutze Reisender und Fremder gegen Betrug oder Misshandlung in Mekka. Auch soll er schon damals auf Handelsreisen Karawanen seiner Verwandten begleitet haben. In Gesellschaft eines Leinwandhändlers Saib besuchte er den Markt Hajascha sechs Tagereisen südlich von Mekka; dort lernte er Hakim, den Sohn des Chuzeima, kennen, der ihn seiner Tante Khadidscha als zuverlässigen jungen Mann empfahl. Er hatte bereits den Beinamen „Anim" (der Redliche) erworben. Für die reiche Witwe Khadidscha besuchte er nun Sklaven-, Leder-, Weizen-, Weihrauchmärkte, und er wurde für die einzelnen Reisen z. B. für eine Reise mit ein oder zwei Kamelen bezahlt.

Noch auf einer früheren Reise, als er mit seinem Oheim Abukalib nach Bassora fuhr, begleitete die Karawane ein christlicher Mönch und früherer Jude Bahira, Bachur oder Bachir, Georgius getauft, arabisch Djerdjis, der an der Unterhaltung mit dem Knaben grossen Gefallen fand und seine künftige Grösse vorhersagte.

Khadidscha, die etwa 38 bis 40 Jahre alt war, liess nun dem Mohammed durch eine Sklavin einen Heiratsantrag machen, den dieser annahm. Er war der dritte Gatte seiner ersten Frau. Ausser ihren Kindern erster und zweiter Ehe beschenkte sie ihren dritten Gatten mit etwa zwei Knaben und vier Mädchen. Die Knaben starben in früher Kindheit, die Mädchen wurden bald verheiratet und zwar die älteste Tochter noch vor dem Auftreten Mohammeds als Prophet. Von der jüngsten Tochter (Fatima) sind noch heute äusserst zahlreiche Nachkommen vorhanden. Mohammed lebte zunächst als Kaufmann oder Geschäftsführer seiner Gattin weiter in Mekka. Sein Stiefsohn Hind erzeugte einen Sohn, der auch Hind hiess und an der „fegenden" Pest (wahrscheinlich der Lungenpest) starb.

Als Mohammed 35 Jahre alt war, bauten die Mekkaner ihr Heiligtum, die Kaaba, neu auf und es entstand unter den Vertretern der vier Hauptfamilien der Stadt Streit, wer den berühmten schwarzen Stein (anscheinend ein Meteor aus einer anderen Welt) emporheben und an seine Stelle legen solle. Mohammed ward zum Schiedsrichter ernannt und er ließ ein Tuch bringen, legte den schwarzen Stein darauf und liess jeden der vier Streitenden einen Zipfel des Tuches ergreifen und so Stein und Tuch emporheben. Als der Stein so hoch war, als die Stelle, in die er gelegt werden sollte, schob ihn Mohammed mit seinen Händen



hinein. So die eine Ueberlieferung. Nach einer anderen (Fasy im Schifa) fand der Wiederaufbau der Kaaba in der Zeit der Kindheit Mohammeds, als sein Grossvater noch lebte, statt. Vielleicht begann man sehr frühzeitig mit dem Wiederaufbau des Heiligtums, während es ein Menschenalter währte, bis der Bau so weit fortgeschritten war, dass der heilige Stein eingesetzt werden konnte.

In den nächsten fünf Jahren suchte Mohammed noch mehr die Einsamkeit; er zog sich häufig allein oder mit Khadidscha in eine Höhle des Berges Hara zurück. Zu gleicher Zeit war er in weniger günstige Vermögensumstände geraten, die ihm einmal, wie Ali Halibi berichtet, nicht gestatteten, für einen ganzen Monat Lebensmittel in die Höhle des Berges Hara mitzunehmen. Schon sein Grossvater Abd al Mottalib hatte die Gewohnheit gehabt, an diesem Berge in Andacht zu verweilen und hier Arme zu speisen. Hier hatte er Offenbarungen, die ihn veranlassten, im Alter von 40 Jahren als Prophet aufzutreten, Anhänger zu werben. Khadidscha und seine Sklaven, sowie sein späterer Schwiegervater Abu Bekr gehörten zu seinen ersten Anhängern. Infolge eines göttlichen Befehls (Sure 15, 94—99: Verkünde, was dir geboten ist, und tue dich von den Götzendienern. Wir wollen dir beistehen gegen die Spötter) trat er nun in weiterer Oeffentlichkeit auf. Mohammed und seine Anhänger gerieten in Lebensgefahr. Elf Männer und vier Frauen flohen auf seinen Befehl nach Abessinien zu Schiffe.

Auf den Kopf Mohammeds wurde nun ein Preis von 100 Kamelen und 1000 Unzen Silber gesetzt. Omar, der diesen Preis verdienen wollte, fühlte Reue und trat zum Islam über. Abu Talib, ein Oheim Mohammeds, der niemals zum Islam übertrat, hielt es dessen ungeachtet für seine Pflicht als Sippengenosse oder älterer Verwandter, den gefährdeten Neffen auf seiner Burg auf dem Lande fern von Mekka in Sicherheit zu bringen. Dorthin folgten dem Propheten viele seiner Anhänger, die Verbannung und Entbehrung freiwillig drei Jahre lang mit ihm teilten. Nur während der Festtage in den heiligen Monaten, in denen die Feindseligkeiten immer eingestellt werden sollten, war ihnen der Besuch Mekkas erlaubt. In dieser Zeit bekehrten sich zum Islam eine christliche Karawane und ein Geisterbeschwörer, der sich erbeten hatte, Mohammed, den er für besessen hielt, zu heilen.

Nach dreijähriger Verbannung kehrte der Prophet nach Mekka zurück, da seine Friedloserklärung, die an den Mauern der Kaaba angeheftet gewesen war, aufgehoben wurde. Nun trafen ihn hart hintereinander zwei schwere Schicksalsschläge. Sein Oheim Abu Talib starb und drei Tage später verschied auch Khadidscha. Er nahm nun einen Monat nach ihrem Tode seine zweite Frau, Sanda, die Witwe eines abessinischen Flüchtlings. Kurz darauf verlobte er sich mit Ajescha, der etwa siebenjährigen Tochter Abu Bekr. Nun jagten



ihn die Mekkaner aus der Stadt. Mohammed floh nach Taif, zwei Tagereisen östlich von Mekka, wurde jedoch von den Einwohnern wieder nach Mekka zurückgejagt, wo er Aufnahme fand bei Mutim, einem Bürger, der nicht zu den Koreischiten gehörte, und wo er durch übernatürliche Erscheinungen zu neuem Auftreten gekräftigt wurde. Die Erzählung seiner Verzückungen brachte ihm neuen Spott und Hohn und Verlust vieler seiner Anhänger, andererseits aber auch neue Anhängerschaft unter Pilgern aus Medina, die die Lehre des Propheten in ihrer Heimat weiter verbreiteten. Im September 622 trachteten ihm Leute seiner Vaterschaft nach dem Leben, wahrscheinlich, weil sie eine Verringerung ihrer Einnahmen von der Verkündung des einen Gottes fürchteten und Mohammeds Werk für teuflisch hielten. Andererseits erhielt er von Medina die Aufforderung, dorthin auszuwandern. Mohammed ging nun mit Abu Bekr zunächst heimlich aus einem Nebentor seines Hauses, das von Feinden umstellt war, hinaus nach einer Höhle östlich von Mekka, wo er sich vier Tage lang verborgen hielt, um dann längs des Roten Meeres nach Jathreb (Medina) zu wandern. Unterwegs gewann er die Kinder Sahm zu seinen Anhängern, deren Häuptling Bureida den Propheten nach Medina begleitete. Hier wurde sofort mit dem Bau eines Gotteshauses (einer Moschee) begonnen, die damals einen einfachen Holzbau darstellte, und anfänglich, bevor einige Gläubige Oellampen anbringen liessen, des Nachts mit brennenden Holzscheiten erleuchtet wurde. Heute steht hier jedoch ein prächtiger Tempel.

Jetzt gründete Mohammed eine Brüderschaft zwischen seinen Anhängern in Medina und denen in Mekka und führte Kriege mit wechselndem Erfolge bald gegen die ungläubigen Mekkaner, bald gegen andere (jüdische oder arabische) Stämme.

Im zweiten Jahre der Auswanderung (Hedschra) kämpften 314 Gläubige bei Bedr siegreich gegen 600 Mekkaner. Dreizehn Monate später belagerten 3000 Mekkaner Medina vergeblich. Mohammed verlor zwar 70 Mann bei Ohod, wurde auch selbst verwundet, auch wurden Sendlinge des Islams ermordet. Allein nach 20 Tagen mussten die mit dem jüdischen Stamme der Kinder Kuraiza verbündeten Mekkaner die Belagerung Jathrebs aufgeben. Mohammed vermehrte die Zahl seiner Gattinnen, gab Gesetze, führte religiöse Bräuche ein, plünderte feindliche Stämme, zog als Pilger nach Mekka, entging dem Giftmordversuche einer Jüdin Zeinab, die ihm ein vergiftetes Lamm vorgesetzt hatte, indem er nur wenig davon ass, erliess nun acht Schreiben an die angesehensten Herrscher seiner Zeit (den Perserkönig Chosroes II, den König von Abessinien, den Kaiser Heraklius, Makankus, Statthalter von Aegypten und verschiedene Araberhäuptlinge), in denen er Anerkennung als göttlicher Verkünder und Bekehrung zum Islam forderte und überall ehrenvolle und höfliche Behandlung erlangte. Nur



der Perserkönig Chosroes zerriss den Brief. Amru, der Ghasshinde, tötete den Gesandten Mohammeds. Amru, von Griechen unterstützt, schlug 3000 Mohammedaner.

Als die Mekkaner einen Stamm angriffen, der unter Mohammeds Schutz stand, schlug dieser mit 10 000 Mann sein Lager vor Mekka auf, das Mohammed nun als Herrn und Propheten anerkannte. Mohammed zerstörte die 360 Götterbilder des arabischen Heiligtums, umschritt siebenmal die Kaaba und küsste bei jedem Umzug den schwarzen Stein und ähnlich durchzogen seine Heerführer die Länder, zerstörten die Götterbilder, töteten die Priesterinnen, breiteten den Islam aus. Im zehnten Jahre der Auswanderung (Hedschra) zog der Prophet an der Spitze von 40 000 Pilgern in Mekka ein, nachdem er im Jahre 9 zum Krieg gegen Byzanz aufgefordert hatte.

Einige Monate nach der Rückkehr von Mekka bereitete er einen syrisch-griechischen Krieg vor. Am 27. Zafar jedoch erkrankte er im Hause seiner Gattin Zeynab (25. Mai 632). Gegen Mitternacht begab er sich mit einem Sklaven nach dem Friedhofe von Baky und erflehte den Segen des Himmels über seine dort ruhenden Gefährten. Zu seinem Begleiter Abu Munhaba sagte er: „Mir ist die Wahl gelassen in der Welt zu bleiben, deren Schätze mir bis zum letzten Tage aufgetan sind, oder meinem Herrn schon früher zu begegnen, und bei Gott, ich habe das letztere erwählt.“ Dann betete er für die Toten, indem er sagte, er habe Befehl dazu. Als er nach Hause kam, klagte Ajescha über Kopfschmerzen. Er erwiderte: „Lass lieber mich klagen. Ich leide grosse Schmerzen.“ Dann besuchte er noch alle seine Frauen und brachte die Nacht in der Hütte der Mayuna zu. Hierhin rief er alle seine Frauen zusammen und bat, ihm zu gestatten, dass er neben dem Gotteshause in Ajeschas Hütte bleiben dürfe.

Dort stieg das Fieber zu solcher Höhe, dass er sich in eine Badewanne setzen und mit sieben Wasserschläuchen begiessen liess, bald aber mit der Hand winkte, man solle damit aufhören. Nachdem er sich etwas erholt hatte, äusserte er: „Nun fühle ich, dass das in Cheibar empfangene Gift[1]) mir das Herz zerreisst.“ Hierauf begab er sich in das Gotteshaus, von zwei Verwandten gestützt, wo er Abu Bekr zur Leitung des Gottesdienstes empfahl und den freigelassenen Usuma zum Führer gegen die Griechen weihte und dann sprach: „Wer unter euch etwas auf dem Gewissen hat, der stehe auf, damit ich Gott um Gnade für ihn anrufe.“ Ein Mann, der als guter Moslim galt, erhob sich und sagte: „Ich

[1]) Wahrscheinlich handelte es sich um Wechselfieber zufolge Stechmückenstichs. Mücken sammeln sich wo Fleisch lagert. Die ganze Behandlungsart zeigt, dass man damals die Erreger nicht erkannte, sondern als unsichtbare Geister auffasste.



war ein Heuchler, ein Lügner, ein gleichgültiger Moslim." Omar rief laut: „Wehe über dich, warum tust du kund, was Gott verborgen hat?" Mohammed aber erwiderte: „O Sohn Chattabs, es ist besser in diesem Leben zu erröten, als in dem zukünftigen," und er fuhr fort: „Habe ich einen unter euch geschlagen, hier ist mein Rücken, er möge mich wieder schlagen! Habe ich jemand in seiner Ehre gekränkt, er möge meine Ehre angreifen! Habe ich jemand seines Geldes beraubt, er nehme es zurück und fürchte meinen Zorn nicht, denn das ist meine Art nicht!" Ein Mann trat vor und forderte drei Denare. Mohammed gab sie ihm, indem er wiederholte: „Besser in dieser Welt erröten, als in der zukünftigen." Das war der letzte Gottesdienst, an dem er tätig teilnahm, während er sich noch öfter in das Gotteshaus zurückbringen liess und Abu Bekr von nun an die Gottesdienste leitete. In seine Kleider gehüllt wurde er in die Hütte der Ajescha neben der Moschee zurückgetragen. Das Fieber wurde so heftig, dass man die Hitze des Körpers durch die Decke hindurch fühlen konnte. Auch stellten sich Schmerzen der linken Seite ein. Er war äusserst aufgeregt, wälzte sich auf seinem Lager, schrie und jammerte. Seine Frauen, die nicht erkannten, dass die Aufregung ein schlimmes Zeichen der Krankheit war, fragten ihn: Was würdest du sagen, wenn eine von uns sich so benähme? Er antwortete: Wisst ihr nicht, dass niemand mehr zu dulden hat, als die Propheten? Der eine ist von Ungeziefer verzehrt worden; der andere starb in solcher Armut, dass er nichts besass, als einen Lumpen, um seine Scham zu bedecken, aber ihr Lohn wird in dem jenseitigen Leben um so grösser sein."

Am Donnerstag, den 4. Juni, erreichte seine Krankheit die grösste Heftigkeit und er verlangte Schreibzeug, um sein Testament zu schreiben, das man ihm verweigerte (weil man vielleicht befürchtete, das Leiden zu verschlimmern?).

Er drückte mündlich den Wunsch aus, dass sein Leichnam von seinen Verwandten gewaschen, dann in ägyptisches oder yamanisches Tuch gewickelt und auf die Bettlade, in der er während seiner Krankheit lag, zurückgebracht werde. Darauf sollten sie ihn alle auf kurze Zeit verlassen, damit die Engel für ihn beten könnten.

Die Krankheit ging nun in Benommenheit über. Am Sonntag verfiel er in eine lang anhaltende Ohnmacht; und seine Frauen träufelten ihm Olivenöl, in dem indischer Aloë und Safran aufgelöst waren, in den Mund. Als er sich erholt hatte, war er sehr aufgeregt darüber, denn das Einträufeln dieses Oeles in den Mund galt für ein Zaubermittel, das bei Menschen angewandt wurde, die verunreinigt waren und mit denen der Teufel sein Spiel trieb. „Glaubt nicht," sagte er, „dass Gott zulässt, dass ich, sein Bote, unrein sei. Dieses Mittel hat euch Asma, die Tochter des Omays, angeraten und sie hat es in Abyssinien kennen gelernt." Um ihn zu besänftigen, legte sich eine seiner Frauen nach der anderen nieder



und liess sich von ihren Gefährtinnen ebenfalls etwas von dem Oel in den Mund träufeln.

Am Montag, seinem letzten Lebenstage, schien Besserung eingetreten zu sein. Aber ein neuer Anfall stellte sich ein. Ehe er das Bewusstsein verlor, schenkte er seinen Sklaven die Freiheit, liess sie sieben Denare an die Armen verteilen und betete: „Gott stehe mir bei in der Todesnot.“ Seine letzten Worte waren: „Dem höchsten Genossen im Paradiese.“ Ajescha wendete eine Zauberformel an, die sich sonst immer wirksam erwiesen hatte. Sie nahm seine rechte Hand, strich ihm damit über sein Gesicht und über die Brust und sprach: „O Gott, der Menschen Hort, schaff' dieses Uebel fort; denn du bist der Heiler und es gibt keine Heilung als deine Heilung und dein Heilen gestattet der Krankheit kein Weilen.“ Als sie seine Hand sinken liess, war diese kalt und tot.

Mohammed starb am 8. Juni 632 nachmittags und wurde am Dienstag abend in der Hütte der Ajescha auf dem Fleck, wo er gestorben war, begraben. Sie wohnte weiter in der Hütte, doch wurde eine Wand zwischen ihr und dem Grabe gebaut. Später wurde die Hütte niedergerissen und das Grab in das Gotteshaus einbezogen.

Aeussere Erscheinung Mohammeds.

Ueber die Körperbeschaffenheit und über seelische Eigenheiten Mohammeds wird uns folgendes berichtet:

Der Prophet soll von mittlerer Grösse gewesen sein, einen grossen Kopf, starken Bart, rundes Gesicht und rötlich-braune Wangen gehabt haben. Seine Stirn war hoch, der Mund gross, die Nase lang und etwas gebogen. Er hatte grosse schwarze Augen. Eine Ader von der Stirn zu den Augenbrauen gehend schwoll an, wenn er zornig wurde; die prächtig weissgelben Zähne standen weit auseinander, auf der unteren Lippe zeigte sich ein kleines Muttermal. Das über die Schultern herabwallende Haar behielt seine dunkle Farbe bis zu seinem Tode, allerdings begann das Haar in den letzten Lebensjahren leicht zu ergrauen. Manchmal färbte er es braun. Noch häufiger wurde es mit wohlriechenden Oelen gesalbt. Nur zur letzten Pilgerreise hatte er sein Haupt scheren lassen. Jeden Freitag vor dem Gebet wurden Bart und Fingernägel in Ordnung gebracht. Sein Hals „erhob sich wie eine Silberbarre auf der breiten Brust“. Zwischen den Schultern hatte er ein grosses, mit Haaren umwachsenes Muttermal, das seinen Anhängern als das Siegel seines Prophetentums galt. Ein Arzt wollte es wegnehmen. Dagegen wehrte sich Mohammed mit den Worten: „Er, der es gemacht hat, wird es auch heilen.“ Nahe an diesem Muttermale fanden sich zwei kleine Vertiefungen. Er soll (scherzhaft?) behauptet haben, mit diesen rückwärts sehen zu können. Hände und Füsse waren sehr gross, sein Gang aber so leicht, dass er „keine Spur im Sande zurückliess“.



Sein Hals glich einem Elfenbein- oder Marmorbildwerk. Er hatte eine breite Brust. Der Knochenbau war kräftig. Sein Antlitz glänzend wie der Vollmond. Er hatte eine Adlernase. Sein Lachen war voll Hoheit (Majestät) und liess Zähne perlengleich erkennen oder ähnlich kleinen Hagelschlossen. Er hatte ein sehr feines Gehör und eine schöne wohltönende Stimme. Er war fleischig (wohlgenährt), abgesehen von Magen und Bauch. Das Muttermal zwischen den Schultern war taubeneigross und dieser Knorren verschwand, als er tot war.

Wenn der Prophet entkleidet war, war seine Haut hell und glänzend, reizend in ihrer natürlichen Gestalt und haarlos. Nur vom Kehlkopf zum Nabel zog ein Streifen feiner Haare, die einen sehr dünnen Strich bildeten. Auf der ganzen Brust und dem Bauche hatte er keine anderen Haare als diese kleine Linie. Seine Arme jedoch und die Höhe der Brust waren ausserordentlich behaart und fleischig. Der Bauch war flach und mager, eine Folge seines Fastens und seiner grossen Mässigkeit. Hüften und Schenkel waren sehr zart und die Hacken (Füsse) leicht. Er hatte eine grosse hoheitsvolle Haltung, geschlossenen Schritt; kaum sah man seine Fußspur im Sande. Seinen Achselhöhlen entströmten angenehme Düfte. Abu Horaïra sah niemals einen schöneren Mann wie den Gesandten Gottes.

Seine Kleidung war einfach. Sie bestand gewöhnlich aus einem Baumwollhemd und einem leinenen Obergewand, das gewebt war. Nur bei festlichen Anlässen trug er einen gelben Mantel. Seine wollene Mütze wurde manchmal turbanähnlich mit weissem oder schwarzem Tuch umwunden. An Beinkleider gewöhnte er sich erst in späteren Jahren. Bei ausserordentlichen Veranlassungen trug er Prunkgewänder, die er als Geschenk erhalten hatte, so ein Tuchgewand, das mit Seide durchwebt und gestickt war, ein Geschenk des Kaisers Heraklius; Stiefel, die bunt bemalt waren, hatte ihm der König von Abessinien geschenkt. Auch besass er einen grossen Kopfbund, Gurt und Wehrgehenk aus Kupfer mit silberner Schnalle, silbernen Haftspannen, drei silberne Ringe und Silberverzierung. Er liebte die Farben Weiss, Schwarz, Grün und Rot in seiner Kleidung.

Ein Zahnstocher gehörte zu seinen täglichen Gebrauchsgegenständen, wie ja auch heute noch die eingeborenen Afrikaner stundenlang mit Zahnhölzern ihren Mund bearbeiten. Noch im Tode soll er einen Zahnstocher in der Hand gehalten haben. Sein Schlafgemach entsprach ganz seiner gewöhnlichen Einfachheit. Strohmatten mit einer Decke dienten zum Lager. Ein Lederkissen mit Palmfasern gefüllt lag unter dem Kopf. Beständig trug Mohammed einen Spiegel bei sich worin er sich gern beschaute. Auch Kamm, Schere, wohlriechendes Oel und Farbe für die Augenwimpern führte er mit sich. In der Schlacht trug

er ein doppeltes Panzerhemd und einen Helm mit Visier, der das ganze Gesicht, mit Ausnahme der Augen, bedeckte.

Gegen Tiere war der Prophet voller Mitgefühl. Sein schweisstriefendes Ross trocknete er einst mit seinem Aermel. Mit einer Katze ass er aus einer Schüssel. Einen weissen Hahn nannte er seinen Freund. In ihm glaubte er Schutz zu haben gegen Teufel, Geister (Dschina), Zauberei und bösen Blick[1]). Nie nahm er von anderen Dienste an, die er sich selbst leisten konnte. Er kaufte sich selbst die Lebensmittel auf dem Markte, reinigte selbst seine Kleider, besserte sie selbst aus, molk selbst seine Ziegen und oft lebte er viele Tage lang ohne zu kochen oder zu braten (ohne dass das Feuer seines Herdes loderte).

Seit er in Cheibar von dem vergifteten Lamme gegessen hatte, nahm er von Fremden keine Speisen mehr zu sich, ohne dass diese nicht selbst gekostet hatten. Mohammed war im allgemeinen schweigsam, jedoch auch zuweilen zu Scherzen geneigt. Der Prophet übertraf an Geist und Verstand „alle anderen" Menschen, war mit überlegener Vernunft ausgestattet, hatte ein glückliches Gedächtnis, lebhafte und scharfe Auffassung, eine ausgezeichnete Gemütsart. Er sprach wenig und nur in dringenden Fällen, drückte sich angenehm und beredt aus; wenn er in der Oeffentlichkeit sprach, war seine Rede kurz, bündig und klar. Er war stets frohen Sinnes, von gleichmässiger Stimmung. Wer ihn grüssen wollte, dem kam er höflich zuvor. Betrübte suchte er zu trösten, indem er auf ihre Sorgen einging und sie stets zufrieden entliess. Recht und Billigkeit bewahrte er gegenüber Verwandten und Fremden, Mächtigen und Schwachen. Arme verachtete er nicht wegen ihrer Dürftigkeit und schätzte die Reichen nicht besonders hoch wegen ihrer Güter. Die Liebe der Vornehmen gewann er, indem er sich vertraulich mit ihnen unterhielt. Schmachvoll behandelte er niemand. Er benahm sich volkstümlich dem gemeinen Manne gegenüber, hörte diejenigen geduldig an, die mit ihm zu tun hatten, und erhob sich niemals zuerst. Sprach man stehend mit ihm, so hörte er auch stehend zu, und er verweilte, bis der, der ihn in Anspruch nahm, sich entfernte. Nach getaner Arbeit unterhielt er sich über ernste und erbauliche Dinge, doch ohne Zwang und Ziererei. Nie war er dermassen von ernster und schwerer Unterhaltung eingenommen, dass er nicht hin und wieder seine Stirn entrunzelte und in das Gespräch lustige und geistreiche Worte einflocht. Seine Gefährten besuchte er oft, unermüdlich bestrebt, Feinde zu versöhnen, doch ergriff er nie die Partei dessen, der Unrecht hatte. Auch für kleine Geschenke bedankte er sich stets, indem er daraus eine grosse Sache machte. Die Welt und ihre Angelegenheiten bewegten ihn nicht, so sehr war sie ihm gleichgültig.

[1]) Hühner fressen gierig die durch Räucherungen betäubten Stechmücken, die Erreger des Wechselfiebers, noch jetzt auf in Afrika.



Wenn jedoch jemand aus Bosheit und Eigensinn der Wahrheit entgegentrat, geriet der Prophet in gewaltigen Zorn, und hatte nicht eher Ruhe, bis er die Bestrafung des Schuldigen herbeigeführt hatte. Er schonte, soweit möglich, die Person, und wandte sich nur gegen das Laster. Vom Zorn überrascht, hielt er sogleich wieder an sich und mässigte sich. Auch bei freudiger Erregung mässigte er sich und senkte bescheiden den Blick. Wenn ihm etwas Angenehmes begegnete, pflegte er zu sagen: „Gelobt sei Gott der Herr für alle seine Schöpfungen.“ Wenn ihm eine Sache missfiel: „Gott sei gelobt für jedes Geschehen, was es auch sei.“

Mohammed war Weltmann, sehr freundlich und gefällig, aber äusserst wahrheitsliebend, und er hielt viel auf Zuverlässigkeit hinsichtlich eines gegebenen Wortes, war milde in all seiner Hoheit, zuvorkommend, aber nicht aufdringlich in der Unterhaltung. Er liebte es, Wohnung bei seinen Kameraden zu nehmen, um sie zu seinen Zwecken heranzuziehen. Wenn er unter ihnen sass, spreizte er nicht seine Füsse. Er machte ihnen bei beschränkten Räumlichkeiten Platz, und zog seine Knie eng an. Er diente gern denen, die ihm dienten, und unterschied sich in Kleidung und Auftreten nicht von einfachen Männern. Was man ihm vorsetzte, war ihm gleichgültig, und er tadelte und lobte das Essen nicht. Wenn er im Gespräch jemand von einer Sache überzeugen wollte, stiess er die ganze flache Hand nach vor, bei Bewunderung in die Höhe. Wenn er eine Tat oder eine Geschichte erzählte, hielt er beide Fäuste geschlossen und er schlug dann mit dem rechten Daumen leise auf den linken. Niemals sah er dem, mit dem er sprach, voll ins Antlitz. Sein ganzes Auftreten atmete Hoheit, flösste Ehrfurcht ein. Wen er ansprach, der konnte nicht anders, als ihn lieben. Er war hochherzig, freigebig, herrlich, milde und voll Mitleid gegenüber Armen und Bedürftigen. Auf seine Kosten bestritt er ständig den Unterhalt von vierzig Menschen, abgesehen von den grossen Almosen, die er verteilte. Wenn man ihn um etwas bat, so antwortete er niemals mit Nein. Die freigebigste Stimmung hatte er im Monat Rhamadhan, denn in allen Nächten dieses Monats pflegte ihm der Engel Gabriel den Koran zu bringen und jedesmal war Gabriel auf ein Pferd gestiegen, das schneller als der Wind lief. Freigebig war er bis zur Verschwendung, so dass sich oft in seinem Hause nicht mehr der kleinste Teil einer Drachme, eines Denars oder einer Goldmünze befand. Von allem Reichtum, den ihm Gott in reichstem Maße zufliessen liess, verbrauchte er zum Unterhalt seiner Familie nur das dringend Nötige während des laufenden Jahres. Den grössten Teil der Datteln und der Gerste, die er erntete, verwandte er als Almosen. Ja selbst oft den für seine Familie bestimmten Teil griff er zu Almosenzwecken an, so dass er sich selbst häufig der Dürftigkeit gegenüber sah. Gott bot ihm die Schlüssel zu den Schätzen dieser Erde an, er aber wollte sie nicht annehmen. Seine Nüchternheit und Mässigkeit waren so einzigartig, dass

Abu Horaïra von ihm sagte: „Der Sendbote Gottes schied aus dieser Welt, er, der sich noch nicht einmal stets mit Gerstenbrot sättigte bei all seinem Vermögen.“ Manchmal vergingen ein oder zwei Monate, ohne dass in irgendeinem seiner Häuser Feuer angemacht wurde. Man lebte während dieser ganzen Zeit nur von Datteln und Wasser und um den Hunger zurückzudrängen, band er sich einen Stein dicht auf den Bauch. Wenn er sich zur Ruhe niederliess, gürtete er Lenden und Schenkel mit einer Binde oder einem Tuche. Er trank im Sitzen, manchmal im Stehen, nahm den Topf und schlürfte in drei Absätzen drei Schluck. Auf Reisen, wenn er zu Pferd, Maulesel oder Esel sass, ass er mit seinem Diener zusammen. Denn gewöhnlich sass sein Diener oder irgend jemand anders hinter ihm auf dem Reittier. Er hatte Wohlgefallen an der Zurückgezogenheit uud Einsamkeit und floh, so oft er konnte, die grosse Welt und die Menschenmenge. Dennoch löste er sich von den Gütern dieser Welt nicht so vollständig los, dass er sich nicht hin und wieder eine Freude von dem gewährte, das er für den köstlichsten Genuss hielt.

Er liebte Düfte und Wohlgerüche über alles, bediente sich ihrer oft und war von ihnen wunderbar belustigt, hatte auch eine starke Hinneigung zum schönen Geschlecht. Er pflegte oft zu sagen: „Es gibt zwei Dinge in dieser Welt, die mir sehr angenehm sind, die Frauen und die Wohlgerüche und diese beiden Dinge erfreuen mein Auge und erhöhen meinen Eifer im Gebet.“ Er teilte die Tages- und Nachtstunden zwischen seinen Frauen und legte sich zu ihnen abwechselnd der Reihe nach. Wenn er eine schöne Frau sah, glättete er sich die Stirn und färbte sein Haar. Als Mohammed eines Tages sich im Wasser spiegelte und sein Haar ordnete, und einige daran Anstoss nahmen, und ihn davon abbringen wollten, sagte er: „Gott liebt die, die ihm zu Diensten stehen, sich vorbereiten und sauber putzen, bevor sie sich an seinen Tisch setzen.“ Auch pflegte er zu sagen: „Ich übertreffe alle übrigen Menschen in vier Punkten: an Gesundheit, Freigebigkeit, Faustkraft im Kampfe und Lebenskraft in der Ehe.“ Wie er seine Kleider ausbesserte, so nähte er auch seine Schuhe selbst. Gewöhnlich molk er seine Schafe selbst, er setzte sich oft zur Erde, zündete Feuer an, kehrte das Haus, bediente sich selbst, empfing seine Gäste und bereitete ihnen das Essen, ass mit seinen Nachbarn, selbst mit seinem Diener.

In der Ueberlieferung (Sunna) findet sich eine Erzählung der Ajescha: „Ich fand den Propheten, der seine Schuhe mit solchem Eifer ausbesserte, dass Schweisstropfen über sein Gesicht liefen. Das bewirkte, dass der Prophetenglanz in meinen Augen nicht so strahlend erschien. Deshalb rief ich: ‚Bei Gott, wenn der Dichter Abu Cabir Euch in diesem Zustande sähe, ob der Vers, den er zu Eurer Ehre gesungen hat, nicht auf jeden anderen ebenso gut passte, wie auf Euch.‘ Er sagte zu mir: ‚Was für einen Vers hat dieser Abu Cabir gesungen?‘ Ich antwortete: ‚Er sang:

Seit ich ihn erblickt, war ich entzückt, von Freud' berückt. Denn sein Gesicht strahlt Licht, Blitzgarben gleich, so glanzesreich.' Sogleich wischte der Prophet den Schweiss von seinem Antlitz, das sofort seinen früheren Glanz wieder annahm und er sagte zu mir: ,Ajescha, Gott lohne Dirs'."

Das Familienleben des Propheten

war von Anfang an herzlich, innig und auf gegenseitige Liebe und Achtung gegründet.

1. Seine erste Ehefrau war Khadidscha und er heiratete, solange sie lebte, keine andere Frau. 619 starb sie, ungefähr 65 Jahre alt, nach 24jähriger dritter Ehe, die reichlich kindergesegnet war.

2. Im April 619 heiratete er, noch nicht zwei Monate nach dem Tode der Khadidscha, Sanda, die 629 einen Freund hatte, um dessentwillen er sie verstossen wollte. Doch stellte sich heraus, dass der Freund ein Eunuche war und Mohammed behielt sie, nachdem sie auf ihre ehelichen Rechte[1]) zugunsten der Ajescha verzichtet hatte. Sie wird ihrem Wunsche gemäss am Tage der Auferstehung unter seinen Gemahlinnen erweckt werden und starb 643, nach Ibn Sad sogar erst 674 n. Chr.

3. Ajescha, die Tochter Abu Bekrs, war 6 Jahre alt, als der 50jährige Mohammed sich mit ihr verlobte. Sie ist von ihm entjungfert worden. Sie selbst erzählt ihre Verlobung: „Ich sass," so erzählt sie, „mit anderen Mädchen in einer Schaukel, als mich die Mutter rief. Ich ging zu ihr, wusste aber nicht, wozu sie mich wollte. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich zur Haustür. Ahnungen machten mein Herz pochen, doch nach einiger Zeit wurde ich wieder ruhig. Ich wusch Gesicht und Kopf. Dann führte sie mich in das Haus, in dem mehrere Frauen versammelt waren. Sie empfingen mich mit Glückwünschen und Segnungen und putzten mich. Als sie fertig waren, übergaben sie mich dem Propheten." Sie nahm ihr Spielzeug mit in das Haus Mohammeds, erfreute sich am Puppenspiel. Mohammed nahm Anteil an ihrer Unterhaltung, erzählte ihr zuweilen Geschichtchen, lief auch mit ihr um die Wette, liebkoste ihren Kopf und ihr Haar auch in der Moschee, verkündete, dass sie auch im Paradiese eine seiner Frauen sein werde. Im Hause trug sie nur Beinkleider oder einen Schurz, zuweilen noch ein Schultertuch, im Gotteshause Hemd (Dir), Brusttuch (Chimar), das auch Hals, Kinn und unteres Gesicht bedeckte, und Kopftuch (Gilhab), das auch Stirn und Nacken umhüllte. Auch einen grossen Schleier, sowie goldene Ringe für Finger und Zehen besass sie. Auch wohlriechendes

[1]) Recht regelmässiger Beiwohnung unter gleichmässiger Berücksichtigung aller Gattinnen.



Haaröl salbte sie ein. Sie liebte die Kleidung gelb zu färben, aber trug auch bisweilen Halstuch (Chimar) und Hemd rosenrot. Mit 9 Jahren wurde sie aus der Verlobten eine Gattin des Propheten. 626 (4 Jahre nach der Flucht) kam sie in Verdacht der Untreue. Wenn nämlich Mohammed eine Reise unternahm, so loste er unter seinen Frauen und nahm diejenige mit, deren Los herauskam. In diesem Feldzuge war Ajescha die Glückliche. Als sie auf dem Rückzuge unweit Medina vor Abend rasteten, stieg sie aus der Hauda (dem Gestell auf dem Kamele, das sie zu tragen pflegte) natürlicher Bedürfnisse halber, vermisste jedoch bei der Rückkehr eine Halsschnur aus Muscheln und ging sie suchen. Unterdessen hoben die Männer die Hauda, die leer war, in dem Irrtum, Ajescha sei in dem Häuschen, auf das Kamel, banden sie fest und der Zug setzte sich, da es inzwischen Nacht geworden war, in Bewegung (in heissen Gegenden rastet man am Tage und marschiert des Nachts). Ajescha kehrte zurück und wartete an der Stelle des Lagers, zumal sie weder „einen Rufenden", noch einen „Antwortenden" fand, schlief ein und wurde am Morgen von Çafran gefunden, der sie auf ein Kamel setzte und nebenher ging und mittags das rastende Heer, in dem sie noch nicht vermisst war, einholte. Die üble Nachrede setzte ein. In Medina lag sie etwa 20 Tage krank, wurde während der Krankheit von Mohammed besucht, der nicht so zärtlich wie sonst war und nur fragte: wie geht's. Nach der Genesung erfuhr sie von dem Stadtklatsch. Mohammed, der keine Weisung von Gott erhalten hatte, beriet sich mit Alyy und Osama, der erstere forderte die Entlassung, der letztere glaubte an ihre Unschuld. Ajescha weinte eine ganze Nacht im Hause ihrer Eltern, zu denen zu gehen sie Mohammed um Erlaubnis gebeten hatte. Am Tage darauf fragte sie Mohammed, ob sie schuldig sei oder nicht. Ehe der Prophet das Gemach verliess, befiel ihn ein Krampfanfall wie ein Fieber, so lange, bis ihm Schweisstropfen wie Perlen gross herabrollten. Dann als der Anfall vorüber war, lächelte er und sagte: „Gott hat dich für schuldlos erklärt." So entstand Koran 24, 11—21.

Ausserdem bestimmt dieselbe Sure, dass „Hurer" und „Hure" mit 100 Schlägen zu geisseln seien, ohne dass Mitleid die Strafe vereitelt. Einige Gläubige mögen durch ihre Gegenwart die Bestrafung bezeugen. Ausserdem sollen „Hurer" und „Huren" auch unter sich heiraten dürfen, eine Heiratsart, die den Gläubigen verboten ist. (Die Ueberlieferung — Sunna — wendet diese Strafe jedoch nur bei Unfreien an, während Freie gesteinigt werden.) 80 Schläge soll erhalten, wer eine ehrbare Frau des Ehebruchs beschuldigt und dies nicht durch einen Zeugen erhärten kann.

Ajescha begleitete später den Propheten wieder auf einem Feldzuge. Mohammed hatte ihr Kenntnisse im Lesen beigebracht oder beibringen lassen. Sie besass auch eine Koranhandschrift, hat auch viele

Aussprüche Mohammeds und Nachrichten aus seinem Leben überliefert, und starb zu Medina hochangesehen am 13. Juli 678.

4. Zaynab bint Chozagma nahm der Prophet, als ihr dritter Gatte, nachdem der zweite bei Badr im Februar 625 (3 der Hedschra) gefallen war. Sie verstarb nach 2 oder 18 Monaten.

5. Hafça, Omars Tochter, 605 oder 607 geboren, wurde nach dem Tode ihres ersten Mannes (der an den Wunden aus einer Schlacht verstarb) dem Abu Bekr und dem Othman angeboten. Keiner wollte sie nehmen. Da bot er sie dem Propheten an, der sie nahm, sich später auch von ihr trennen wollte, sie aber mit Rücksicht auf Omar behielt. Sie starb im Jahre 45 oder 41 (Oktober 665 oder 661).

6. Omm Salama, eine Witwe, die ihm vier Kinder mitbrachte. Nach der Hochzeit (März 626) liess er ihr die Wahl, ob er 3 Tage bei ihr wohnen, dann der Ordnung gemäss die übrigen Frauen besuchen solle, oder ob er 7 Tage bei ihr wohnen solle. In diesem Falle, fügte er hinzu, bleibe er auch bei ihren Genossinnen je 7 Tage. Sie wählte 3 Tage, so dass noch heute die Rechtgläubigen einer neuen Frau 3 Tage schenken, während z. B. der verstorbene Manga Bell von Kamerun jede seiner Gattinnen (er hinterliess 16 Witwen) auf 7 Tage zu sich befahl. Sie starb 59 oder 62 der Hedschra, 84 Jahre alt.

7. Gowayriya, eine Kriegsgefangene, deren „Anmut und Heiterkeit sie unwiderstehlich machte", wie Ajescha uns überlieferte. Sie starb im Jahre 56 (676) 60 oder 65 Jahre alt.

8. Die ernste, fromme Zaynab (wie sie Mohammed nannte) oder Bana, wie sie vorher hiess, vorher Gemahlin eines Sklaven und angenommenen Sohnes des Propheten, die Gerberei und Schalflickerei erlernt hatte und auch weiter ausübte, als sie Frau des Propheten geworden. Mohammed erhielt die Offenbarung, sie sich vermählen zu dürfen und lud zum Hochzeitsmahle (April 626) seine Freunde und alles Volk ein. Nach dem Mahle (Butter, Datteln) besuchte der Prophet die Hütten aller seiner Frauen und er richtete einige freundliche Worte an sie. Als er nun zu seiner Braut zurückkehrte, fand er noch Gäste im Hofe. So veröffentlichte er Koran 33, 53, nach dem sich Gäste nach dem Essen entfernen sollen und nicht bleiben, um vertrauliche Unterhaltungen anzuknüpfen: „Denn dies könnte dem Propheten beschwerlich fallen und er sich vor euch schämen, es zu sagen." . . . „Wenn ihr etwas Notwendiges von den Frauen des Propheten zu fordern habt, so fordert es hinter einem Vorhange (Schleier). Dies trägt zur Reinheit eurer und ihrer Herzen wesentlich bei. Es ziemt sich nicht, dass ihr den Gesandten Gottes kränkt und je seine Frauen nach ihm heiratet."

Den Ertrag ihrer Arbeit und den grössten Teil ihres Witwengehalts gab sie den Armen. Sie starb im Jahre 21 der Auswanderung 53 Jahre

alt. Noch auf dem Totenbette hatte sie gebeten, auf derselben Bahre zur letzten Ruhestätte getragen zu werden, auf die Mohammed gelegt war, eine Auszeichnung, die ihr und anderen Frauen erwiesen wurde.

9. Die Jüdin Rayhâna, deren Gatte im April 627 hingerichtet ward, die als Sklavin gefangen gehalten wurde; weil sie aber den Propheten bewunderte, brachte er sie bei einer Nachbarin unter. Sie starb 632 vor dem Tode Mohammeds.

10. Omm Habyba, Witwe eines vom Islam abgefallenen Christen, die ihm ein Töchterchen mit in die Ehe brachte und im Jahre 41 oder 44 nach der Auswanderung starb.

11. Die Jüdin Çafyya, die ihn anfänglich mit Widerwillen annahm, zumal er ihre Verwandten hatte töten lassen. Als man ihr im Harem ihre jüdische Abkunft vorwarf, wurde Zaynab wegen dieser Verächtlichmachung mehrere Monate von der Beiwohnung ausgeschlossen. Als Mohammed die Çafyya mit nach Hause brachte, strömte die ganze weibliche Bevölkerung von Medina in ihr Haus, um sie zu sehen, auch Ajescha, die der Prophet fragte, ob sie sie schön finde. Ajescha antwortete mit Verachtung: „Ach, eine Jüdin!“, sorgte aber nach ihrem Tode (52) dafür, dass unter strenger Handhabung der Gerechtigkeit ein Drittel ihres Vermögens ihrem Neffen, einem Juden, nicht vorenthalten wurde.

12. Mayuna, die im Jahre 7 geheiratet wurde und 61 starb als „letzte Witwe des Propheten“.

13. Fatima, aus dem Stamme Kilab, die 630 geheiratet, die Genüsse des Lebens dem Propheten vorzog und im Jahre 60 in solcher Armut starb, dass sie Kamelmist sammelte, um ihn als Brennstoff zu verkaufen und so ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

14. Asma, aus dem Königsstamme der Kiditen, der eine boshafte Frau vorschwatzte, wenn sie sich dem Propheten recht angenehm machen wolle, müsse sie ihm bei der Entschleierung zurufen: „Gott behüte mich vor dir!“ Sie tat dies und der Prophet schied sich von ihr nach einem Tage, indem er ihr zwei Stück Tuch (Mouslin) schenkte. Nach Gagnier war sie aussätzig[1]).

Als einmal die Frauen Mohammeds Mittel zu grösserem Aufwande forderten, erhielt der Prophet folgende Offenbarung:

Sure 33. „Sage, o Prophet, zu deinen Frauen: Wollt ihr den Genuss des irdischen Lebens mit seiner Pracht, gut, so will ich euch anständig versorgen und auf ehrbare Weise entlassen. Wollt ihr aber Gott und den Gesandten und die Wohnung des zukünftigen Lebens, dann hat Gott für die Rechtschaffenen unter euch eine grosse Belohnung bereitet.“ Als

[1]) Aussätzige waren verpflichtet, die sich ihnen Nähernden durch Zuruf zu warnen.



er Ajescha dies vortrug, wählte sie Gott, seinen Boten und das Jenseits und die anderen Frauen, denen er die Entscheidung der Ajescha mitteilte, wählten ebenso, nur Fatima nicht, die ja wohl erst kürzlich verheiratet war und den Gesandten noch nicht genauer hatte kennen und schätzen lernen.

15. Die Kiditen schickten ihm, als das Missgeschick der Asma bekannt wurde, die berühmte Schönheit Kotayla, die aber noch unterwegs war, als Mohammed starb und daher umkehrte und einen Heiden heiratete. Aehnliches erlebten drei weitere Bräute.

Auch einige Absagen (Körbe) erhielt der Prophet. Seine eigene Tochter Zaynab hatte er einem Heiden zur Ehe gegeben, was nicht weiter auffiel, da sie vor der Flucht (Hedschra) mannbar und verehelicht war.

Andere Frauen boten sich ihm an ohne Morgengabe und ohne Sicherung für den Fall der Scheidung, so Omm Scharyb, die sich in die Häuser der Mekkaner begab, um für den Islam Anhängerinnen zu werben. Dies Sichschenken wiederholte sich bei mehreren Frauen,

Weiter hatte er zur Nebenfrau eine Sklavin Maria aus Oberägypten, die weisse Haut und krauses Haar hatte, und ihm der Vizekönig von Alexandrien zum Geschenk gemacht hatte und die er leidenschaftlich liebte und mit in das Zimmer und Bett der Hafça nahm, die auf kurze Zeit zu ihren Eltern zu Besuch gegangen war. Als sie nach Hause kam und ihn überraschte, sagte sie: „Wie, in meiner Hütte, an meinem Tage, und du nennst dich einen Boten Gottes?" Er versprach der erzürnten Frau, Maria nicht mehr zu berühren unter der Bedingung, dass Hafça schweige. Auch sollten Omar und Abu Bekr (Verwandte der Hafça) seine Nachfolger werden. Hafça brach ihr Versprechen und nun wurde sie und Ajescha einen Monat lang nicht berührt, Maria erhielt jedoch auf einem seiner Güter im oberen Teil der Stadt Wohnung und Mohammed blieb einen ganzen Monat bei ihr allein. Sie gebar ihm 630 einen Sohn (im Jahre 8 der Flucht). Dieser Sohn Ibrahim starb schon im zehnten Jahre. Nach der Geburt dieses Sohnes kam der Engel Gabriel zu Mohammed und beglückwünschte ihn. Der glückliche Vater zeigte das Kind der Ajescha mit den Worten: „Hast du je ein Kind gesehen, das seinem Vater so ähnlich ist wie der Junge?" Beim Tode des Kindes sagten ihm die Gläubigen: „Die Sonne verschleiert sich aus Trauer über deinen Verlust." Der Prophet aber erklärte, dass weder Leben noch Tod eines Menschen eine Sonnenfinsternis verursache, aber er fügte hinzu: „Mein Sohn ist ein Çiddyk im Paradiese und wenn er gelebt hätte, würde er zum Çiddyk (hebräisch zadik, Gerechten) und Propheten geworden sein.

Mohammed hatte für sich selbst keine eigene Wohnung. Die öffentlichen Geschäfte verrichtete er im Gotteshause. Sonst wohnte er



bei irgendeiner seiner Frauen, bei der er die Nacht zubrachte und deren Gast er auch hinsichtlich des Essens war. Er besass neun Hütten und hinterliess neun (Haupt-) Frauen bei seinem Tode, so viel als Herodes der Grosse auch gleichzeitig hatte. Zu seinen Lebzeiten kam es vor, dass er einige seiner Frauen bei Nachbarn unterbrachte, auch dass zwei Frauen eine Hütte bewohnten. Die Stiefkinder wohnten, solange sie jung waren, bei ihren Müttern, ebenso auch die Kinder Mohammeds.

Das, was Mohammed zum Boten Gottes machte in seinen Augen und in den Augen seiner Zeitgenossen, waren „Offenbarungen", deren Inhalt noch heute im Koran aufgehoben ist. Die äussere Form der Erscheinungen wird uns mehrfach berichtet, so bei Bochary von Ibn Gorayy, von Ata, von Çafran ibn Yala ibn Omayya (vgl. A. Sprenger, Leben und Lehre des Mohammed. 1. Bd. 1869. S. 269).

Die Offenbarungen Mohammeds nach den überlieferten Berichten.

Wir unterscheiden hier die „Erscheinungen des Engels Gabriel" im späteren Leben von Krämpfen in der Kindheit.

Nach der ersten, als Erscheinung Gabriels aufgefassten Offenbarung, kam Mohammed zitternd und schweisstriefend zu seiner Frau, der alternden Khadidscha, und sagte: „Hülle mich ein, denn meine Seele ist in Gefahr." Khadidscha aber sagte: „Sei getrost: Gott wird dich nicht zuschanden werden lassen, du bist gütig gegen die deinen, aufrichtig in deinen Worten, gern dienstfertig gegen deinen Nächsten, mildtätig gegen Arme, gastfreundlich und wahrhaftig." Nach Janabi (erwähnt bei Mühleisen-Arnold, Der Islam. Gütersloh 1878. S. 34) hatte Khadidscha die Aufgabe, ihren Gatten zu trösten, während sie selbst über die Erscheinung beunruhigt war. Sie begab sich mit ihm zu Waraka, einem Verwandten, der ein christlicher Priester war und dieser sagte ihr: ein heiliger Engel würde den Anblick eines entkleideten Weibes fliehen, ein böser Geist dagegen den Anblick ertragen. Man nahm also allgemein (Mohammed, Khadidscha, Waraka) an, dass Mohammed in der Gewalt eines Geistes sei. Nun wurde während eines Anfalls Mohammed von der Khadidscha veranlasst, verschiedene Stellungen einzunehmen. In jeder einzelnen Stellung gab er an, den Engel zu sehen, bis sie ihr Gewand emporhob, worauf Mohammed den Engel nicht mehr sah. „Dann," sagte sie, „bei Gott ist es wahrhaftig wahr, es war ein Engel, kein Teufel."

Ebenso wird von Hamzijah berichtet: „Sie hob ihr Gewand (ihren Schleier), um zu wissen, ob es eine wahre Offenbarung oder eine von bösen Geistern (Dämonen) bewirkte Verzückung war."

Abu 'l Feda (Gagnier, Vie de Mahomet 1732) Bd. 1, S. 104, berichtet, dass Mohammed volle 40 Jahre alt war, als Gott ihm den



Adel eines Sendboten für „rote" und „schwarze" Menschen (d. h. für alle Menschen) verlieh.

„Eine nächtliche, wirkliche Erscheinung," sagt Abu 'l Feda, „war die erste Sache, durch die der Verkünder Gottes dies Sendbotenamt erhielt." Gianabi versichert, dass Gott ihm sechs Monate vorher die Offenbarung im Traume mitgeteilt habe und dass ihm endlich der Engel Gabriel augenscheinlich im Gebirge Hera erschien. Mohammed war in seine Höhle gegangen seiner Gewohnheit gemäss im Monat Ramadhan. Er hatte einige seiner Diener bei sich und blieb dort, bis die Nacht hereinbrach, in der ihn Gott der Allerhöchste die Ehre erweisen wollte. Diese Nacht wird im Koran die Nacht von Alkadar, d. h. die Nacht der göttlichen Verfügung genannt, weil in dieser Nacht der Koran (die Offenbarung) im ganzen zum erstenmal vom Himmel stieg, denn bis dahin war er nur in einzelnen Teilen während eines Zeitraumes von 23 Jahren herabgekommen.

In dieser Nacht zwischen 23. und 24. Ramadhan des ersten Jahres der Sendung des Propheten suchte der Engel Gabriel den Gesandten Gottes auf und sagte zu ihm: „Lies!" „Ich kann nicht lesen," antwortete der Prophet. Gabriel erwiderte: „Lies, im Namen deines Herrn, der alles geschaffen hat, der den Menschen geschaffen hat aus etwas geronnenem Blute, lies! Denn dein Herr ist von unendlicher Würde. Er ist es, der dem Menschen den Gebrauch der Feder lehrte, der ihn gelehrt hat, was er nicht wusste."

Der Prophet wiederholte dieselben Worte. Dann hörte er, nachdem er bis zur Mitte des Gebirges emporgestiegen war, eine Stimme, die vom Himmel kam und ihn diese Worte hören liess: „O Mohammed, du bist der Bote des Gottes und ich bin Gabriel." Der Prophet blieb dann einige Zeit oben und betrachtete Gabriel, um sich dann, als der Engel sich zurückzog, auch zurückzuziehen. Nach Geladedin zeigte sich Gabriel bei dieser Gelegenheit dem Mohammed von weitem, weil er in seiner wirklichen Gestalt erschien. Der Prophet Gottes hatte ihn darum gebeten. Aber sobald er ihn gesehen hatte, verfiel er in Schwäche, deshalb zeigte sich ihm Gabriel nur noch in menschlicher Gestalt, um sich ihm mehr nähern zu können.

Bei seiner Rückkehr nach Mekka berichtete der Sendbote Gottes der Khadidscha alles, was er gesehen hatte. „Ich bin entzückt," sagte sie zu ihm, „eine so angenehme Neuigkeit zu erfahren. Ich schwöre bei dem, der die Seele der Khadidscha in seiner Hand hält, Ihr seid sicher der Prophet dieses Volkes." Und sogleich ging sie zu Waraka, dem Sohne des Nawfal, des Sohnes Asad, des Sohnes Abd al Uzzas, des Sohnes Kesas, einem Oheim der Khadidscha, einer Frau des Propheten.

Das war ein Mann, erfahren im Lesen von Büchern und ausserdem hatte er viele andere Dinge gelernt, teils vom persönlichen Verkehr mit



Gesetzesauslegern und solchen des Evangeliums. Waraka bestätigte nun die Berufung Mohammeds und behauptete, dass das Gesetz Moses sein Kommen vorhergesagt habe, schon vor langer Zeit. Khadidscha ging zu Mohammed zurück, dem sie mitteilte, was Waraka ihr gesagt hatte.

Darauf betete Mohammed, und dann umschritt er siebenmal die Kaaba und dann zog er sich in sein Haus zurück. Von diesem Tage an waren ihm die Offenbarungen häufiger. Sie folgten einander, eine auf die andere. Diese erste Offenbarung ist in der 96. Sure geschildert.

Nachdem Gabriel dem Propheten diese Sure gelehrt hatte mit der Ueberschrift: Das geronnene Blut. Offenbart in Mekka. Im Namen des allbarmherzigen Gottes. „Lies, im Namen deines Herrn, der alles erschaffen, und der den Menschen geschaffen aus geronnenem Blute[1]). Lies, bei deinem Herrn dem Glorreichsten, der da gelehrt den Gebrauch der Feder, und der da lehret den Menschen, was er nicht gewusst."

Nachdem er dem Propheten diese Sura (das Wort surā ist auch hebräisch und bedeutet Stufe, Erhabenheit, auch eine Reihe von Steinen in der Mauer, eine Linie in Büchern und Briefen) gelehrt, soll der Engel Gabriel mit seinem Fusse die Erde aufgekratzt haben, dann etwas Erde ins Wasser geworfen und ihm den Brauch der heiligen Waschung gelehrt haben, die Wodha genannt wird. (Waschung, Gebet, Almosen, Fasten, Pilgerfahrt nach Mekka sind fünf islamische Grundgebräuche und ebenso das Gebet mit zwei Verbeugungen.)

Mohammed kehrte nach Mekka zurück und wohnte der Khadidscha bei, ganz hingerissen vor Freude, dann nahm er sie bei der Hand und führte sie zur wunderbaren Quelle, in der er sich selbst wusch, um ihr den religiösen Gebrauch der Waschung beizubringen. Sie reinigte sich nach ihm. Nach der Reinigung stand der Prophet auf und verrichtete sein Gebet. So kam es, dass Khadidscha als erste von allen Sterblichen nach Mohammed das Gebet mit zwei Verbeugungen verrichtete, entsprechend der Ueberlieferung Mohammeds, des Sohnes Abdo Bars. Das ist eine der sichersten Ueberlieferungen. (Man muss dies Gebet zweimal täglich verrichten, einem Worte des Allerhöchsten folgend: „Die Waschungen des Herrn morgens und abends feiern.")

Ali Halibi berichtet eine Ueberlieferung, die auf Ajescha, eine andere Gattin Mohammeds, zurückgeht. Er sagt im Islam Aluyun: „Der Prophet war jedesmal, wenn der Engel erschien, ausserordentlich niedergeschlagen, Schweisstropfen fielen ihm beim kältesten Wetter von der Stirne, die Augen wurden rot und manchmal schrie er wie ein junges Kamel." Ein Augenzeuge Zaid fügt hinzu: „So oft der Prophet eine

[1]) Offenbar wird der männliche Same als aus geronnenem Blute bestehend angesehen.



Offenbarung vernahm, war es, als müsse er seine Seele aushauchen. Er verfiel in einen ohnmachtähnlichen Zustand und sah aus wie ein Betrunkener." Hariri sagt: „Wenn Mohammed eine Offenbarung zuteil wurde, wagte niemand, ihn anzublicken." Nach einer anderen Erzählung „ward er zornig, wenn jemand ihn anschaute, das Gesicht war mit Schaum bedeckt, die Augen geschlossen und manchmal schrie er wie ein Kamel". Hanith ibn Hischam fragte den Propheten: „In welcher Weise empfängst du die Offenbarung?" Er antwortete: „Manchmal erscheint ein Engel in Mannsgestalt und spricht zu mir, manchmal höre ich Töne wie von einer Glocke; dann fühle ich mich sehr krank, und wenn er von mir geht, habe ich die Offenbarungen vernommen."

Yala sagte oft: „Wenn ich nur den Propheten sehen könnte, wenn die Offenbarung auf ihn herniedersteigt." Als der Prophet sich zu Giirrana befand, war ein Tuch über ihn ausgespannt, das ihm Schatten gewährte, und es waren auch einige von seinen Begleitern mit ihm darunter. Es kam gerade ein Beduine, der eine Gobba (Jupe, Ueberrock, auch Aermelmantel ohne Kragen mit Stickerei auf dem Rücken) anhatte und parfümiert war, und er sprach: „Was hältst du davon, dass ein Mann die Wallfahrt (Umra) parfümiert und in einem Prunkrock mache?" Omar gab dem Yala mit der Hand ein Zeichen, dass er kommen solle. Er kam und steckte seinen Kopf unter das Tuch und sah, dass der Prophet im Gesicht rot und einige Zeit von sich war. Dann kam er wieder zu sich und sagte: „Wo ist der Mann, der mich über die Wallfahrt befragt hat?" Er wurde ihm vorgestellt und er sprach: „Wasche den Wohlgeruch dreimal ab und ziehe den Prunkrock aus, dann mache die Wallfahrt gerade so, wie man das Pilgerfest (Hagg) begeht."

Yala sagt von einem Anfalle: „Mohammed röchelte und es kam mir vor wie das Gurgeln eines jungen Kamels."

Zayd ibn Thabit erzählte: „Ich war beim Propheten, als der Vers: ‚Die, die zu Hause sitzen bleiben, und die, die gegen die Ungläubigen ins Feld ziehen, sind nicht gleich vor Gott', geoffenbart wurde. Aber die Worte: ‚ausgenommen diejenigen, die Gebrechen haben', waren nicht beigefügt. Ibn Omn Maktu sagte: ‚Aber ich bin blind.' Der Prophet hatte darauf einen Anfall und fiel auf meinen (Zayds) Schoss mit solcher Gewalt, dass ich fürchtete, er zerschmettere mein Bein. Als er sich wieder erholt hatte, sprach er: ‚Schreibe: ausgenommen diejenigen, welche Gebrechen an sich haben'."

Ebenso geht auf Zayd ibn Thabit zurück: „Ich pflegte die Offenbarungen für den Propheten niederzuschreiben. Wenn sie auf ihn hinabstiegen, war er in einem starken Fieber. Er schwitzte heftig und Tropfen so gross wie Perlen bedeckten ihn."

Auf Ikrima geht zurück: „Wenn der Prophet eine Offenbarung



erhielt, verfiel er auf einige Zeit in einen dumpfen Zustand, wie wenn er betrunken wäre."

Auf Obada ibn al Çamit (gest. 34 der Hedschra, 72 Jahre alt): „Wenn auf den Propheten die Offenbarung herabstieg, wurde er traurig und sein Gesicht wurde finster." Anmerkung des Nawawy finster = aschgrau, blass.

Ebenfalls auf Obada ibn al Çamit geht zurück: „Wenn eine Offenbarung auf den Propheten herniederstieg, so neigte er das Haupt und seine Begleiter taten dasselbe. Wenn sie vorüber war, erhob er das Haupt."

Auf Ibn Abbas: „Wenn Gabriel dem Propheten eine Offenbarung überbrachte, so kamen Fälle vor, in denen er die Lippen und Zunge bewegte. In diesen Fällen war er sehr angegriffen (aufgeregt) und diese Bewegungen waren ein Zeichen davon."

Auf denselben: „Wenn die Offenbarung auf den Propheten herabstieg, war er in gespannter Aufmerksamkeit. Er fing sie auf und bewegte die Lippen, um sie nicht zu vergessen. Gott offenbarte ihm deswegen Koran Sure 75, 16: ‚Rühre nicht deine Zunge zur Beschleunigung' (der Offenbarung).

17: ‚Das Sammeln und das Vorlesen der Offenbarung ist wahrlich unsere Sache.'

18: ‚Wenn wir sie dann vorgelesen haben, so folge du nur der Vorlesung.'

19: ‚Weiter ist auch die Erklärung der Offenbarung unsere Sache.'

Der Prophet freute sich über diese Offenbarung und wenn in Zukunft Gabriel zu ihm kam, horchte er ihm zu, und nachdem sich der Engel entfernt hatte, las er die Offenbarung, wie er sie ihm vorgetragen hatte."

Ibn Sad, S. 37, berichtet vom Hörensagen, dass der Prophet zu sagen pflegte: „Ich erhalte die Offenbarungen auf zwei Arten. Entweder überbringt sie mir Gabriel und sagt sie mir vor (hier ist das arabische Wort yolakkin von Sprenger zweimal an Stelle von yolkip gesetzt), wie ein Mann dem anderen etwas vorsagt[1]). Solche Offenbarungen entgehen mir bisweilen, oder die Offenbarung kommt zu mir wie der Ton von Glöckchen, der fortdauert, bis ich sie meinem Herzen eingeprägt habe. Diese Offenbarungen entschlüpfen mir nie."

Auf Ajescha, eine Gattin des Propheten, geht zurück: „Al-Hârith ibn Hischām fragte den Propheten, wie er die Offenbarungen erhalte, und er sagte: Manchesmal kommt sie zu mir wie das Läuten von Glöckchen, und diese Art ist sehr peinlich für mich. Das Läuten hört dann auf und ich sammle, was er (Gabriel) gesagt hat. Bisweilen erscheint

[1]) Also gerade das wichtigste Wort ist hier umstritten.

mir der Engel und spricht zu mir, und ich merke, was er sagt." Ajescha fügte nach Ibn Sad, S. 37, hinzu, was Moslim, S. 430, als besondere Ueberlieferung erwähnt wird: „Ich habe den Propheten beobachtet, als er eine Offenbarung an einem sehr kalten Tage erhielt, und als sie aufhörte, träufelte seine Stirn von Schweiss."

Auf Abu Arwà Dawsy wird zurückgeführt (Ibn Sad, S. 37): „Ich habe den Propheten gesehen, als er eine Offenbarung erhielt. Das Kamel, auf dem er ritt, schäumte, die Beine beugten sich, dass ich glaubte, sie würden brechen. Manchesmal kniete es nieder und manchesmal stand es auf und stemmte seine Vorderfüsse gegen den Boden. Dies dauerte, bis das Gewicht der Offenbarung vorüber war. Von dem Propheten fielen Schweisstropfen wie grosse Perlen."

Mehrfach beglaubigt und auf Smâm Bâkir wird folgende Nachricht zurückgeführt: „Othmân ibn Matrûm war eines Tages bei dem Propheten. Als sie im Gespräch waren, bemerkte Othmân, dass seine Augen plötzlich gen Himmel gekehrt waren und dann zur rechten Seite. Sein Kopf bewegte sich während dieser Zeit, wie wenn er spräche. Nach einiger Zeit blickte er wieder gen Himmel, dann zur Linken und dann zu Othmân. Sein Angesicht bedeckte sich mit Schweiss. Othmân fragte ihn, was ihm fehle, und er antwortete: ‚Ein Koranvers ist mir geoffenbart worden (16, 92): Gott befiehlt euch, Gerechtigkeit zu üben und Gutes zu tun und für eure Verwandten zu sorgen. Er verbietet Bosheit, Süude und Unterdrückung. Er ermahnt euch, damit ihr eingedenk seid.'"

Auf Zohayr ibn Awram wird zurückgeführt: „Die Koreischiten sagten zum Propheten: ‚Du glaubst, dass du ein Prophet seiest, der Offenbarungen empfängt, — dass dem Salomon die Winde dienstbar gemacht wurden, — dass dem Moses das Meer gehorchte, — dass Jesus die Toten erweckte. Rufe nun Allah an, dass er Berge fortgehen heisse, dass er Quellen hervorsprudeln lasse. Wir werden dann Felder haben und uns davon nähren. Rufe ihn an, dass er den Fels, auf dem du stehst, in Gold verwandle, wir werden dann reich sein und nicht mehr nötig haben, Sommer und Winter Karawanenreisen zu machen. Du glaubst ja, dass du wie die genannten Propheten seiest.' Während wir um ihn standen, hatte er einen Anfall, und als er vorüber war, sagte er: ‚Bei ihm, in dessen Hand mein Leben steht, Gott hat mir gewährt, was ihr verlanget, und wenn ich gewollt hätte, so wäre es geschehen. Aber Gott liess mich wählen, entweder, dass der, der glauben will, glauben und seiner Gnade teilhaftig werden soll, oder dass ihm das, was ihr wünscht, geschehen soll, und ihr von seiner Gnade ausgeschlossen sein sollt. Ich wählte die Gnade. Denn er hat mir gesagt, dass, wenn er euch das gibt, und ihr seid wieder ungläubig (oder undankbar), so wird er über euch eine Strafe verhängen, wie er noch nie über jemand verhängt hat.' Darauf wurde Koran 17, 61 offenbart."



Weiter wird uns berichtet, dass sich Mohammed am Hinterhaupt schröpfen liess, da das Schröpfen ein Mittel gegen Kopfweh, Zahnschmerz, Schläfrigkeit, Augenkrankheit, beide Arten Aussatz und Besessenheit sei; am Nacken, ferner weiter unten zwischen den Schultern, gerade unter den Haaren, am Halse gerade über der Drosselblutader soll Mohammed sich haben schröpfen lassen, z. B. auch nach dem Genuss des vergifteten Hammelfleisches.

Der Inhalt der uns überlieferten Offenbarungen Mohammeds ist in Sure 41 angegeben:

„Dies ist die Offenbarung vom Allbarmherzigen. Eine Schrift, deren Verse deutlich erklärt sind, ein arabischer Koran für verständige Menschen. Er verkündet Gutes und droht Böses an. Aber die meisten wenden sich ab und hören nicht auf ihn. Sie sagen spöttisch: Unser Herz ist für die Lehre, zu der du uns einladest, verhüllt, und unser Ohr harthörig. Zwischen uns und dir ist ein Vorhang. Handle daher nach deinem Sinn und wir wollen nach dem unsrigen handeln. Sprich: Wahrlich, ich bin nur ein Mensch wie ihr. Aber geoffenbart ist mir worden, dass euer Gott nur ein einziger Gott ist. Darum richtet eueren Weg gerade zu ihm hin und bittet ihn um Verzeihung. Wehe aber den Götzendienern, die keine Almosen geben und das zukünftige Leben leugnen...."

Die 114 Bausteine (Suren) der Offenbarung Mohammeds stehen nicht im innern oder äussern Zusammenhange miteinander. Vielmehr handelt es sich um Gelegenheitsaussprüche über Glaubenslehren (Einheit Gottes, des allbarmherzigen Erbarmers, der nicht gezeugt hat und nicht gezeugt ist, Verwerflichkeit des Götzen- und Bilderdienstes, ein zukünftiges Leben der Abgestorbenen, Verantwortlichkeit der Menschen für ihre guten und bösen Taten, Offenbarungen Gottes von Adam, Noah, Abraham, Lot, Jonas, Elias, Moses, Jesus, Mohammed, Maria, die Mutter Jesu, Engel, Teufel, Genien (dschin), Weltgericht, Hölle, Paradies). Sittenlehren (Redlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Frauenbehandlung, Meidung des Töchtermords). Religionsgebräuche (Gebete, Waschungen, Beschneidung, Almosen, Fasten, Wallfahrten). Speiseverbote (von Schweinefleisch, von selbstverstorbenen Tieren, unter Anrufung anderer Götter, Geschlachtetem, Wein). Verbote von Wein, Glücksspiel, Bildsäulen. Erbgesetze, Ehegesetze, Strafgesetze, z. B. gegen Ehebruch, Diebstahl. Staatsgesetze, z. B. über Stellung der Juden und Christen (Schriftbesitzer).

Für bemerkenswert halte ich in diesem Zusammenhange noch folgende Punkte:

Mohammed selbst wendet sich im Koran gegen drei seiner Ansicht nach falsche Auffassungen seines Auftretens. Die Behauptung, er sei Betrüger, Besessener oder (bloss) Dichter, so in der siebenten Sure:

„Die aber, die unsere Zeichen für Betrug ausgeben, wollen wir



stufenweise ins Elend stürzen, auf eine Weise, die ihnen unbekannt ist...." „Wollen sie denn nicht begreifen, dass ihr Gefährte nicht von einem bösen Geist besessen ist? Er ist nichts anderes als ein öffentlicher Prediger." „Dieser Vergleich des Volkes, das unsere Zeichen des Betrugs beschuldigt, ist schlimm genug."

„Wenn du ohne Zeichen zu ihnen kommst, werden sie sagen: Hast du da nicht zusammengestoppeltes Zeug?" (Aus Gesetz, Evangelium, Fabeln und Sagen solle der Koran zusammengedichtet sein.)

Auch lehnte er ab, Wunder ohne weiteres tun zu können. „Ich sage nicht, dass die Schätze Gottes in meiner Gewalt sind, auch nicht, dass ich Gottes Geheimnisse weiss." 7. Sure. Die Suren wurden teils widerruflich, teils unwiderruflich offenbart (vgl. 47. Sure und Sure 2): ‚Wenn wir Verse (im Koran) abschaffen oder vergessen, so geben wir bessere oder doch gleich gute dafür.'

In der 16. Sure steht: „Wenn du (Mohammed) den Koran vorliesest, so nimm deine Zuflucht zu Gott, dass er dich vor dem verfluchten Gesteinigten (Satan) schütze." Dies soll sich, nach den Auslegern, darauf beziehen, dass dem Mohammed einst beim Lesen des Korans (d. h. beim Diktat der Offenbarung) eine Gotteslästerung entschlüpft sei. [„Die Höhle" (Der Siebenschläfer).]

In der 18. Sure ward ihm offenbart: „Von keiner Sache sage, morgen will ich das tun, oder du fügest hinzu: So Gott will."

Die Ausleger geben uns dazu folgende Erklärung, Juden und Christen hätten den Propheten über die Geschichte der Siebenschläfer befragt, die 309 Jahre in einer Höhle geschlafen haben sollen, da habe er ihnen geantwortet, am andern Tage werde er ihnen die Sache mitteilen. Da ihm aber inzwischen keine Offenbarung geworden sei, konnte er erst später Wort halten. Daher die Lehre, nie mit Bestimmtheit ohne Hinzufügung des „So Gott will" etwas zu versprechen. Schliesslich scheint er richtig zu betonen, dass die Offenbarungen anfänglich (um das 40. Lebensjahr) weit feuriger sind und schwunghafter, während sie später ruhiger, nüchtern, prosaisch werden[1]).

Diese Schilderungen über die Anfälle Mohammeds mögen genügen, da sie sehr wohl geeignet erscheinen, die Grundlagen für eine ärztliche Beurteilung zu liefern. Nur möchte ich, ehe ich an die ärztliche Beurteilung selbst herangehe, noch zwei Punkte kurz berühren, nämlich die angeblichen Anfälle aus der Kindheit Mohammeds und die verschiedenen Arten der Offenbarungen, die ihm zugeschrieben werden.

Von Krankheiten aus Mohammeds Kindheit finde ich zwei erwähnt:

[1]) Theodor Noeldecke, Geschichte der Korâns. Göttingen 1860, Dieterichs Buchhandlung, S. 49.



1. ein Augenübel, etwa im 7. Lebensjahre des Knaben, nachdem das Kind nach dem Tode der Mutter der Sklavin Barakat anvertraut war, die ihm seinem Grossvater Abd al Mottalib brachte. Bald nachher litt das Kind an einem Augenübel, das in Mekka als unheilbar galt. Der Grossvater suchte für dies Uebel (vielleicht eine Entzündung infolge von Wüstensand oder Medinawurm, wie sie heute dort noch oft vorkommen) bei einem Mönche in Okaz Hilfe.

Und 2. Anfälle in noch früherer Kindheit. Als der Vater Mohammeds zwei Monate nach dessen Geburt (oder wie andere berichten, schon vor der Geburt) gestorben war, hinterliess er der Witwe und dem Kinde ein Haus, fünf Kamele, eine abessinische Sklavin, einige Schafe und wie man sagt einen Sklaven namens Sakran. Amena gab das Kind der Amme Halena, einer Beduinin. Nach zwei Monaten und zwei Jahren litt das Kind an „Asâbahu" wie Abufeda und Sirat Arrusul berichten (vgl. Germann-Mühleisen-Arnold: Der Islam, 1878, S. 29). Asâbahu heisst nun vom Unglück betroffen, tödlich verletzt, auch besessen. „Ich fürchte," sagt Halemas Gatte, „dieses Kind ist Asâbahu. Bringe ihn seinem Volk zurück, ehe es kund wird."

Die Erzählung dieses Anfalls gibt Sprenger nach Ibn Ischâk, der die Pflegemutter, Halema, wie folgt erzählen lässt:

... „Einen Monat darauf (nach der mit 2 Jahren erfolgten Entwöhnung) war er mit seinem Milchbruder (Halema stillte neben Mohammed auch ihr eigenes Kind) beim Vieh hinter unsern Zelten. Der letztere lief zu uns und sagte, zwei Männer in weissen Kleidern haben unsern korayschitischen Bruder ergriffen, ihn auf den Boden dahingestreckt und den Leib aufgeschnitten. Ich und mein Mann liefen hinaus und fanden ihn, stehend, aber blass. Wir fragten ihn, was ihm begegnet sei, und er antwortete, dass ihm zwei Männer den Leib aufgeschnitten und darin etwas gesucht hätten, er wisse aber nicht was. Wir kehrten zu unserem Zelt zurück und mein Mann sagte zu mir: Ich fürchte, dieser Knabe hat einen Anfall gehabt. Wir brachten ihn zu seiner Mutter, und sie fragte uns, warum wir ihn zurückbrächten, da wir doch früher gewünscht hätten, ihn länger bei uns zu haben. Ich antwortete: Dein Sohn ist jetzt schon gross, ich habe meine Pflicht an ihm getan. Ich fürchte, es möchte ihm etwas zustossen, und so habe ich ihn zu dir zurückgebracht. Dies ist nicht die Ursache, versetzte seine Mutter. Sage mir aufrichtig, was ihm begegnet ist. Sie nötigte mich, ihr alles zu gestehen. Sie sagte: Fürchtest du, dass der Teufel sein Spiel mit ihm treibe? Ich antwortete: ja. Sie sagte: Bei Gott, das ist nicht der Fall. Der Teufel hat keine Macht über ihn. Mein Sohn hat eine hohe Bestimmung: habe ich dir nicht seine Geschichte erzählt? Als ich mit ihm schwanger war, ging ein Licht von mir aus, bei dem ich die Paläste in Bosrà sehen konnte. Auch habe ich nie eine leichtere Schwangerschaft

gesehen, als die meine. Und als ich ihn geboren hatte, setzte er seine Händchen auf die Erde und erhob den Kopf gen Himmel. Lass ihn hier und gehe deines Wegs."

Nach dieser Erzählung wäre Mohammed also mit zwei Jahren und einigen Monaten zu seiner Mutter zurückgebracht. Dem widerspricht Ibn Abbas (Sprenger I, S. 163): nach dessen Bericht Mohammed 5 Jahre alt war, als ihn Halema nach Mekka zurückbrachte. Abd a Barr bestimmt die Zeit noch genauer: Im sechsten Jahre der Zeitrechnung des Elefanten, als der Prophet 5 Jahre und 2 Tage alt war.

Nach einer andern Erzählung trachtete man dem Säugling nach dem Leben, weil ein Wahrsager aus dem Hodzayl-Stamme ausgerufen habe: O Hodzayliten, o Araber! Tötet dieses Kind. Ich habe einen Jungen gesehen, der, bei den Göttern, die, die eure Religion bekennen, töten und eure Götter zertrümmern wird, damit seine Ansichten siegreich werden. Sie suchten ihn in Okaz, fanden ihn aber nicht, denn Halema war nach ihrem Ort zurückgekehrt. Nachdem zeigte sie ihn keinem Wahrsager mehr, noch sonst jemandem.

Wer denkt hier nicht an die Erzählungen aus der Kindheit Jesu!

Nach Ibn Aby Schayba soll Gabriel dem Knaben den Leib geöffnet, einen Blutklumpen herausgenommen und mit den Worten weggeworfen haben: Dies ist der Teil des Teufels. Dann soll er ihn mit Zamzam-Wasser aus einem goldenen Becken gewaschen und den Leib wieder zusammengefügt haben.

(Offenbare dichterische Umkleidung, um die Sündenfreiheit anzudeuten, vgl. die Mädchengeburt Jesu.)

Anscheinend gehen diese Erzählungen bis auf Mohammed selbst zurück, denn die 94. Koransure lautet:

„Die Aufschliessung."

„Geoffenbart zu Mekka. Im Namen des allbarmherzigen Gottes.

Haben wir nicht deine Brust aufgeschlossen und dir erleichtert deine Bürde, welche deinen Rücken drückte? und haben wir nicht deinen Ruf gross gemacht? Wahrlich, mit dem Schweren kommt auch das Leichte. Ja, mit dem Schweren kommt auch das Leichte. Wenn du vollendet (das Gebet), dann arbeite (zur Verbreitung des Glaubens) und flehe demütig zu deinem Herrn."

In dieser Sure ist offenbar dichterisch-bildlich von der Aufschliessung der Brust die Rede. Wir würden vielleicht sagen können, das Herz aufgeschlossen für Wahrheit und Reinheit und die Last der Sünde genommen. In den Erzählungen aus der Kindheit scheinen sich sagenhafte Ausschmückungen der Sure von Mekka (!) zu finden (vgl. die Erzählungen über die Kindheitwunden Jesu und Johannes des Täufers in kirchlich als unecht verworfenen Evangelienüberlieferungen).



Der Vollständigkeit halber sei schliesslich erwähnt, dass dem Mohammed nicht nur die hier geschilderten Krampfanfälle Offenbarungen brachten, sondern dass er vielmehr auch weniger stürmische Arten der Erleuchtung hatte.

So unterschieden islamische Schriftgelehrte z. B. in Almawâhib alladunîya (vgl. Noeldecke, Geschichte des Korâns 1860, S. 17):

1. Traumoffenbarungen.
2. Eingebung Gabriels in des Propheten Herz.
3. Eingebungen Gabriels, der dem Dahya ibn Halîfa Alkalbî.
4. Offenbarungen unter Glockengetön.
5. Offenbarungen Gabriels in seiner wahren Gestalt, die er nur zweimal gezeigt habe.
6. Offenbarung im Himmel wie die Anordnung der fünf täglichen Gebete.
7. Offenbarungen des verhüllten Gottes.
8. Offenbarungen Gottes ohne Schleier.
9. Offenbarungen Gabriels in Gestalt eines andern Menschen, nicht des Dahya.
10. Offenbarungen Gottes, persönlich sich im Traume zeigend.

Ajescha soll diejenigen, die behaupteten, Gott habe sich dem Propheten persönlich unverhüllt gezeigt, für gottlos erklärt haben.

Vom ärztlichen Standpunkte aus ist die Unterscheidung in diese 10 (oder ähnliche) Gruppen wohl nur insofern wichtig, als eine ganze Reihe von Berichten, z. B. über die Nachtfahrt des Propheten nach Jerusalem leicht als durchaus nicht krankhafte, sondern ganz im Bereiche des Gesundheitlichen liegende Träume als leicht und zwanglos erklärt ausgeschieden werden können.

Nach den bisher gegebenen Vorbemerkungen scheint es durchaus möglich, die Frage nach der Fallsucht oder Muttersucht oder Geisteskrankheit Mohammeds zu behandeln.

Zuvor jedoch mögen einige Schilderungen dieser Krankheitszustände, die ganz allgemein gehalten sind und sich nicht auf den vorliegenden Fall Mohammeds beziehen, hier Platz finden.

Dann erst wollen wir versuchen zu prüfen, ob man in dem Sonderfalle Mohammeds von Fallsucht oder Muttersucht sprechen kann und falls wir diese Fragen verneinen müssen, wird schliesslich zu prüfen sein, wie die „Anfälle“ des Propheten ärztlich aufzufassen sind.

(Schluss folgt.)



Zur Psychographie von Marat.

Von Dr. **G. Mamlock**, Berlin.

In einer ausgezeichneten, neues und originelles Material bringenden Studie über Marat hat Max Cohn (Berlin) hier Bd. VIII H. 1 u. 2 sich eingehend mit meinem Aufsatz über Marat[1]), und zwar im grossen und ganzen ablehnend, z. T. unter Hinweis auf angebliche direkte Fehler, beschäftigt. Wer sich zu einer solchen Kritik, wie sie Cohn an meiner Arbeit übt, berechtigt glaubt, muss aber selbst in seinen Angaben unbedingt zuverlässig sein und darf nicht, wie Cohn das tut (S. 43), Lavoisier als Entdecker des Sauerstoffs bezeichnen. Der Sauerstoff ist nämlich 1771 von Scheele und Priestley entdeckt, während Lavoisier erst vier Jahre später gezeigt hat, dass Sauerstoff zur Verbrennung notwendig ist; das ist aber etwas ganz anderes.

Diesem Irrtum gegenüber scheint mir das allerdings von mir falsch angegebene Geburtsdatum[2]) Marats nicht erheblich ins Gewicht zu fallen, zumal es für meine Darstellung ganz belanglos ist. Weiter bemängelt Cohn, dass ich Marats Vater zum „Arzt" mache, obwohl er „Zeichner" und „Maler" war. Allerdings steht im Heiratskontrakt von Marats Vater folgendes: „Contrat intervenu entre sieur Jean, fils du sieur Antoine Maxa (sic!) Bonfils, peintre et dessinateur ...". Hier ist offenbar gar nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob nicht mit dem „Maler" und „Zeichner" der Grossvater Antoine gemeint ist, wenn auch Cabanès[3]) die Angabe auf Marats Vater bezieht. Dagegen nennt Bougeart[4]) Marats Vater „médecin distingué", und Chevremont[5]) sagt von Marats Vater „à Genève oû il exerça la médecine". Dazu würde, bei dem damaligen Stand der Wissenschaft, auch am zwanglosesten die Angabe von Cabanès (S. 21) passen, dass der Vater sich als „Chemiker" betätigt hat. Schliesslich sagt ebenfalls Cabanès (S. 21 u. 28), der Vater habe sich mit „Sprachunterricht" ernährt. Bei dieser Vielseitigkeit der Tätigkeit kann ich also nur zugeben, dass, wenn meine Angabe falsch ist, die von Cohn nicht als richtig gelten kann. Weiter soll dem „Historiker der Deutschen medizinischen Wochenschrift" (wie mich Cohn S. 38 nennt) nicht bekannt geworden sein, dass Marats Schrift über Bougiebehandlung des Trippers in Paris 1891 neugedruckt ist, und ich soll fälschlich behaupten, sie sei verloren, obwohl der von mir zitierte Cabanès auf diese Schrift ausführlich eingeht. Bei Cabanès steht aber S. 56 nur: „L'original, pas plus qu'une copie, n'a pu être

[1]) Deutsche med. Wochenschr. 1919, Nr. 23. — [2]) Nach Brunet, Marat, Dit l'ami du peuple. Paris 1862. — [3]) Marat, Inconnu. Paris 1891, S. 18 u. 19. — [4]) Marat, L'ami du peuple. Paris 1865, I, S. 6. — [5]) Jean Paul Marat. Paris 1880, S. 1.



retrouvé", was auch ganz klar ist, denn wenn Marats Schrift erst 1891 neu herausgegeben wurde, konnte sie Cabanès nicht in seinem im gleichen Jahre erschienenen Buche schon verwertet haben. Ich habe also nicht falsch zitiert, sondern Cohn hat offenbar eine neue, verbesserte Auflage von Cabanès, die mir nicht zur Verfügung stand, benutzt und das nicht beachtet. Ebensowenig habe ich, wie Cohn S. 40 behauptet, Marats Präparator Filassier mit dem Abbé Tissier verwechselt. Ich habe auf Grund von Cabanès Angaben S. 67 u. 114, wo Filassier als „fidèle disciple et préparateur" von Marat bezeichnet wird, gesagt, dass er ihm sein Lungenheilmittel „verarbeitet" hatte; das ergibt sich unzweifelhaft aus der Darstellung von Cabanès (a. a. O.), woselbst auch angedeutet wird, dass Filassier die Reklametrommel für dies Präparat rührte. Die offenbar ganz unabhängig davon angestellte Analyse des Fakultätsmitgliedes Tissier, um die ihn sein Kollege Bernard bat, habe ich gar nicht damit in Zusammenhang gebracht (Cabanès S. 288).

Auf S. 41 bemängelt Max Cohn, dass ich Marat nicht, wie es ihm gebühre, als „Pionier der Elektrizitätslehre" gewürdigt habe, obwohl ihm Prof. Toby Cohn, Nervenarzt in Berlin, dies Verdienst zuerteilt. Von diesem „Pionier" sagt aber T. Cohn in der 6. Auflage seines Leitfadens der Elektrodiagnostik weiter nichts, als dass er die Franklinsche Kopfdusche bei Kopfschmerz und anderen Leiden erprobt und empfohlen habe, während ich selbst in meiner Arbeit viel ausführlicher auf Marats elektrotherapeutische Tätigkeit eingehe unter ausdrücklicher Erwähnung der ihm von den massgebenden Zeitgenossen gezollten Anerkennung.

Dagegen wissen weder die Medikohistoriker Puschmann, Haeser, Pagel noch die Neurologen Erb, Ziemssen, Bernhardt, Kron (in Villarets Handbuch) von diesem „Pionier" etwas, ebensowenig wie Du Bois Reymond, der in seinen „Untersuchungen über tierische Elektrizität" (Berlin 1848) mit grösster Zuverlässigkeit auch die heute ganz verschollenen Autoren berücksichtigt; und dabei kannte Du Bois die französische Geschichte des 18. Jahrhunderts wie wenige[6]).

So sehen die angeblichen Fehler aus, die mir M. Cohn vorwirft.

Neben diesen speziellen Bemängelungen sucht mich M. Cohn noch dadurch zu widerlegen, dass er Marats Leistungen als Arzt im allgemeinen viel höher einschätzt als ich. Zwar habe ich mitgeteilt, dass Goethe Marats Arbeiten benutzt hat[7]), dass er zahlreiche Preise von

[6]) Lessing erwähnt übrigens in seinen theologischen Streitschriften als damals bekannte Elektrotherapeuten nur Nollet und Franklin (vgl. Dilthey, „Das Erlebnis und die Dichtung." Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin, 2. Aufl., 1907, S. 83.) — [7]) Mit Bezug darauf schreibt am 27. November 1799 Klopstock an Herder: „Haben Sie gelesen, was Goethe über die Farben gegen Newton geschrieben? Und haben Sie, was vor ziemlicher Zeit Marat, da er noch nicht rasend war, über eben



Akademien erhielt, eine ausgedehnte und anspruchsvolle Praxis hatte und mit Franklin u. a. bedeutenden Zeitgenossen einen Briefwechsel unterhielt; das genügt aber Cohn nicht, und er versucht mir nachzuweisen, dass damit Marat noch nicht ausreichend gewürdigt wäre. Zum Beweise führt er u. a. das Doktordiplom an, das Marat 1775 von der Universität St. Andrews erhielt mit den Worten: „Ganz hervorragender Meister der Wissenschaften." Nach diesem Argument müsste ich selbst, da mir die Leipziger medizinische Fakultät bescheinigt hat „vir praenobilissimus atque doctissimus", sehr gelehrt sein, während M. Cohn doch gerade das Gegenteil beweist. Aus der blossen Tatsache, dass, wie Cohn (S. 42) bemerkt, Marat und Franklin günstig beurteilt wurde, ist an sich natürlich ohne weiteres nicht zu folgern: schon grössere Leute haben manche ihrer Zeitgenossen überschätzt, und Ordinarien für Philosophie haben sich bekanntlich von sprechenden und rechnenden Vierfüsslern imponieren lassen. Die weiteren modernen Gutachten von Truc und Didelot, die Cohn (S. 39 u. 47) anführt, beweisen eben, was ja zweifellos feststeht und von mir gar nicht bestritten ist, dass Marat kenntnisreich, geschickt und genial war, wobei ich allerdings gewisse Bedenken gegen seine Gründlichkeit hege: denn es ist, selbst für den damaligen Stand der Medizin, etwas viel, eine Autorität auf dem Gebiet der Tripperbehandlung, der Augenkrankheiten, der Elektrotherapie, der Physik, der Neurologie, der Seelenkunde zu sein, wozu Marat von Cohn gemacht wird. Wohl bemerkt neben einer umfangreichen Praxis und amtlicher Stellung beim Grafen Artois! Ich habe auch ausdrücklich betont, dass Marat sich teilweise im Gegensatz zu seinen Kollegen von Spekulationen freihielt und auf das Experiment verliess, und dass er als praktischer Arzt durchaus human war.

Wenn ferner Cohn, um Marat zu entlasten, auf Schopenhauers Eigentümlichkeiten hinweist und bemerkt, auch daraus dürfe man nicht etwa auf Geisteskrankheit schliessen, so ist dies Beispiel besonders unglücklich, da eine wohl auch von Cohn anerkannte neurologische Autorität wie P. Moebius gerade bei Schopenhauer psychopathische Züge gefunden hat[8]); und mehr habe ich jedenfalls von Marat auch nicht behauptet. Ebenso ist Cohns Exemplifikation auf Schiller (S. 49) verfehlt, angesichts der Selbstkritik des Dichters über seine ärztliche Qualifikation: „Ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur geben"[9]).

---

diese Sache und auch gegen Newton? Wenn Sie haben, so können Sie mir vermutlich sagen, was Goethe von Marat genommen hat. Denn er ist, vielleicht nur zu Zeiten, ein gewaltiger Nehmer." (Bode, Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen, 1918.) — Vgl. auch Leitzmann und Schüddekopf, Lichtenbergs Briefe. Leipzig 1901, Bd. I, S. 366, Nr. 269: Lichtenberg an Schernhagen 16. Nov. 1780. — [8]) Kraepelin, Psychiatrie 1909, Bd. I, S. 430; und Birnbaum, Psycho-pathologische Dokumente 1920, S. 46 und 144. — [9]) Palleske, Schillers Leben und Werke 1882, Bd. I, S. 183.



Allerdings habe ich von Marat wieder behauptet, er sei als blutrünstiger Revolutionsmann für die Bestialitäten in der Schreckenszeit mitverantwortlich. Sonst gehe ich auf die politische Tätigkeit, wie ich in meinem Artikel ausdrücklich bemerkt habe, nicht ein, und deshalb habe ich ihn betitelt „Kollege“ Marat. Missverständlich fasst Cohn das als „Spott“ auf. Das wäre ungefähr so, als wollte man darin eine Verspottung meiner Person sehen, dass M. Cohn (S. 41 u. 56) andeutet, ich kennte die von mir zitierten Quellen gar nicht, oder wenn er mich als „den Historiker der Deutschen medizinischen Wochenschrift“ bezeichnet, oder wenn er einmal meinem Namen das Wort „Herr“ zufügt.

Neben der medizinischen versucht nun M. Cohn eine politisch-psychologische Rehabilitierung Marats, immer gegen mich polemisierend, weil ich ihn mit Nero und Iwan dem Schrecklichen in Parallele gestellt, von seinem pathologischen Ehrgeiz gesprochen und ihn als Führer des Pariser Strassenpöbels bezeichnet habe. Dabei verteidigt M. Cohn ihn gegen den Vorwurf der Charlatanerie, des Plagiats, der Paralyse, der Paranoia, der Habgier usw., wovon in meinem Artikel kein Wort steht. Ich habe ihn allerdings als unsteten, exzentrischen Menschen hingestellt, der sich selbst bei gelehrten Disputen zu Tätlichkeiten hinreissen liess. Viel weiter geht nun merkwürdigerweise M. Cohn, so dass ich nach Lektüre seiner Abhandlung ersehe, dass ich Marat zu günstig beurteilt habe. M. Cohn schildert den Knaben Marat als heftig, widerspenstig, selbstbewusst, ungestüm leidenschaftlich, hartnäckig, rücksichtslos. In späteren Jahren zeigte er lächerliche Selbstgefälligkeit, masslosen Ehrgeiz, eine bis zur Brutalität gehende Rücksichtslosigkeit, in seinen Angriffen gegen andere Forscher mit schwerstem Geschütz vorgehend, wobei er sich zu vielen Fehlern, Missgriffen, ja selbst unentschuldbaren Handlungen hinreissen liess. So geht es bei M. Cohn fast Seite für Seite, so dass er schliesslich zugibt, es offenbar bei Marat mit einem Psychopathen zu tun zu haben, wofür er auch eine in der Kindheit erlittene Kopfverletzung als möglicherweise verantwortlich macht. Wohl mit Recht bringt M. Cohn damit Marats Explosivität und Wutausbrüche in Zusammenhang. So wird — nicht von mir — sondern von M. Cohn der Mann geschildert, den er als Politiker von der Schuld an den Greueln der französischen Revolution freisprechen will; ja, er bemängelt es, dass ich Marat als Arzt aus der französischen Schreckenszeit bezeichne, weil er bei deren Beginn bereits schwer krank war und bald starb. Wenn je der Geist eines Mannes über das Grab hinaus gewirkt hat, so ist es Marat, dessen ungeheuere Popularität die Massen noch lange in Atem hielt und der in seinen aufreizenden und alles verhetzenden Flugblättern und Zeitungen den Wind gesät hat, der als Sturm aufging. Dass er selbst kein Insekt leiden sehen konnte, worauf u. a. M. Cohn hinweist, spricht natürlich nicht dagegen. Allerdings hat er



nicht die Guillotine selbst bedient, genau so wenig wie 1914 die Kriegshetzer in den Staatskanzleien und Militärkabinetten das Maschinengewehr abdrückten oder den Torpedo lanzierten. Sind sie darum nicht etwa die Hauptschuldigen und Verantwortlichen? Oder ist König Eduard, weil er zufällig vorm Kriege starb, nicht einer der vielen Urheber?

M. Cohn bemängelt nun die Glaubwürdigkeit der Historiker, die ich gelesen „zu haben scheine". Gut, mögen sie Partei gegen Marat sein, ist aber der von ihm (S. 55) zitierte Jaurès nicht Partei?

Ich will dann Autoren nennen, die Cohn gewiss als unbedingt sichere Gewährsmänner anerkennen wird.

Zuerst ihn selber. Er bestätigt, was Marat eben in meinen Augen zu einem der Schreckensmänner macht, dass er das Dekret zu den Septembermorden unterzeichnet hat (S. 44). Wenn ich ferner Marat als Führer des Strassenpöbels bezeichnete, so bringt Cohn (S. 44) dafür ein in wahrstem Sinne des Wortes „schlagendes" Beispiel durch die Mitteilung der Szene, wo Marat auf der Strasse angesichts einer erregten Volksmenge einem vermeintlichen Aristokraten einen Tritt ins Gesäss gab. Würde irgend ein anderer Parteiführer im Kampfe für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich soweit vergessen. (Eine ganz ähnliche Anekdote wird übrigens von Napoleon I. erzählt. Vgl. Lenz, Napoleon, 1908, S. 28.)

Cohn verschweigt ja auch S. 53 gar nicht, dass Marats Artikel immer „leidenschaftlicher und aufreizender" werden, und dass er fünf- bis sechshundert abgeschlagene Köpfe verlangt. Wie solche (wohl bescheidene?) Forderung auf die Volksmassen wirkt, weiss man, und musste Marat, der wie kein Zweiter seine Pariser kannte, wissen; jedenfalls kann er dann nicht von der schwersten Mitschuld an den Bestialitäten freigesprochen werden[10]). Und spricht nicht Marats Selbstcharakteristik Bände, wenn er sagt: „Man gebe mir 200 Neapolitaner, die in der Rechten einen Dolch und auf der Linken einen Muff statt eines Schildes tragen, so will ich mit ihnen Frankreich durchziehen und Revolution machen"[11]).

Auch wird M. Cohn eine revolutionäre Autorität wie G. Landauer anerkennen, der im Vorwort zu seinen „Briefen aus der französischen Revolution" sagt, dass Danton, Marat, Robespierre und St. Just an Gewalttätigkeit über alles hinausgingen, was Mirabeau je getan und geduldet hätte[12]).

Weiter sei auf die jüngste, ausgezeichnete historisch-psychologische Studie von Freimark über Robespierre hingewiesen[13]). Dort wird

[10]) Vgl. dazu auch Brunet a. a. O., S. 48 und Schelenz, Münch. med. W. 1919, Nr. 27. — [11]) Thiers, Geschichte der französischen Revolution, deutsch von Jordan. Leipzig 1844, S. 41. — [12]) Vgl. Bd. I, Vorwort S. XIV; ferner S. 129, Bd. II, S. 53, 165 u. 354. Die hier z. T. wiedergegebenen zeitgenössischen Urteile decken sich stellenweise mit der Ansicht vom „rasenden Marat", die sich in dem oben (Anm. 7) erwähnten Brief Klopstocks an Herder findet. — [13]) Wiesbaden 1913 bei J. F. Bergmann.



(S. 40) von „Marats Narrheit und Fanatismus“ gesprochen und erwähnt, dass Robespierre durch Marat die Revolution kompromittiert fürchtete; und S. 43 sagt Freimark, dass Robespierre nicht wie Marat für seine Politik Erkenntlichkeiten empfangen hat.

Wie hier Robespierre auf Kosten Marats verteidigt wird, so geschieht das in Häussers Geschichte der französischen Revolution[14]) mit Danton. Von diesem heisst es mit Bezug auf die Septembermorde, dass er weniger aus persönlicher Rachsucht und berechnendem Ehrgeiz handelte, während es den Marat, Robespierre u. a. gelten mochte, mit demselben Schlage ihre persönlichen Feinde zu treffen.

So sind glücklich Marat, Danton und Robespierre exkulpiert, und man darf gespannt sein, wie M. Cohn nunmehr seine Apologie aufrecht erhalten will.

Weiter sagt ein so stark linksgerichteter, Jaurès übrigens politisch nahestehender Historiker wie Aulard[15]), dass die Volkswut durch Marat erst zu den blutigsten Ausschreitungen angefacht wurde; dass er zu den Septembermorden geraten hatte und dafür mitverantwortlich ist.

Soweit Cohns Darlegungen mich betreffen, muss ich sie, um einen Ausdruck von M. Cohn zu gebrauchen, „strikte ablehnen“. Die Autoren, die ich gelesen habe — und nicht, wie M. Cohn sagt, gelesen zu haben „scheine“ — können mich auch nach seinen, mich sonst sehr belehrenden Ausführungen in meiner Auffassung nicht umstimmen. Ebensowenig kann ich zugeben, dass mein Aufsatz „olle Kamellen“ enthält: was ich über den „Kollegen“ Marat mitgeteilt habe, dürften doch einigen Lesern der Deutschen medizinischen Wochenschrift, soweit sie nicht Marat-Forscher sind, „neue“ Kamellen gewesen sein.

Zur Psychographie von Marat von Dr. G. Mamlock (Berlin) folgende Bemerkungen:

Auf Seite 7 der sechsten verbesserten Auflage seines bekannten Buches: „Die Chemie im täglichen Leben“ (Leopold Voss, Hamburg 1908), nennt Professor Lassar-Cohn ausdrücklich Lavoisier den „Entdecker“ des Sauerstoffgases.

Priestley hat 1774 (nicht wie M. angibt 1771) und unabhängig von ihm Scheele im gleichen Jahre (1774) — nach anderer Version 1775 — das Gas entdeckt, welches Lavoisier gleichfalls im Jahre 1774 (und nicht erst 4 Jahre nach Scheele und Priestley) mit dem Stoff identifizierte, der bei allen Verbrennungen mit der brennbaren Substanz sich vereinigt und später von ihm mit dem Namen „Oxygène“ belegt wurde. Priestley blieb übrigens trotz seiner Entdeckung Zeit seines Lebens ein starrer Anhänger der von Lavoisier gestürzten Stahlschen Phlogistontheorie. Auch Cabanès teilt mit Lassar-Cohn meinen „Irrtum“. (Cab. M. i. II, S. 163 u. 168.)

Der von Mamlock zitierte und auch tatsächlich sehr wichtige Satz aus der Heiratsurkunde des Vaters von Marat lautet vollständig: „Contrat intervenu entre sieur Jean, fils du sieur Antoine

[14]) Berlin 1877, S. 347. — [15]) Etudes et leçons sur la Révolution française Paris 1898. Bd. II, S. 56, 59, 78, 105 (Kap. III, VII, XII).

Maxa Bonfils, peintre et destinateur, natif de Caillary, dans l'île de Sardeigne, demeurant dès quelque temps en cette ville de Genève, d'une part, et demoiselle Louise, fille du sieur Louis Cabrol, native d'autre (part)...." Hieraus schliesst Cabanès, dass der Vater von Marat Maler und Zeichner war, „et non docteur en médecine, comme il a été dit“. (Cab. M. i. II, S. 27 und 28, Anmerkg.) Aus dem Zusatz „comme il a été dit“ geht hervor, dass Cabanès auch die älteren Quellen (Bongeart und Chèvremont) gekannt hat.

Filassier soll nach Mamlock das Lungenheilmittel von Marat „verarbeitet“ haben. Nirgends findet sich hierfür ein Anhaltspunkt. Auch wird von Cabanès nicht bloss „angedeutet“, wie Mamlock (S. 2) seiner „Psychographie“) sagt, sondern es wird von ihm ausdrücklich das zitiert, was Filassier, „der“, nach den über ihn vorliegenden Berichten, „zwar ein guter Physiker, aber ein schwacher Botaniker und Chemiker war“, in die „Gazette de santé“ vom 16. Oktober 1777 über das Maratsche Mittel hat einrücken lassen. (cf. Cab. M. i. II, S. 128.)

Neben vielem anderen soll ich es Mamlock übel vermerken, dass er Marat nicht als einen „Pionier der Elektrizität“ gewürdigt habe. Aus Seite 41 meiner Arbeit: „Jean Paul Marat“ soll das hervorgehen. Hier spreche ich aber gar nicht von Mamlock in diesem Zusammenhange, sondern von Taine und zitiere dessen die Leistungen Marats in der Elektrizität herabsetzenden Worte, denen gegenüber u. a. Cabanès (S. 287) sagt: „Mais on doit lui (sc. Marat) reconnaître le mérite incontestable d'avoir été un des pionniers de la science électrothérapeutique.“... Ich verweise ferner auf das „Manuel de l'Ectrécité“ vom Jahre 1809 (Herausgeber „Claude Veau Delauney“), in welchem Marat zugleich mit Boyle, Priestley, Cavendish, Jallabert, Saussure, Nollet u. a. nicht weniger als viermal rühmend erwähnt wird, als einer, der diesen Teil der Physik (sc. die Elektrizitätslehre) bereichert hat. (M. Elektr. S. 8, 239, 255, 256).

Zu meiner Schilderung des Lebenslaufes von Marat und zu meiner hiermit in innigem Zusammenhang stehenden Erwähnung des von Marat in St. Andrews erworbenen Doktordiploms bemerkt Mamlock, ich suche mit all dem ihm nachzuweisen, dass Marat von ihm „nicht ausreichend gewürdigt wäre“. Auf Seiten 36 und 37 meiner Arbeit, die gerade diesen Lebensabschnitt Marats behandeln, wird jedoch Mamlocks auch nicht mit einer Silbe gedacht.

Wenn Mamlock ferner sagt, ich verteidige Marat gegen den Vorwurf der Charlatanerie, des Plagiats, der Paralyse, der Paranoia, der Habgier usw., während doch in seinem Artikel von alldem „kein Wort steht“, so wähnt er, dass meine Arbeit über Marat in ausschliesslicher Beziehung zu ihm steht. Allein meine Arbeiten über Marat habe ich bereits 1912 und 1913 begonnen und Vorträge über sie Ende 1913 und Anfang 1914 gehalten; die in dieser Zeitschrift (1920, Heft 1 u. 2, Bd. VIII) erschienene Studie stellt einen Exzerpt aus ihnen dar, der allerdings Mamlocks Artikel nur insoweit berücksichtigt, als darin sachliche Irrtümer sich finden.

Auf Seite 5 seiner „Psychographie“ gesteht Mamlock ein, er habe nach der Lektüre meiner Abhandlung ersehen, dass er „Marat zu günstig beurteilt habe“. Denn ich schildere Marat schlimmer als er! Gleichwohl ist er auf Seite 8 seines Artikels darauf „gespannt“, „wie M. Cohn nunmehr seine Apologie (Marats) aufrechterhalten will!“

Diese muss er, soweit sie seine Darlegungen betrifft, „um einen Ausdruck von M. Cohn zu gebrauchen, strikte ablehnen!“ Diesen „Ausdruck“ hat Mamlock selbst aber vor mir (D. M. W. 1919, Nr. 23, S. 635) gebraucht, indem er hier sagt, dass Marat die Bertholonschen Ansichten „strikte ablehnt“. Mamlock erklärt zugleich (S. 8), dass ich ihn in seiner Auffassung über Marat nicht umstimmen kann. Dessen bin auch ich sicher. Es war und ist dies auch nicht meine Absicht. Allein ich hielt es für meine Pflicht, der deutschen Wissenschaft und den deutschen Aerzten ein Bild von Marat zu entwerfen, das, soweit überhaupt dies möglich, der historischen und objektiven Wahrheit entspricht und die neuesten Ergebnisse der französischen Forscher in sein Bereich zieht. Dies allein war und ist mein Ziel. Ohne Rücksicht auf diese oder jene Partei!

Noch einige Richtigstellungen zum Schluss:

Mamlock macht in seinem Artikel (D. M. W. S. 635) Jallabert ebenso zum Arzt, wie er dies mit dem Vater von Marat tut. Allein Jallabert war



Geistlicher in Genf. Er hat sich erfolgreich mit dem Studium der Elektrizität beschäftigt und diese auch therapeutisch zu verwerten versucht.

Auf Seite 636 (D. M. W.) heisst es bei Mamlock über Marat: „Offenbar hatte er aber immerhin eine grosse Anhängerschaft und die Eigenschaft, die ihn später als Politiker einen so unheilvollen Einfluss auf die Massen ausüben liess, nämlich als Redner zu fesseln, kam ihm bei seinen wissenschaftlichen Vorträgen zugute.... Hören wir hierzu Cabanès (M. i. S. 180): „Man erkannte allgemein an, dass Marat ein geschickter Experimentator war; allein es fehlte ihm die Gabe der Rede. Er drückte sich mit der grössten Schwierigkeit aus und empfand, dass dieser Mangel ihm für die Verbreitung seiner Forschungen und Untersuchungen schaden könnte". Eine Zeitlang dachte er daher daran Brissot zum Redner für diesen Zweck zu gewinnen.

Doch Mamlock sagt, dass er die von ihm genannten Autoren gelesen hat!

Zugleich benutze ich die mir gebotene Gelegenheit, einen ärgerlichen Druckfehler in meiner Arbeit: „Jean Paul Marat" zu korrigieren. Der Geburtsort von Marat heisst „Boudry".

Berlin 12. Dez. 1920. Max Cohn.

Eine neue Theorie zur Suggestion.

Von Dr. **Engelen**, Nervenarzt in Düsseldorf.

Von Suggestion sprechen wir dann, wenn eine Veränderung im geistigen oder körperlichen Verhalten herbeigeführt wird vorwiegend durch die Vorstellung, dass diese Veränderung erfolgt sei oder eintreten werde. Das wesentlichste Kennzeichen der Suggestion ist gegeben durch die Innervationskraft einer Vorstellung. Es wird hierdurch das Individuum gegenüber dieser Vorstellung zu einer psycho-physischen Stellungnahme geführt, welche ohne die Suggestionswirkung nicht eintreten würde. Wenn ich jemanden auffordere, einmal tief ein- und auszuatmen, so hängt es von dessen zustimmender oder ablehnender Entschliessung ab, ob diese Handlung ausgeführt wird oder nicht. Wenn in einer Gesellschaft einer nach dem anderen durch die Ansteckungskraft des Vorbildes zum Gähnen gebracht wird, so handelt es sich um eine tiefe Atmung, herbeigeführt durch Nachahmungssuggestion. Es ist aber falsch, wenn man die Nichtbeteiligung eines Willensentschlusses oder einer logischen Begründung als charakteristische Merkmale der Suggestion ansieht. Bei den meisten Hypnotisierungen pflege ich mich der Mitwirkung des Patienten durch bewusste Willensnachgiebigkeit zu bedienen nach erfolgter Aufklärung über das Wesen der Hypnose. Es ist also durchaus nicht massgebend, dass der Mechanismus der Suggestion in Dunkel gehüllt bleibt, also die Art und Weise, wie das Gehörte und verstandene Wort den tatsächlichen Erfolg bewirkt.

Hugo Münsterberg hebt in seiner „Psychotechnik" richtig hervor, dass den Vorstellungen nicht ohne weiteres Suggestionskraft innewohnt, nötig sei die Anerkennung als ein Stück Wirklichkeit. Durch diese Wirklichkeitsanerkennung werde die entsprechende psycho-physische



Neueinstellung des Individuums hervorgerufen. Uneingeschränkt richtig ist diese Auffassung auch nicht. Wenn man jemandem intensiv zuredet, in einer Speise, die er gerade geniessen will, sei eine ekelhafte Substanz enthalten, so wird ein suggestibler Mensch von Widerwillen befallen, obwohl er von der Haltlosigkeit dieser vorgeredeten Behauptung überzeugt ist. Von intellektueller Wirklichkeitsanerkennung kann also unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Die Suggestionswirkung macht sich geltend gegen die Ueberzeugung der Nichtwirklichkeit, die korrigierende Vernunft unterliegt im Zweikampfe.

Gegen den Inhalt der bewussten Erkenntnis setzen sich in diesem Falle Einstellungen im autonomen Nervensystem durch infolge einer Suggestion. Hier ist die Brücke zwischen geistiger Vorstellung und körperlicher Reaktion.

Wir wissen aus der Physiologie, dass gefühlsbetonte Vorstellungen mit besonders lebhaften Einstellungen im autonomen Nervensystem verbunden sind, zumal mit vasomotorischen Vorgängen. Wenn eine Vorstellungsanregung rein intellektuell auf uns wirkt, dann bleibt eine deutliche Reaktion im autonomen Nervensystem aus, gleichzeitig konstatieren wir das Fehlen von Suggestionswirkungen. Die körperlichen Aeusserungen der Gefühle sind nicht blosse Begleiterscheinungen, sondern sie sind wichtige Bestandteile der Gefühle. Wenn demnach durch Vorstellungserweckung entsprechende Reaktionen im autonomen Nervensystem kräftig sich einstellen, dann ist die körperliche Einstellung zur Wirklichkeitsanerkennung herbeigeführt, jetzt hat die Vorstellung Suggestionskraft. Die unbewusste Innervation entspricht jetzt Empfindungen, Gefühlen, Handlungsbildern, Hemmungen. Diese unbewusste Einstellung wirkt nun rückstrahlend auf die höheren Geistesfunktionen, ein Handlungsbild wird jetzt zur Handlung, die Idee der Empfindungslosigkeit lässt eine bewusste Empfindung nicht mehr aufkommen usw. Alle Erscheinungen der Suggestion und Hypnose lassen sich auf dieser Basis erklären. Die Bedeutung, die E. v. Hartmanns Philosophie dem Unbewussten zuschreibt im Weltgetriebe, diese Bedeutung erkennen wir im körperlichen und geistigen menschlichen Mikrokosmos beim Studium des vegetativen Nervensystem und bei Betrachtung der Suggestion und Hypnose.



Rückgang der Ehescheidungen und Zunahme der Heiraten Geschiedener im Kriege.

Von Dr. **Hans Guradze**, Berlin.

Dass die Eheschliessungen im Kriege einen Rückgang zeigen — in Preussen von 328 340 in 1912 und 323 709 in 1913 auf 286 197 in 1914 — ist, trotz der Kriegsheiraten, namentlich im August 1914, nicht verwunderlich; denn die kräftigen zur Eheschliessung geeigneten Männer befinden sich eben im Felde oder sonstwo im Heeresdienst. Ein Teil ist leider auch gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten. Auffallend bleibt aber, wenngleich die eben angeführten Gründe dabei auch etwas mitspielen dürften, der Rückgang der Ehescheidungen und die Zunahme der Heiraten Geschiedener in Preussen von 1913 auf 1914. Der Rückgang der Ehescheidungen, der bisher merkwürdigerweise noch wenig Beachtung gefunden hat, ist aus dem Grunde um so bemerkenswerter, als seit 1902 — abgesehen aber von 1914 — die Zahl der Ehescheidungen in Preussen ständig zugenommen hat. Es wurden nämlich nach Bd. 249 der preussischen Statistik im Jahre 1914: 11 065 Ehen geschieden: d. i. 143 auf 100 000 der stehenden Ehen gegenüber 11 162 oder 147 pro 100 000 in 1913. Dieser, wie bereits erwähnt, seit 1902 erstmalige Rückgang ist wohl mit eine Kriegsfolge. Man darf dann erwarten, dass er 1915 und 1916 noch stärker ist, zumal doch das Jahr 1914 nur 5 Kriegsmonate umfasst.

Im Zusammenhang hiermit muss darauf hingewiesen werden, dass trotz Abnahme aller Eheschliessungen im Jahre 1914, wo, wie bereits erwähnt, 286 197 Ehen in Preussen geschlossen wurden, gegen 323 709 in 1913 und 328 340 in 1912, die Eheschliessungen seitens bereits geschieden gewesener Kontrahenten beiderlei Geschlechts sich 1914 gegen 1913 verstärkt habe. Nachstehende Tabelle erweist diese bemerkenswerte Erscheinung, die bisher ebenfalls noch wenig Aufsehen erregt hat.

Eheschliessungen in Preussen nach dem gegenseitigen Familienstande der beiden Heiratenden:

Familienstand des Mannes	Jahr	Familienstand der Frau			Zusammen
		Jungfrauen	Witwen	Geschiedene	
Junggesellen. . .	1913	280 570	7 777	2952	291 299
	1914	246 647	6 889	4010	257 546
Witwer	1913	18 431	7 937	1219	27 587
	1914	15 298	6 462	1263	23 023
Geschiedene . . .	1913	3 263	889	671	4 823
	1914	3 665	931	1032	5 628
Zusammen . . .	1913	302 264	16 603	4842	323 709
	1914	265 610	14 282	6305	286 197



Besonders hervortretend ist also die verstärkte Heiratslust derjenigen geschiedenen Frauen, die sich mit Junggesellen verbanden: 4010 in 1914 gegen 2952 in 1913, sowie die der geschiedenen Männer, die sich mit ebensolchen Frauen vermählten: 1032 gegen 671. Jedoch tritt auch bei den geschiedenen Männern, die sich mit Jungfrauen verehelichten, das Uebergewicht 3665 in 1914 gegen 3263 in 1913 noch ziemlich stark hervor, weniger bei den geschiedenen Männern, die sich mit verwitweten Frauen verbanden: 931 gegen 889, obwohl auch dieses minder erhebliche Plus nicht unbemerkt bleiben darf. Man darf gespannt sein, wie sich die entsprechenden Zahlen für 1915 verhalten. Ob sich unter den angegebenen Zahlen Wiederheiraten derselben Geschiedenen miteinander befinden, muss zunächst dahingestellt bleiben. Auf alle Fälle ist die ganze Erscheinung hochinteressant, besonders für den Sozialpsychologen. Wieweit hierbei Geldheiraten mitspielen, wäre eine gewiss wichtige Untersuchung.

Das gleichzeitige Zusammentreffen vom Rückgang der Ehescheidungen und Zunahme der Heiraten Geschiedener lässt auf einen ursächlichen Zusammenhang beider Ereignisse schliessen.

Bis hierher waren die Ausführungen bereits vor 4—5 Jahren abgeschlossen, blieben jedoch, vermutlich beim Herrn Herausgeber, liegen, so dass sie Verfasser erst kürzlich im Bürstenabzuge zurückerhielt. Inzwischen ging natürlich weiteres Material ein, was nunmehr nachgetragen wird.

Die Ehescheidungen in Preussen beliefen sich in absoluten Zahlen: 1915 auf 6942, 1916 auf 6409, 1917 auf 7410. Mithin war 1916 der Tiefpunkt erreicht. Dass die Ehescheidungen in einem so langen Kriege mit der Zeit zunächst stark abnehmen, ist eigentlich ganz natürlich, denn der Krieg stellt den, wenn man so sagen darf, überhaupt besten Ehescheider insofern dar, als eben viele Ehemänner fehlen oder gar fallen, wodurch sich die Scheidung fürs erste und letzte erübrigt. Nach Friedensschluss dürfte die Zahl der Ehescheidungen zunächst deshalb zunehmen, weil manche Männer bei ihrer Heimkehr die inzwischen eventuell erfolgte Untreue der Frau merken.

Hierzu tritt der Umstand, dass durch die Demobilmachung viele Junggesellen heimkehren, auf die begreiflicherweise auch von seiten einiger in und von der Ehe nicht befriedigter Frauen ein Auge geworfen wird und umgekehrt. —

Die Eheschliessungen in Preussen zeigen nachstehende weitere Entwicklung, zunächst in absoluten Zahlen:

Familienstand des Mannes	Jahr	Familienstand der Frau			Zusammen
		Jungfrauen	Witwen	Geschiedene	
Junggesellen . . .	1915	147 362	4 953	3 251	155 566
	1916	145 573	5 550	2 193	153 316
	1917	161 468	8 727	1 954	172 149
Witwer	1915	11 009	5 310	1 086	17 405
	1916	12 641	5 828	975	19 444
	1917	14 245	6 851	1 021	22 117
Geschiedene . . .	1915	2 857	790	948	4 595
	1916	2 543	768	801	4 112
	1917	2 702	880	725	4 307
Zusammen	1915	161 228	11 053	5 285	177 566
	1916	160 757	12 146	3 969	176 872
	1917	178 415	16 458	3 700	198 573

Besser als die absoluten Zahlen klären die relativen die Sachlage:

Jahr	Unter 1000 Eheschliessungen in Preussen waren solche von				
	Junggesellen mit Jungfrauen	Junggesellen mit Witwen	Witwer mit Jungfrauen	Witwer mit Witwen	Mindestens 1 geschiedener Partner
1913	866,7	24,0	56,9	24,5	27,9
1914	861,8	24,1	53,5	22,6	37,0
1915	829,9	27,9	62,0	29,9	50,3
1916	823,0	31,4	71,5	32,9	41,2
1917	813,1	43,9	71,7	34,5	36,8

Mithin hat der Anteil der Eheschliessungen mit mindestens einem geschiedenen Partner bis 1915, wie vorausgesagt war, zugenommen. Sehr augenfällig ist ferner der starke Rückgang der Eheschliessungen von Junggesellen mit Jungfrauen, besonders von 86,18 % in 1914 auf 82,99 % in 1915 und dann noch weiter bis 81,31 % in 1917; entsprechend zugenommen haben die Anteile der Ehe zwischen Junggesellen mit Witwen, zwischen Witwern mit Jungfrauen und Witwern mit Witwen. Hier spielt wohl auch das Vorhandensein einer Haushaltungseinrichtung einschliesslich Wohnung mit.

Die weitere Entwicklung dieser Zahlen und Ziffern verdient in der Tat die grösste Aufmerksamkeit aller Soziologen.



Streifzüge durch die neurologisch-psychiatrische Literatur.

Von **Kurt Boas.**

(Schluss.)

— **Leppmann, Arthur. Sexuelle Fragen und Kriminalität.** Mitteilungen der Internationalen kriminalistischen Vereinigung, XXI, 415, 1914. Verf. schöpft aus dem reichen Borne seiner langjährigen forensisch-psychiatrischen Erfahrungen und führt an Hand zahlreicher kasuistischer Fälle dem Juristen die verschiedenen Formen der sexuellen Perversionen vor und deren forensische Bewertung. Der Aufsatz, der in erster Linie für den Richter berechnet ist, enthält eine derartige Fülle des Wissenswerten auch für den Erfahrenen unter uns, dass er es verdient, im Original nachgelesen zu werden. Ref. spricht hierbei den Wunsch an den Verfasser aus, den Aufsatz an uns leichter zugänglicher Stelle nochmals zu publizieren. — **Lloyd, J. H. Sensorimotor aphasia.** New York med. Journ., 99, 914, 1914. Das motorische Sprachzentrum stellt nur einen Teil der Sprachregion dar. Die Sprache ist ihrer Natur nach sowohl sensorisch als auch motorisch. Beides kann nicht voneinander getrennt werden. — **Marine. On tetany in dog.** Journ. of exper. Medicine, XIX, Nr. 1, 1914. Unter 100 Hunden findet man 5 oder 6 mit Nebenschilddrüsen ohne feste Verbindung mit der Schilddrüse. Man kann sich dadurch überzeugen, indem man thyreoidektomierte Hunde mit Kalziumsalzen füttert und auf diese Weise am Leben erhält. Die Tetanie der säugenden oder trächtigen Tiere ist identisch mit der Tetania parathyreopriva. Verfütterung mit Nebenschilddrüsensubstanz beeinflusst die Tetanie bei operierten Tieren nicht. Der Mechanismus der Wirksamkeit der Kalksalze ist bis jetzt noch nicht klargestellt. — **Mawas, J., Mayer, A.** et **Schaeffer, G. Action de quelques fixateurs des cellules nerveuses sur la composition chimique du tissu.** Compt. rend. Soc. de biol., T. 175, No. 36, p. 560, 1913. Um zu entscheiden, wie weit die Präparate von Nervenzellen durch die verschiedenen Fixationsmethoden unbeeinflusst bleiben, wird der Lipoidgehalt der Nervenzellen ohne und nach Fixierung untersucht. Es ergibt sich, dass die Mehrzahl der gebräuchlichen Methoden einen grossen Teil der Lipoidsubstanzen zum Verschwinden bringt. Besonders bringen die zur Darstellung der Neurofibrillen dienenden Methoden mehr als 80 % der Zell-Lipoide zum Verschwinden. Es geht also daraus hervor, dass ein sehr wesentlicher Bestandteil der Zelle in den mikroskopischen Zellbildern nicht dargestellt ist, und zwar wechselt die Menge der verschwundenen Substanzen sowohl bei demselben Fixiermittel unter verschiedenen Einwirkungsbedingungen wie bei verschiedenen Fixiermitteln. Die Neurofibrillen stellen also wahrscheinlich eine Art von Skelett der Zelle dar und können, bei den gewaltigen Veränderungen, die die ganze Protoplasmastruktur erfahren hat, nicht als von vornherein in der Zelle enthaltene Gebilde angesehen werden. Jedenfalls ist es nicht auszuschliessen, dass das Protoplasma der Nervenzellen eine homogene Masse darstellt, und unsere Kenntnisse über den feineren Bau der Nervenzelle sind noch lange nicht sicher genug, um darauf physiologische Hypothesen aufzubauen. — **Meltzer. Ein Fall von Entmündigung wegen Geistesschwäche.** Zeitschr. f. d. Behandlung Schwachsinniger, XXXV, 1915. Wiedergabe eines Gutachtens, das zur Einleitung der Entmündigung die Grundlage bot, mit anschliessenden epikritischen Bemerkungen. Der Fall des Verf.s gehört hinein in das Gebiet der moralisch Schwachsinnigen oder, wie Verf. will, der gemeingefährlichen Schwachsinnigen. — **Mez, C.** und **Müller, A. Ueber die physiologische Bedeutung der Mohn-Alkaloide.** Beiträge z. Biologie d. Pflanzen, XII, 216, 1914. Nach den Untersuchungen der Verff. sind die Alkaloide von Papaver somniferum nicht als Exkretstoffe (mit nebensächlicher Schutzfunktion) anzusehen; sie dienen vielmehr aller



Wahrscheinlichkeit nach bei experimentell in Wasserkultur oder bei natürlich durch Beleuchtungsmangel herbeigeführtem Defekt an verwendbarem assimilierten Stickstoff zur Eiweißsynthese. Ausführliche Mitteilung in der Inaugural-Dissertation von A. Müller (Königsberg i. Pr. 1913). — **Meyer von Schauensee, Pl. Ueber die Bedeutung des anatomisch-pathologischen Elements für die Diagnose der Geisteskrankheit, speziell mit Rücksicht auf die Handlungsfähigkeit der Apoplektiker.** Monatsschr. f. Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform, XI, 383, 1915. Wiedergabe eines bemerkenswerten Gutachtens von v. Monakow, in welchem dieser an Hand eines konkreten Falles ausführt, dass es grundverkehrt ist, alle Apoplektiker für geistig minderwertig, schwachsinnig und daher der freien Willensbestimmung beraubt zu erklären. Im Gegenteil lehrt die ärztliche Erfahrung, dass die Mehrzahl der Apoplektiker (alle Fälle mit rein örtlichen Herden ohne Komplikationen) eine geistige Schwäche im Sinne von Aufhebung der Handlungsfähigkeit nicht verrät. Ferner betont v. Monakow, dass alle örtlichen, auch vom Gefässapparat ausgehenden Hirnläsionen in erster Linie körperliche Störungen erzeugen und erst in zweiter Linie Störungen des Intellektes, ferner, dass es für das Zustandekommen letzterer noch anderer Momente bedarf, als einer einfachen mechanischen Zirkulationsabsperrung oder eines örtlich zerebralen Defekts. Das betreffende erste Gutachten hatte eine Testamentsabfassungsunfähigkeit in dem gegebenen Falle angenommen. Verf. erörtert kurz vom juristischen Standpunkt aus die Folgerungen, die sich für die zivil- und strafrechtliche Behandlung der Apoplektiker in praktischer Hinsicht ergeben. — **Mitchell, H. W. General paresis of the insane.** Boston med. and surg. Journ. 171, 1914. Die früher als parasyphilitisch bezeichneten Erkrankungen des Zentralnervensystems stellen sich nunmehr als echt syphilitische dar. Prophylaktisch ist gründliche Behandlung der primären Lues dringend geboten. Die Wirksamkeit der Therapie muss nach dem serologischen Befunde beurteilt werden. Verf. verspricht sich viel von der intraspinalen Behandlung, da nur auf diesem Wege die im Liquor kreisenden Spirochäten angegriffen werden. Zur definitiven Entscheidung bedarf es jedoch längerer Beobachtungen. — **Mills. The different theories of aphasia.** New York med. Journ., 99, 861, 1914. Diskussion der Broca-Wernicke, Marie und Liepmanschen Theorie der Aphasie. Die Betrachtungen des Verf.s bringen im wesentlichen keine neuen Gesichtspunkte. Auch der Diaschisestheorie von v. Monakow wird gedacht. — **Mönkemöller. Bericht an das Landesdirektorium der Provinz Hannover über die Ergebnisse der psychiatrisch-neurologischen Untersuchung der schulpflichtigen Fürsorgezöglinge der Provinz.** Zeitschr. f. die Erforschung u. Behandlung des jugendlichen Schwachsinns, VIII, 16, 1915. Der vorliegende, zu kurzer Besprechung nicht geeignete Bericht schliesst sich an die früheren an gleicher Stelle erschienenen Berichte desselben Verfassers an. — **Mörchen. Tardive Homosexualität bei Tabikern.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 1, 113, 1914. Verf. berichtet über 2 Fälle, in denen Tabiker gegen den § 175 St.G.B. verstiessen. In beiden Fällen bestand ursprünglich eine ausschliesslich heterosexuelle Veranlagung. Allmählich wurden die beiden Patienten dann homosexuell. Wie Verf. ausführt, handelt es sich jedoch hierbei nicht um Pseudohomosexualität, sondern um eine echte angeborene Homosexualität, da die gleichgeschlechtliche Triebrichtung die einzige und psychisch wie somatisch nicht nur gewollte, sondern auch befriedigende geworden war. Diese Abart der Homosexualität entspringt einer an sich krankhaften (hypothetischen) bisexuellen Anlage. Sie erscheint aber durch die Bedingung der Entwicklung als etwas durchaus krankhaftes, ohne dadurch den Charakter echter Homosexualität zu verlieren. — **Möring, G. Ein Beitrag zur forensischen Bedeutung der Depressionszustände.** (Inaug.-Disser. Kiel 1914.) Bericht über 4 Fälle von Melancholie mit forensischen Komplikationen. Fall 1 und 2 betrafen Frauen, die ihre Kinder töteten resp. zu töten versuchten. In Fall 3 und 4 handelte es sich um Angehörige der Marine, die sich



Verstösse gegen die Disziplin hatten zu schulden kommen lassen. Allen 4 Patienten wurde der Schutz des § 51 St.-G.-B. zugebilligt, so dass Freisprechung erfolgte. — **Moll, Albert. Psychopathologische Erfahrungen vom westlichen Kriegsschauplatz.** Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung, XII, 1915. Verf. betont zunächst, dass die Zahl der Psychosen im Felde sehr gering ist. Weiter stellt er die ausserordentlich geringe Zahl von reiner Imbezillität, das verhältnismässig seltene Auftreten von manisch-depressivem Irresein und die Seltenheit reiner Alkoholpsychosen fest. In Lüttich, wo aus äusseren Gründen der Alkoholismus relativ etwas stärker vertreten war als andere Psychosen, zeigten sich auch nur wenige Fälle. Verf. zieht die einschlägigen §§ 416 bis 418 der Kriegssanitätsordnung an. Betrunkene Soldaten hat Verf. nur zweimal gesehen. Er verlangt dringend eine Unterstützung der Heeresverwaltung in ihrem Bestreben, den Alkoholkonsum an der Front in mässigen Grenzen zu halten. Die Verteilung der Alkoholika soll im übrigen durch Vorgesetzte vorgenommen werden. Verf. berichtet dann von seinem Besuch verschiedener psychiatrischer Stationen. Diejenige in Lüttich (Francotte und Stabsarzt Westphal) hatte nur ein geringes Material. Umfassender ist die psychiatrische Abteilung in Brüssel (Rittershaus-Hamburg-Friedrichsberg). Verf. besuchte ferner die Abteilung eines Kriegslazarettes, die K. Singer (Berlin) und Placzek unterstellt ist. Eine Kriegspsychose erkennt Verf. nicht an. Es besteht nur eine kriegerische Färbung, z. B. bei der Paranoia. In anderen Fällen lässt sich immerhin ein wesentlicher Anteil bestimmter Kriegsereignisse an der Auslösung der Affektion nachweisen. Verhältnismässig häufig sind Fälle von akuter halluzinatorischer Verwirrtheit, wie dies auch aus früheren Feldzügen bekannt ist. Manche Amentiafälle kamen schon nach wenigen Tagen zur Genesung. Es sind dies Fälle, die weniger Sinnestäuschungen und mehr die allgemeine Desorientiertheit als charakteristisch zeigten. Es kommen jedoch auch ohne Traumen Amentiafälle vor, bei denen wenig Sinnestäuschungen beobachtet werden. Um schnell vorübergehende Remissionen kann es sich dabei nicht handeln. Solche Fälle werden vielfach auch der Hysterie zugezählt werden. Verhältnismässig oft werden im Felde Dämmerzustände beobachtet. Dabei nimmt Verf. wie v. Krafft-Ebing Dämmerzustände auf neurasthenischer Grundlage an. Die zerebrale Neurasthenie ist zweifellos die Entstehungsursache vieler Dämmerzustände. — **Moro, E. Ueber Neuropathie im Kindesalter.** Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung, 1914 Nr. 11. Bei der Diagnostik der Neuropathie im Kindesalter kommt alles auf eine möglichst exakte Anamnese an. Dabei hat man auf folgende Punkte besonders zu achten: periodisches Erbrechen, Nichtessenwollen, Kaufaulheit, periodisch wiederkehrende kolikartige Schmerzen, nervöse Diarrhöe und Verstopfung, Enuresis nocturna und diurna bis zum 5. Jahre, Chrosteksches Phänomen, Migräne, überhaupt Periodizität gewisser Erscheinungen, angioneurotische Symptome (Wechsel der Gesichtsfarbe, Ohnmachtsanwandlungen, Urtikaria, Asthmaanfälle). Die Therapie ist hauptsächlich eine pädagogische. Von Medikamenten empfiehlt Verf. besonders Atropin-Adrenalin, namentlich bei periodisch auftretenden Anfällen. — **Mosenthin, H. Ein Fall von Sklerodermie, seine Beziehungen zur inneren Sekretion und Bemerkungen über die Aetiologie dieser Erkrankungen.** Archiv f. Dermatologie u. Syphilis, CXVIII. Heft 2, 1913. Im Alter von 38 Jahren wurden der Patientin des Verf. wegen maligner Entartung beide Ovarien entfernt. Mit 49 Jahren Erscheinungen von Sklerodermie mit Pigmentierungen. Im Blutbild zeigt sich eine Lymphozytose und Eosinophilie. Die Ehrmannsche Froschpupillenreaktion ist mit dem Blutserum der Patientin positiv. Blutdruck nach Riva-Rocci 172. Dabei besteht eine leichte Struma, Tachykardie, Herzhypertrophie und Tremor der Hände. Das Röntgenbild des Schädels zeigt eine Erweiterung der Sella turcica. Schwanger ist Patientin nicht gewesen. Ein halbes Jahr später Hemiplegie rechts. Durch Radiumemanationskur und Pankreon Besserung der Sklerodermie. Ein Jahr später Exitus letalis. Die Erkrankung wird in diesem Falle



in Zusammenhang mit Ovarialausfall, Klimakterium und daraus resultierenden Störungen der inneren Sekretion gebracht. Als solche werden überwiegender den Sympathikustonus erhöhender Anteil der Thyreoidea, Hypophyse, Nebennieren und des übrigen chromaffinen Systems angenommen. Zusammenstellung der bei Sklerodermie beobachteten Störungen der inneren Sekretion. Erörterungen über die anderen Theorien der Krankheit. Verf. kommt zu dem Schluss, dass es sich bei der Sklerodermie ätiologisch um eine Bilanzstörung unter den innersekretorischen Drüsen handelt, in dem Sinne, dass ein erhöhter Tonus des sympathischen Nervensystems zustande kommt. — **Münnich, Ferdinand. Ueber die Leitungsgeschwindigkeit im motorischen Nerven bei Warmblütern.** Zeitschrift für Biologie S. 66, N. F. 48 S. 1, 1915 und Inaugural-Diss. Giessen 1915. Da die bisherigen Werte der Geschwindigkeit der Erregungsleitung im motorischen Nerven des Menschen grosse Unterschiede zeigten, wurden zunächst Messungen der Leitungsgeschwindigkeit bei anderen Warmblütern vorgenommen, wo durch Freilegung der Nervenstämme eine genauere Bestimmung der Reizpunkte als beim Menschen möglich ist, und sich auch leichter kongruente Kurven erzielen liessen. Die Methode bestand immer darin, dass Aktionsstromkurven des Muskels bei Reizung des Nerven an zwei verschiedenen Punkten nacheinander registriert wurden. Wie bei Reizung am Menschen leicht Irrtümer über die Länge der Zwischenstrecke entstehen können, wurde durch besondere Versuche gezeigt. Als ungefährer Mittelwert aus allen Versuchen würde sich ergeben: für Kaninchen 61 m, Katze 78 m, Hund 78 m. Dabei sei aber erwähnt, dass bei zwei Hunden die Mittelwerte wesentlich höher lagen (88 und 85 m), bei einem dritten beträchtlich tiefer (61 m). Für den Menschen ergab sich der Mittelwert von 66 bzw. 69,3 m. Diese Zahlen würden mit den späteren Angaben von Helmholtz und Baxt (64,56 m) sowie Alcock (68,8 m) besser übereinstimmen als mit dem in jüngster Zeit von Piper gefundenen Werte von 120 m. — **A. Myerson. Result of the Swift-Ellis intradural method of treatment in general paresis.** Boston med. and surg. Journ. 170, 1914. Die mit salvarsaniertem Serum behandelten Paralytiker zeigen ein Verschwinden der vorher positiven Wassermannschen Reaktion und eine günstige Beeinflussung der übrigen Liquorbefunde. Zuerst scheint die Wassermannsche Reaktion zu verschwinden und am wenigsten beständig zu sein. An zweiter Stelle steht der Zellgehalt des Liquor. Dieser scheint am meisten durch die Therapie beeinflusst zu werden. Doch darf eine solche Veränderung nicht allzu optimistisch beurteilt werden. Etwas weniger veränderlich als der Zellgehalt ist der Globulingehalt des Liquor. Er nimmt nur wenig ab, verschwindet nur selten. Am konstantesten ist der Albumingehalt. Er wird am wenigsten durch die Behandlung geändert. Das Kriterium der Heilung oder der fortschreitenden Paralyse darf nicht nach dem serologischen Befunde, sondern nur nach den klinischen Symptomen beurteilt werden. Die theoretischen Grundlagen der Swift-Ellisschen Methoden beruhen auf schwankenden Füssen. Nicht richtig ist die Annahme dieser Autoren, dass das Gehirn für eine medikamentöse Beeinflussung unzugänglich ist. Dagegen sprechen die Erfahrungen mit Morphium, Chloral, Picrin, Alkohol, Strychnin und mannigfachen Toxinen, die alle auf dem Blutwege das Gehirn treffen. Der Grund des Versagens der Swift-Ellisschen Methode scheint auf anderem Gebiete zu liegen. Vorausgesetzt, dass die theoretischen Grundlagen der Methoden richtig sind und dass die Einführung in die intraduralen Räume die Paralyse lokal günstig beeinflussen kann, so müssten die eingeführten Mengen dazu völlig unzureichend sein. Von dem ganzen Blute im Körper werden 50 ccm eine Stunde nach der Salvarsaninjektion entzogen. Ein so unbedeutender Bruchteil des Gesamtkörperblutes kann nur einen geringen Prozentsatz des Salvarsans enthalten. — **Natonek, D. Zur Kenntnis der primären epithelialen Tumoren des Gehirns.** Virchows Archiv für pathol. Anatomie Bd. 218, H. 2, 1914. Unter Mitteilung eines Falles papillärer Geschwulst, ausgehend



vom Plexusepithel, bespricht der Verfasser ausführlich die in der Literatur niedergelegten Fälle von epithelialen Gehirntumoren und schlägt folgende Einteilung derselben vor: 1. Geschwülste, ausgehend vom Epithel der Plexus chorioideus, a) von normalem, b) von modifiziertem Plexusbau. 2. Geschwülste, ausgehend vom Epithel des Ventrikelependyms, a) vom normal gelegenen, b) vom verlagerten. — **Neumann, R. K. Das Monokel als erotischer Fetisch.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft. I., 391, 1915. Die sehr oberflächlichen Ausführungen des Verf., denen jede tiefere psychologische Grundlage abgeht, versuchen nachzuweisen, dass „das Monokel die Tätowierung des Exklusiven ist". „Wie die Tätowierung den Körper verdeckt, so verdeckt das Monokel in vielen Fällen nur die Schüchternheit des Trägers, der sich damit nur die Larve der Keckheit vorbindet." Die erotische Wirkung des Einglases gründet sich nach Ansicht des Verf. auf der Blasiertheit. „Das Monokel, welches das Licht infolge seiner leichten Rundung eigentümlich bricht, gibt den Gesichtszügen eine Art „höherer Frechheit'" einen Zynismus und eine Arroganz, die oft geradezu peinlich wirken. Von jemanden derartiger Blasiertheit nimmt man ohne weiteres an, dass er auch in venere alle „Schulen durch" ist. Das aber ist die erotische Sehnsucht der Frau. Die Frau erwartet von jedem Manne das grosse erotische Wunder ihrer Phantasie. Gewöhnlich stellt sich heraus, dass ihre Wünsche zu hoch gespannt waren. Und darum das Suchen nach immer vollkommeneren Partnern. Der Mann erscheint der Frau in der Phantasie — die wenigen extremen Verherrlicher der Weiberherrschaft abgerechnet — immer als das Bild der Ueberlegenheit und der Ueberwindung." Verf. weist ferner darauf hin, dass ein Fetisch, die Uniform, gegen einen anderen, eben das Monokel, ausgespielt wird. — Schliesslich macht der Verf. auf das Monokeltragen der Urninge aufmerksam, über die bisher in der einschlägigen Literatur nichts bekannt ist. — **Newcomb, J. R. Ocular neurasthenia.** Indiana State med. Journ., April 15, 1914. Verf. meint, dass nervöse Reizbarkeit, Depression und Verlust des Konzentrationsvermögens eine bestimmte Indikation für die Untersuchung der Augen abgibt, genau so wie Kopfschmerzen und ähnliche Zustände. Er beschreibt die von ihm angewandte Technik der Untersuchung und weist namentlich hin auf die Bedeutung einer sorgfältigen und genauen Retiniskopie, was für die Behandlung des Patienten von eminenter Bedeutung ist. Je höher die Erziehung des Patienten ist, desto eher ist der Patient in der Lage, die niederen Grade der Korrektion zu entbehren. Verf. führt eine Reihe von Fällen von okularer Neurasthenie mit und ohne Augensymptome an. — **Nocetig, A. und Hussag, B. A. Tumor hipofisario sin acromegalia y consiritomas oculares.** Boletin de la Sociedad de Oftalmologia de Buenos Aires I No. 1, p. 29. Ausführlicher Bericht über einen Fall von Hypophysentumor bei einem 35 jährigen Mann, der besonders wegen der Röntgenbefunde und der Augensymptome bemerkenswert ist. Der Fall bot anfangs grosse differentialdiagnostische Schwierigkeiten; anfänglich wurde auch an Tabes incipiens gedacht. Röntgenologisch liess sich eine beträchtliche Erweiterung der Sella turcica nachweisen. Dieselbe war 30 mm lang und 18 mm hoch. Ophthalmologisch bestand eine bitemporale Hemianopsie. Es wird hierauf die Frage der Hypophysentumoren nach der pathologischen, klinischen und therapeutischen Seite ausgiebig erörtert unter besonderer Berücksichtigung der Augensymptome. Besonders wertvoll ist die Wiedergabe der röntgenologischen Befunde, welche die Akromegalie und die Veränderungen am Türkensattel deutlich hervortreten lassen. Die Literatur ist weitgehend herangezogen. — **Oeller, A. Vestibularläsion mit Atrophie der Augäpfel bei einem Kanarienvogel.** Berl. tierärztl. Wochenschr. 1914, No. 45. Trotz sehr schwerer Erkrankung erfolgte nach Verabreichung von Jod Besserung der Ausfallserscheinungen, die neun Monate anhielt. — **Olivecrona, H. Ein Fall von Geschwulstbildung in den weichen Häuten des Zentralnervensystems.** Virchows Arch. für pathol. Anatomie, Bd. 217 H. 2, 1914. Bei einem 57 jährigen Mann bildete sich im



Verlauf von zwei Jahren ein Symptomenkomplex heraus, der klinisich an die Möglichkeit eines Hirntumors oder einer chronischen Meningitis denken liess. Die Sektion ergab eine diffuse Sarkomatose der weichen Hirnhäute nebst kleinen Metastasen in der Leber und einer Niere. Beobachtungen von Metastasenbildung bei diffuser Sarkomatose der weichen Hirn- und Rückenmarkshäute gehören zu den grössten Seltenheiten. Verf. fasst den oben beschriebenen Tumor nicht als polymorphzelliges Sarkom, sondern als Endotheliom auf. — **Ossokin, N. Zur Frage der Innervation der Gl. thyreoidea.** Zeitschr. für Biolog. 63, No. I, 45, 443, 1914. Aus den Untersuchungen des Verf. lassen sich folgende Schlüsse ziehen: 1. Die vasomotorischen Fasern, und zwar sowohl Konstriktoren wie Dilatatoren für die Schilddrüse sind hauptsächlich in den Kehlkopfnerven enthalten. Sie kommen aber auch mit anderen Aesten des N. vagosympathicus heran, und zwar mit dem N. pharyngeus superior et inferior. 2. Durch Adrenalin liess sich die überwiegende vasokonstriktorische Innervation der Schilddrüse durch den Sympathikus nachweisen. 3. Während der Reizung der Schilddrüsennerven ist die Erregbarkeit des Vagus erhöht. Das durch Reizung der sekretorischen Schilddrüsennerven abgesonderte Sekret hat also auch eine Wirkung auf parasympathische (autonome) Endorgane. Diese Tatsache vermehrt die von Asher und Flack und Asher und v. Rodt erbrachten Beweise für die sekretorische Innervation der Schilddrüse und für die Wirkungsweise ihres Sekretes. — **Pereyra, Giorgio. Mixoma del nervo ottico.** Annali di Ottalmologia 1914, XLIII, Fasc. 5—6—7, p. 402. Mitteilung eines Falles von Myxom des N. opticus. Symptomatologisch bot der Fall nichts Besonderes, was von der üblichen Symptomatologie der Optikustumoren abweicht. Der langsame Verlauf und das Fehlen zerebraler Erscheinungen spricht für die benigne Natur des Tumors. Es handelte sich um primäres Myxom des Optikus. Das neoplastische Gewebe war z. T. zwischen Arachnoidea und Pia, z. T. in den Opticusfasern eingebettet. Ausgegangen ist der Tumor vermutlich von der Eintrittsstelle der Gefässe. Therapeutisch wurde die Exenteratio orbitae ausgeführt und das Myxom entfernt. Heilung per primam intentionem. Ein Rezidiv hat sich bis jetzt (zwei Jahre nach der Operation) nicht eingestellt. — **Petsch. Die Behandlung des Morbus Basedowii und die Indikationen zur Operation.** Die entscheidende Indikation zum operativen Eingreifen bei der Basedowschen Krankheit liefert der Zustand des Herzens. In zweiter Linie kommen bei psychischen Erscheinungen operative Massnahmen in Betracht. Um rechtzeitig operieren zu können, ist es notwendig, die Kranken unter dauernde ärztliche Kontrolle zu stellen. — **Pfefferkorn, Alfred. Das Nervensystem der Octopoden.** Zeitschr. f. wissenschaftl. Zoologie (CXIV, H. 3, S. 425, 1915) und Philosophie, Inaugural-Dissertation Leipzig 1915. Die wesentlichsten Ergebnisse der vorliegenden Arbeit sind: Das Zentralnervensystem der Octopodiden (Eledone inoschata und Octopus vulgaris) setzt sich aus folgenden Ganglien zusammen: Ganglion cerebrale, G. viscerale, G. pedale, G. brachiale, G. buccale superius, dazu das G. buccale inferius. Diese Ganglien sind äusserlich sichtbar durch folgende Kommissuren verbunden: Commissura lateralis posterior, C. lateralis anterior, C. ganglii brachialis und C. buccalis superior inferior. In das periphere Nervensystem sind folgende ganglionären Bildungen eingeschaltet: Ganglion opticum, G. pedunculi, G. ophthalmicum superius, G. stellatum, G. cardiacum, G. cardiobronchiale, G. bronchialia, G. infundibuli, G. ophthalmicum inferius, G. subradulare, G. gastricum. Als Verlauf und Verbreitungsgebiet der aus dem Gehirn entspringenden peripheren Nerven wurden nach den anatomischen Befunden festgestellt: I. Vom Ganglion cerebraleaus: 1. N. opticus Retina, 2. N. olfactorius Girustroyan. 3. N. ophthalmicus superior posterior: Iris, hintere Partie der Muskelhaut, dorsale Augenkapsel, hintere Unitralispartie, Ringmuskel des Auges und subkutanes Bindegewebe der hinteren oberen Hälfte des Auges. 4. N. ophtalmicus superior medius: vordere Partie der Muskelhaut, evtl. auch argentea externa des oberen



Teiles des Augenbulbus. II. Vom Ganglion viscerale aus: 1. N. oculomotorius posterior: hinterer ventraler Augenmuskel. 2. N. capsulae hepaticae anterior: vorderer Bereich der muskulösen Leberkapsel. 3. N. capsulae hepaticae posterior: hinterer oberer Bereich der muskulösen Leberkapsel. 4. N. pallialis: muskulöse Leberkapsel, Musculus adductor pallii lateralis, Mantel. 5. N. collaris: Musculus collaris. 6. N. visceralis: Vena cava, hintere Partie des Musculus adductor pallii medianus, Musculus depressor infundibuli, Endabschnitt des Rektum, Tintenbeutel, Diaphragma musculare, Harnsack, Herz, Ausführungsgang der Geschlechtsorgane, Kiemenherz, Nephridialanhänge (?), Kieme. 7. N. infundibuli posterior: hinteres Trichterdrittel, inneres Blatt des collaris, Trichterschliessapparat. 8. N. venae cavae posterior: (nur bei Eledone) Vena Cava. 9. N. venae cavae anterior: Vena cava. III. Vom Ganglion pedale aus: 1. N. staticus: Macula und Crista statica. 2. N. infundibuli anterior: die beiden vorderen Trichterdrittel, Musculus adductor infundibuli medialis, Musculus adductor infundibuli lateralis. 3. N. musculi adductoris pallii mediani: vordere Partie des musculus adductor pallii medianus. 4. N. ophthalmicus inferior: zentrale Augenkapsel, hintere untere Hälfte der Augenlider, ventraler, schmaler Ausgenmuskel. 5. N. oculomotorius anterior: vorderer, ventraler, fächerförmiger Augenmuskel. IV. Vom Ganglion brachiale aus: 1. N. brachialis: Arme und Saugnäpfe. 2. N. antorbitalis superior: dorsale Pfeilmuskulatur, vordere obere Hälfte des Augenlides (Bindegewebe, Haut), vordere Nukleuspartie. 3. N. antorbitalis inferior: vordere Hälfte der unteren Augenlider, zentrale Pfeilermuskulatur. 4. N. interbrachialis: seitliche und ventrale Pfeilermuskulatur. V. Vom Ganglion buccale superius aus: 1. N. labialis: Ringmuskelwulst um die Kiefer (Lippen). 2. N. mandibularis: hintere Speicheldrüse, evtl. Submaxillardrüse, Unterkiefermuskulatur. VI. Vom Ganglion buccale inferius aus: 1. N. maxillaris: Oberkiefermuskulatur. 2. N. pharyngis: Endabschnitt des Oesophagus, hintere Pharynxmuskulatur evtl. vordere Speicheldrüsen. 3. N. sympathicus: Oesophagus, Kropf, evtl. Aorta cephalica. Das Ganglion gastricum gibt Nerven an die Lebergänge, Hauptmagen, Spiralmagen und Rektum ab. — **Pinhas, Nissius. Beitrag zur Stoffelschen Operation.** Inaugural-Dissertation, München 1915. Verf. berichtet über 5 einschlägige Fälle. Fall I betraf eine zerebrale Kinderlähmung, Fall II—V Littlesche Krankheit. In Fall I wurde am rechten Arm die partielle Resektion des N. medianus ausgeführt und am rechten Bein die Spitzfußstellung mit Gipsverband korrigiert. Die Spasmen in der Hand verschwanden gleich nach der Operation, traten aber 4 Tage später wieder ein, und erst nach langer Schienenbehandlung wurde Besserung der aktiven Beweglichkeit erzielt. In Fall II wurde am rechten Bein die Hälfte der Muskeläste der N. tibialis reseziert und am linken Bein Tenotomie der Achillessehne ausgeführt. Deutliche Besserung gleich nach der Operation. Sechs Monate später wurden die Spasmen rechts stärker. Elf Monate nach der Operation bildete sich rechts Genu recurvatum aus, und links trat dieselbe Erscheinung zwei Monate später auf. Es wurde in Lokalanästhesie die Tenotomie der rechten Achillessehne vorgenommen, und das Resultat war befriedigend. Fall III. Am rechten Bein wurde die Resektion der Gastroknemiusäste und der Hälfte des Astes zum Soleus ausgeführt, links Tenotomie der Achillessehne und der Adduktoren. Das Resultat war links sogar gleich nach der Operation besser als rechts. Fall IV. Partielle Resektion der Gastroknemiusäste rechts. Gleich nach der Operation trat eine Herabsetzung der Spasmen ein. Eine langdauernde Schienenbehandlung brachte nicht den gewünschten Erfolg, und ungefähr zwei Jahre nach der Operation wurde wegen Eintritt von hochgradigen Spasmen die Tenotomie ausgeführt. Fall V. Rechts partielle Resektion der Nervenäste zum Gastroknemius, links Tenotomie der Achillessehne und der Adduktoren. Das Resultat war gleich nach der Operation beiderseits gut. $1^1/_2$ Jahre später sind beiderseits Rezidive eingetreten, und es wurde die subkutane Tenotomie ausgeführt. Alles in allem glaubt Verf. die Resultate der Stoffelschen



Operation als durchaus nicht ermutigend bezeichnen zu müssen. Sie kann die Tenotomie nicht ersetzen, sobald bereits trophische Verkürzungen vorhanden sind. Sie schützt nicht vor Rezidiven. Die Hauptsache bleibt: Die Ueberkorrektion der vorhandenen Kontrakturen und eine sehr sorgfältige und dauernde Nachbehandlung mit Schienen und Uebungen. — **Polimanti, Osw. Ueber einen Starrkrampfreflex bei den Schildkröten.** Zeitschr. f. Biolog. 63, No. 7, 45, I, 1914. Schilderung eines besonderen Starrkrampfreflexes bei Testudo graeca. Verursacht wird derselbe durch Fehlen des Kontaktes mit der Erde, welcher auf die Schildkröten eine hemmende Wirkung ausübt. Fehlt der Kontakt, dann fehlt der Reiz und die hemmende Wirkung, und deshalb schickt Testudo Glieder und Kopf nach aussen. Bei Sumpfschildkröten (Emys) ist dieser Starrkrampfreflex weniger ausgeprägt und kürzer, weil bei ihnen das Wasser, der Schlamm, in welchem sie leben, ein ausgezeichnetes Defensiv- und Offensivmittel ist, während die Landschildkröten (Testudo), da sie auf dem Festlande leben, vollständig sichtbar bleiben und kein anderes Schutzmittel haben als ein etwaiges Versteck. Der beschriebene Starrkrampfreflex hat nach den Untersuchungen des Verf. seinen Sitz im Mittelhirn (Mesencephalon) natürlich mit Beteiligung der im Nachhirn (Myencephalon) lokalisierten Atemzentren. — **Porosz, M. Ueber die Tagespollutionen.** Zeitschr. für Psychotherapie und medizin. Psychologie 1915, VI, H. 3 und 4, S. 192. Verf. gibt folgende Definition der Tagespollution: Die Tagespollution ist eine unwillkürliche Ejakulation, welche ohne sexuelle Beziehung, ohne sexuellen Zweck im wachen Zustand unerwartet, überraschend, spontan eintritt. Sie bedingt keine Erektion. Die von Zentren verursachten Pollutionen gehören nach Ansicht des Verf. zu den Seltenheiten. Die Patienten gaben als Ursache der Pollutionen an: mit Beängstigung verbundene schriftliche Aufgaben, Maturitasprüfungen, besonders bei mathematischen Arbeiten. Ferner wollen sie Ejakulationen bei Turnübungen, Klettern auf Stangen oder Stricken, beim Schaukeln auf dem Reck, bei der Kniewelle beobachtet haben. Die Ursache der Tagespollutionen ist nach Ansicht des Verf. gegeben in einer Atonie der Prostata, die ihrerseits ihre Ursache hat in Exzessen in coitu, Onanie, gehäuften Schlafpollutionen, teilweise auch in der Blennorrhöe. Alle die genannten Faktoren führen eine Ueberanstrengung der Prostatamuskulatur, besonders des Sphincter spermaticus herbei. Ist eine solche Atonie der Prostata festgestellt, so ist diese neben der Behandlung der Nervosität zu tonisieren. Dies geschieht am zweckmässigsten mit dem faradischen Strome. Ohne Faradisierung der Prostata ist das Resultat unvollkommen, und die nervösen Erscheinungen kehren wieder. Wenn aber die Prostata mitbehandelt wird, werden die Kranken auch von dem anderweitigen Leiden befreit. — **Portigliotti, G. Le auto mutilazioni a scopo religioso.** Quaderus di psichiatria I, No. 7, p. 298, 1915. Mitteilung eines Falles von Selbstverstümmelung bei religiösem Wahnsinn. — **Radós, Andreas. Histologische Veränderungen bei der experimentellen Stauungspapille.** Arch. für Augenheilk. Bd. 79, H. 4, S. 199, 1915. Es gelang dem Verf., nach dem Verfahren von Uhlenhuth durch intrakranielle Karzinomimpfungen bei Ratten eine schleichend langsam ansteigende und stets vorhandene intrakranielle Drucksteigerung experimentell hervorzurufen. Er erreichte so dieselben Bedingungen der intrakraniellen Drucksteigerung wie bei Hirntumoren. In einer grossen Anzahl der positiven Impfungen war eine Stauungspapille vorhanden. Die mikroskopischen Veränderungen waren denjenigen der menschlichen Stauungspapille sehr ähnlich. Die Stauungspapille auf der Impfungsseite entwickelte sich eher als auf der anderen Seite. — **Ratner. Ist völlige Alkoholabstinenz wissenschaftlich zu empfehlen?** Fortschritte der Mediz. 1914/1915 No. 49. Verf. lehnt die Totalabstinenz ab und redet der Mässigkeit das Wort, wofür eine Reihe wissenschaftlicher Tatsachen und praktischer Erfahrungen angeführt werden, die in solchen Fällen fast stets als Argumente angeregt zu werden pflegen. Ein



Eingehen darauf erübrigt sich. — **Remy. Présentation de plusieurs cas de nystagmus avec guérison.** Bulletins et mémoires der la Société méd. Hopitaux de Paris 1914, No. 23. Verf. berichtet über Heilungen von drei Fällen von einseitigem Nystagmus mit gleichzeitigem Strabismus. Bei der Therapie kommt es prinzipiell darauf an, dass der binokulare Sehakt hergestellt wird. Der Verschluss des fixierenden Auges zwecks Uebung des amblyopischen Schielauges erweist sich als unzweckmässig. — **Reuter, Fritz. Beitrag zur Lehre vom Eifersuchtswahn auf nichtalkoholischer Basis.** Inaugural-Dissertation, Kiel 1915. Mitteilung von zwölf Fällen von Eifersuchtswahn auf nichtalkoholischer Grundlage. In sechs Fällen fand sich ausgeprägter Verfolgungswahnsinn, darunter in vier Fällen die Furcht vor Vergiftungen. Sehr häufig kam es zu Gewalttätigkeiten. In einem Falle kam es zu einer weitgehenden Remission, so dass die Entmündigung aufgehoben werden konnte. Doch scheint es neuerdings zu einem Rezidiv gekommen zu sein. — **Reye, E. Untersuchungen über die Zerebrospinalflüssigkeit an der Leiche.** Virchows Arch. f. patholog. Anatomie, Bd. 216, 1914. Abgesehen von Diphtheriebazillen und bei eitriger Meningitis sind im Liquor cerebrospinalis nur relativ selten Bakterien anzutreffen. Die aus dem Leichenblute gezüchteten Bakterien lassen sich nur in einer relativ seltenen Anzahl von Fällen nachweisen. Andererseits sind die aus dem Leichenliquor gezüchteten Bakterien in den meisten Fällen auch im Blute nachweisbar. Eine Ausnahme bilden in dieser Beziehung lediglich die Diphtheriebazillen. Bakterien, die im Leichenliquor nachgewiesen werden, waren auch schon zu Lebzeiten in ihm vorhanden. Der zweite Teil der Arbeit behandelt die zytologischen Eigenschaften des Liquor cerebrospinalis an der Leiche. — **Riese, Walter. Ein Beitrag zur Kasuistik der paranoiden Erkrankungen.** Inaug.-Dissertation, Königsberg i. Pr., 1914. In dem vom Verf. ausführlich behandelten Falle handelt es sich um eine paranoide Erkrankung auf dem Boden einer psychopathischen Konstitution mit allen ihren charakteristischen Erscheinungen. Im Anschluss an diesen Fall diskutiert Verf. die Lehren Klink und Speith, ohne selbst dazu kritisch Stellung zu nehmen. — **Roederer. Le traitement du mal de Pott.** Journal de médecine de Paris, 1914, Nr. 25/28. Der Verf. gibt eine ausführliche Darstellung der orthopädischen Behandlungsweisen der Pottschen Krankheit, die im einzelnen im Original nachzulesen ist. Zu kurzer Besprechung an dieser Stelle nicht geeignet. — **Rohleder. Der heutige Stand der Eugenik.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 2, 17, 1815. Am weitesten vorgeschritten ist Nordamerika, wo Eheverbote in 30 Staaten wegen verschiedener Krankheiten bestehen. In 12 dieser Staaten ist zur Verhütung von Verbrechen und Geistesstörung gesetzlich die Sterilisierung eingeführt. Am radikalsten ist Jowa, wo Verbrecher, Idioten, Schwachsinnige, Trinker, Narkotiker, Epileptiker, Syphilitiker und Dirnen sterilisiert werden. — **Rohleder, H. Artificial fecundation in man.** (The Urologic and Cutaneous Review, Technical Supplement, II, Nr. 4, 1914.) Die vorliegende Arbeit stellt einen kurzen Auszug aus der ausführlichen Monographie des Verfahrens: „Die künstliche Zeugung" dar, weswegen sich eine Besprechung an dieser Stelle erübrigt. — **Roos, Nathan. Zur Aetiologie und Pathologie der Sehnervenatrophie.** Inaug.-Dissert., München, 1914. Verf. behandelt 4 Fälle von Sehnervenatrophie auf verschiedener Grundlage: In Fall I handelte es sich um eine syphilitische Erkrankung des Optikus, die sich an eine luetische Erkrankung der Pia des Septenwerkes angeschlossen hatte. In Fall II handelte es sich um die Folgen einer eigentlichen Neuritis optici auf luetischer Basis. Fall III betrifft eine Optikusatrophie infolge einer schweren intraokularen Erkrankung. In Fall IV lag der Sehnervenerkrankung eine Aderhautblutung zugrunde, deren Folgen ein hämorrhagisches Glaukom war. — **Sapir, Mme Ethel. Affection cérébrale et glaucome.** Thèse de Genève, 1914. Verf. vertritt die Anschauung, dass das Glaukom zerebralen Ursprungs sei, auf Grund folgenden Falles: 72jähr. Frau. Mit 68 Jahren



heftige Kopfschmerzen und Erscheinungen, die auf ein Glaukom hindeuteten. Die psychischen Ausfälle waren weder der Dementia senilis noch sonst einer anderen Psychose zuzurechnen. Die psychischen Symptome waren: heftige, fast andauernde Kopfschmerzen, Hyperakusie, Herabsetzung der Sehschärfe, motorische Unruhe. Zuerst bestanden Gesichtshalluzination, später Gehörshalluzinationen, erstere wohl infolge des Glaukoms. Während der Remissionszeiten traten diese Halluzinationen vorübergehend in den Hintergrund. Die Pat. ging an einer Bronchopneumonie zugrunde. Der ausführliche Sektionsbefund, der, was das Histologische des Gehirns anbetrifft, bereits in einer Arbeit von Weber beschrieben ist, ergab alle Anzeichen eines erhöhten intrakraniellen Druckes. Diese Erhöhung hatte sogar eine Gestaltsveränderung der Basisknochen zur Folge, besonders der Ala magna des Keilbeins und des Foramen occipitale. Im Anschluss daran wird hypothetisch die Frage aufgeworfen, ob in diesem Falle nicht Glaukom und zerebrale Erkrankung auf ein und demselben raumbeengenden und druckerhöhenden Prozess beruhen, und diese Deutung als durchaus möglich hingestellt. Hingewiesen wird dabei auf die Remissionen beim Glaukom, die Schädelform (Oxyzephalie) der Glaukomkranken. Auch in therapeutischer Hinsicht wäre es wichtig, dem zerebralen Ursprung mancher Glaukomfälle nachzugehen, weil dann ev. therapeutisch die Hirnpunktion in Frage käme. — **Sattler, C. H. Ueber die Markscheidenentwicklung im Tractus opticus, chiasma und N. opticus.** Arch. f. Ophthalmologie, XC (Festschr. f. Sattler), 1915, S. 271. Untersuchungen an 12 menschlichen Föten und Neugeborenen ergaben, dass 37—45 cm lange Föten im Tractus opticus viele, im intrakranillen Sehnerventeile spärliche und in seinem orbitalen Abschnitt keine markhaltigen Nervenfasern aufweisen. Zur Zeit der Geburt sind sie bis zur Lamina cribrosa gelangt. Mit zunehmendem Alter nimmt ihre Dicke zu. Zur Zeit, wo ihre Entwicklung beginnt, scheint das Gliagewebe besonders reich an Lezithinkörnern zu sein. Bei ihrem ersten Auftreten lassen sich die jungen Markscheiden als feine, um den Achsenzylinder gelagerte Lezithinkörner erkennen. — **Schaefer. Zur Zurechnungsfähigkeit und zur Trinkerbehandlung im künftigen Strafgesetzbuch.** Monatsschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, X, 414, 1914. Verf. bringt eine Reihe psychiatrische Wünsche in bezug auf die Formulierung des Zurechnungsfähigkeitsparagraphen im künftigen Strafgesetzbuch. Es könnte folgende Fassung gewählt werden: „Nicht strafbar ist, dessen Zurechnungsfähigkeit zur Zeit der Handlung infolge von krankhafter Störung seiner Geistestätigkeit oder Trunksucht ausgeschlossen war." — **Schmidt, Hans. Beitrag zur pathologischen Anatomie der akuten Myelitis.** Inaug.-Dissertation, München, 1914. In dem Falle des Verf.s handelt es sich klinisch um das Bild einer aufsteigenden Lähmung mit Sensibilitäts- und Blasenstörungen. Der Tod trat infolge von Atemlähmung ein. Pathologisch-anatomisch war der Fall charakterisiert durch entzündliche Hyperämie, durch das Auftreten von Infiltrationselementen, bei denen sowohl Gliazellen wie lymphozytäre Zellen beteiligt waren, ferner durch Destruktion der Nervenelemente. Der Prozess war über den ganzen Rückenmarksquerschnitt verbreitet. Das Primäre des Prozesses scheint das entzündliche Oedem mit seinen nervösen und gliösen Schädigungen gewesen zu sein, worauf erst eine stärkere lymphozytäre Infiltration erfolgte. Die genauere Aetiologie der Erkrankung ist unklar. — **Schmincke, A. Ein glioblastisches Sarkom des Kleinhirns mit Metastasenbildung in Hirn und Rückenmark.** Frankfurter Zeitschr. f. Pathologie, 16, 357, 1915. Verf. berichtet über folgenden Fall: „7jähriger Knabe. Klinisch: Beginn der Erkrankung vor ca. 5 Wochen mit Kopfschmerzen und Erbrechen. Dazu trat später Zittern am ganzen Körper. Keine Temperaturen. Vorübergehende Besserungen, danach neuerlich wieder Kopfschmerzen und Erbrechen. Pat. war dann im Gehen behindert und schwankte stark beim Gehen. Der Zustand wurde immer schlechter, das Sehvermögen nahm rapide ab, das Erbrechen wurde immer stärker. Das Kind



wurde moribund eingeliefert und kam einige Stunden darauf ad exitum, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben. Bei der Sektion fanden sich multiple glioblastische Sarkome des Gehirns und Rückenmarkes bei im übrigen normalem Organbefund. Der histologische Befund ergab im wesentlichen folgendes: Die in ihrer Lage im Sektionsprotokoll genauer beschriebenen multiplen, geschwulstmässigen Bildungen im Ependym der Seitenventrikel waren aufgebaut aus einem Gewebe vom Charakter teilweise zellreicher, faserarmer Gliome, teilweise glioblastischer Sarkome. Auch innerhalb derjenigen Geschwülstchen, wo der histologische Typus des Glioms der vorherrschende war, fand sich jugendliches Geschwulstbildungsmaterial in Form von kernreichen Proliferationszentren. Der Tumor des Kleinhirns zeigte teilweise den Charakter des zellreichen, faserarmen Glioms, hier fanden sich neben diesen höher entwickelten und weiter aus differenzierten Teilen in der Geschwulst Partien, innerhalb derer das Gewebe weniger weitgehende Differenzierungen aufwies, vorherrschend war jedoch der Charakter des glioblastischen Sarkoms. Auch die Geschwulst im Subarachnoidealraum an der Basis der rechten Hälfte des Pons erwies sich mikroskopisch als glioblastisches Sarkom. Einen äusserst interessanten Befund bot die multiple Tumorbildung im Bereiche des Rückenmarkes dar; es handelte sich hier um einen blastomatösen Prozess, welcher an verschiedenen Stellen in verschieden hohem Grade die weichen Häute des Marks infiltriert hatte und zum Teil auch in die Markmasse hineingewuchert war. Die histologische Formation der Geschwulst war die eines indifferenten Rundzellensarkoms, teilweise die eines glioblastischen Sarkoms. Auffallend in den Schnitten von Hals- und Brustmark war das Vorhandensein grösserer und kleinerer zystischer Hohlräume innerhalb der Geschwulst und Rückenmarksubstanz. Die letztere war teilweise von Geschwulstgewebe umscheidet, und es war hier der interessante Befund einer Auskleidung durch Geschwulstzellen nach Art eines Epithels zu erheben. Auch sonst konnte man kleinere, durch konzentrische Stellung der Geschwulstzellkerne zustande gekommene drüsenähnliche Lumina hier und da in der Geschwulst des Rückenmarks beobachten. Die Genese der Hohlräume schien eine verschiedene. Teilweise handelte es sich um die in glioblastischen Sarkomen häufig zu beobachtenden „Rosettenbildungen" d. h. Formationen, wie sie durch eine den Geschwulstzellen innewohnende Tendenz, nach Art der Neuroepithelien im embryonalen Leben sich konzentrisch zu gruppieren, zustande kamen, teilweise waren sie dadurch entstanden, dass präexistente ödematöse Gliamaschen von Geschwulstzellen in kontinuierlicher Schicht ausgekleidet wurden; endlich waren es durch Oedem bedingte Lücken innerhalb der Geschwulstmassen. Es ergab somit das Studium der Rückenmarkspräparate, dass die Geschwulstzellen sich repräsentierten teilweise als Glioblasten, mit der Tendenz, faserige gliöse Substanz zu produzieren, teilweise in ihnen vorhandene Potenzen nach Art jugendlicher Neuroepithelien zur Entwicklung gelangen liessen. Besondere Erwähnung verdient das Vorhandensein des aus Rundzellen sowie Kernen mit fibrillärer Zwischensubstanz bestehenden Gewebes im Lumen des Zentralkanals, des Halsmarks und in der Umgebung desselben. Dieses Gewebe stimmte in seiner histologischen Formation vollkommen mit auch sonst an verschiedenen Stellen in der Geschwulst zur Beobachtung kommenden überein, so dass sich anlässlich dieses Befundes die Frage erheben musste: handelte es sich hier um eine intramedulläre, im Zellkanal zur Entwicklung gekommene Siedelung von Geschwulstgewebe oder hatte man nur den Befund einer unregelmässigen Ausbildung des Zentralkanals und des ihn auskleidenden Zellenmaterials vor sich? Verf. glaubt in dem Falle den Befund des zellig fibrillären Materials in und um den Zentralkanal nicht mit einer Anomalie in der Ausbildung desselben in Beziehung bringen zu sollen, sondern ist der Meinung, dass es sich hier um eine im Innern des Kanals zustande gekommene Lokalisierung von Geschwulstmaterial handelt. Eine Reihe histologischer Befunde werden zur Stützung dieser Annahme von der Verfasserin



angeführt. Des weiteren wird die Frage aufgeworfen: Handelt es sich um eine primäre Multiplizität von Geschwülsten, welche in letzter Linie in einer an multiplen Stellen des Zentralnervensystems vorhandenen fehlerhaften Differenzierung und Gliederung des architektonischen Aufbaues ihren Grund hat, oder stehen die multiplen zur Beobachtung gekommenen geschwulstmässigen Bildungen in gegenseitigem kausalen Zusammenhang — so dass die eine in Abhängigkeit zur anderen entstanden ist —, dass also hier eine echte multiple Metastasenbildung vorliegt? Es bestand hier ein grosser, auf Grund seiner Histologie sowie seiner Ausbreitung als primär aufzufassender Tumor im Kleinhirn, dessen infiltratives Wachstum deutlich war an der Durchwachsung der Kleinhirnrinde und dem Vordringen in den Subarachnoidealraum der Kleinhirnbasis. Diese Geschwulst war breit in den vierten Ventrikel eingebrochen und hatte zu einer Lichtungsverlegung des grössten Teils des vierten Ventrikels geführt. Mit dieser Lichtungsverlegung muss einhergegangen sein eine Aenderung der normalen Zirkulationsverhältnisse des Liquor cerebrospinalis, und es spricht nichts gegen die Annahme, dass von der Geschwulst im vierten Ventrikel aus Geschwulstelemente in die apikalwärts gelegenen Hirnhöhlen hineingelangt, daselbst im Ependym zur Lokalisation gekommen sind und hier zur Entstehung von sekundären Geschwülsten Veranlassung gegeben haben. Für diese Auffassung spricht auch der objektive Befund in einem der Geschwülstchen im Ependym des linken Seitenventrikels. Hier fand sich ein Teil der Geschwulst deutlich von dem subependymären Gliafilz unterschichtet, auch war unterhalb der Geschwulst an einer Stelle noch ein Stück Ependymepithelbelag erhalten. Diese Befunde sprechen dafür, dass die Geschwulst in der Nähe der freien Ventrikeloberfläche zur Entwicklung gekommen ist. Für die Annahme einer metastatischen Entstehung der multiplen Geschwülste in den Seitenventrikeln spricht auch der Wechsel der histologischen Formationen. Würde es sich um primäre multiple Gliome handeln, so wäre dies wohl nicht der Fall, insofern als wir die Annahme machen dürfen, dass primär multiple Geschwülste als alle gleichzeitig auf dem Boden von Entwicklungsanomalien entstanden, auch alle ungefähr eine gleich weitgehende Differenzierungstendenz zeigen und dieselbe auch in der gleichen Weise verwirklichen. Mit dieser Annahme steht in Uebereinstimmung der tatsächliche Befund einer weitgehenden, nach der Seite der faserreichen Gliome fortschreitende Differenzierung der unter dem Namen der primären multiplen ependymären Neubildungen. Mit der Annahme einer metastatischen Entstehung der Geschwülste von einem glioblastischen Sarkom aus ist der Wechsel der histologischen Formationen in den einzelnen Ependymgeschwülsten viel weniger zu vereinigen, indem es sich hier um die Einnistung eines jugendlichen Geschwulstmaterials handelt, welches teilweise den indifferenzierten Geschwulstcharakter beibehalten, teilweise die in ihm vorhandenen Differenzierungs- und Entwicklungsqualitäten in verschiedener Weise realisiert hat. Einem Abhängigkeitsverhältnis des Tumors im Subarachnoidealraum an der Basis des Pons, sowie der diffusen Geschwulstinfiltration der weichen Häute des Rückenmarks von dem Kleinhirntumor dürften keine Bedenken entgegenstehen. Der Kleinhirntumor war in den Subarachnoidealraum der Hirnbasis eingebrochen. Von hier aus sind Geschwulstkerne in den Subarachnoidealraum der Ponsbasis sowie des Rückenmarks hineingekommen; im Rückenmark haben sie sich in diffuser Weise in allen Höhen der Cauda equina und des Rückenmarks ausgebreitet und sind sekundär in die Markmasse eingedrungen. Auf Grund des Angeführten scheint die Deutung des Falles dahin gegeben, dass von einem primär in der Substanz des Kleinhirns zur Entwicklung gekommenen glioblastischen Sarkom multiple metastatische Geschwülste in den Ventrikeln, im Subarachnoidealraum des Pons und des ganzen Rückenmarks sowie im Zentralkanal des Halsmarkes entstanden ist. Durch diese Art von echter Metastasenbildung ist der Fall exzeptionell. — **Schneickert. Sexuelle Tricks.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 1, 123, 1914. Verf.



gibt eine Reihe von sexuellen Tricks bekannt, die nicht auf eine direkte geschlechtliche Befriedigung hinzielen, aber auf sexueller Grundlage beruhen und zu Erpressungen u. dgl. benutzt werden. — **Schreiter, Brigitte. Ueber Einwirkung einiger Kationen auf das Polarisationsbild der Nerven.** Inaug.-Dissert., Kiel, 1914. Verf. fasst die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in folgenden Schlußsätzen zusammen: 1. Ca kann in seiner Eigenschaft, ein Polarisationsbild zu erzeugen, ersetzt werden durch das ihm chemisch nahestehende Ba und Sr, wobei Ba in geringerer Konzentration noch wirksamer ist als Ca, während bei Sr erst etwas höhere Dosen eine deutliche Wirkung zeigen. 2. Ferner kann es ersetzt werden durch höhere Konzentrationen des dreiwertigen Sa sowie in geringerem Grade auch durch Ni. 3. Mg und Al können Ca nicht ersetzen, wahrscheinlich schädigen sie die semipermeable Membran der Achsenzylinder. 4. Mn und Co sind in den untersuchten Konzentrationen ebenfalls unwirksam. Es könnte sein, dass sie noch in geringeren Mengen, in denen die Giftwirkung nicht mehr in Betracht kommt, zu wirken vermögen. Die quellende Wirkung des Na vermögen sie nicht aufzuheben. — **Schuh, Karl. Beitrag zur Symptomatologie der Parietaltumoren.** Inaugural-Dissertation, Erlangen, 1913. Bericht über einen Tumor (Gliosarkom) des Parietallappens. Von den typischen Erscheinungen der Parietaltumoren fehlten hauptsächlich die einseitige Ataxie und Hemianopsie. Für die Diagnose ausschlaggebend waren die Störungen der Sensibilität und zwar die der Berührungsempfindung, die des Lagegefühls und der Stereognose. Weiterhin bestanden Lähmungen in der rechten oberen und unteren Extremität und klonische Zuckungen der Bauchmuskulatur. Zur Illustration des Krankheitsbildes werden eine Reihe analoger Beobachtungen, zumeist Oppenheim entlehnt, angeführt. — **Schuster, Paul. Die Beziehungen der sog. tuberösen Sklerose des Gehirns zur Dermatologie.** Dermatolog. Zentralbl. XVII, Heft 1. Das vielfach bei epileptischen Idioten beobachtete Krankheitsbild der tuberösen Sklerose ist charakterisiert durch angeborene knotenartige Verdickungen der Rinde und der Seitenventrikel und Verlagerungen von Rinden- in die Marksubstanz. Diese Veränderungen — starke Wucherung der Neuroglia — grosse, den Ganglienzellen ähnliche Zellen — finden sich auch in anderen Organen. Auch die Haut zeigt in diesen Fällen vielfache Veränderungen. Neben dem früher sog. „Adenoma sebaceum", das man neuerdings als Naevus auffasst, konnte Verf. bei der Untersuchung von 7 Fällen von tuberöser Sklerose eine ganze Reihe von Hautveränderungen beobachten, die alle in das Gebiet der Naevi fallen und auch bei der Recklinghausenschen Krankheit vorkommen: Café au lait-Flecke, ausgeprägte, manchmal behaarte Warzen, linsengrosse schwarzbraune Pigmentflecke, ferner eine an Chagrinleder gemahnende flächenartige Hautverdickung, welche von feinen Furchen durchzogen ist und wie genarbt aussieht (nur in der Gegend des Beckens und der Lende) und schliesslich stecknadelkopf- bis erbsengrosse pendelnde Fibrömchen in der Nacken- und Halsgegend. Verf. macht schliesslich darauf aufmerksam, dass auch die Verwandten der tuberösen Sklerotiker an naevusartigen Hautanomalien leiden können, dass wiederholt Fälle von familiärem Auftreten der Adenoma sebaceum beobachtet worden sind. Verf. hält es auf Grund der klinischen Erfahrung für wahrscheinlich, dass in der Mehrzahl der Fälle die familiäre Keimanlage klinisch völlig latent bleibt, oder nur die für das körperliche Wohlbefinden gleichgültige Neurose der Haut erzeugt und dass es nur bei vereinzelten Individuen jener Familien zur Entwicklung der schweren, das Nervensystem und die inneren Organe treffenden Erscheinungen kommt. — **Scott-Lamb, R. Is migraine a forerunner of glaucoma?** Ophthalmology, Oktober 1915, p. 82. Die Beobachtungen des Verf.s sprechen dafür, dass die Migräne ein Initialsymptom des Glaukoms darstellt, besonders infolge des Umstandes, dass eine Drucksteigerung besteht, die auf Pilokarpin zurückging. — **Selig, R. Die intrapelvine extraperitoneale Resektion des Nervus obturatorius und anatomische**



Studien über die Topographie dieses Nerven. Archiv f. klin. Chir., 103, Heft 4. Die subkutane und offene Durchschneidung der Adduktoren bei spastischen Kontrakturen, insbesondere bei der Littleschen Krankheit, hat bekanntlich oft Misserfolge aufzuweisen, weshalb von Foerster, Spitzy, Stoffel u. a. die Methode der Nervenresektion eingeführt worden ist. Die Misserfolge sind dadurch zu erklären, dass bei der queren Durchschneidung der Adduktoren gleichzeitig auch alle Nervenäste und Blutgefässe mit durchschnitten werden, wodurch an die Stelle der spastischen die viel schlimmere ischämische Muskelkontraktur tritt. Verf. hat nun an der Leiche eine Methode ausgearbeitet, welche die Freilegung und Resektion des Nervus obturatorius an seinem Stamme innerhalb des Beckens ermöglicht. Der Schnitt dringt am lateralen Rektusrande oder transrektal auf die Fascia transversa ein, welche samt Peritoneum stumpf nach medial abgeschoben wird, so dass man an der Seitenwand des kleinen Beckens nach unten vordringend das Foramen obturatum erreicht. Ist das Peritoneum bis zum unteren Rande des Schambeinastes zurückgeschoben, so fühlt man schon den dicken kräftigen Stamm des Nerven und kann ihn leicht nach Isolierung von den Gefässen nebst seinem akzessorischen Zweig durchschneiden. Die Operation ist bei Kenntnis der anatomischen Verhältnisse technisch leicht, alle Gefässe können geschont werden, die Bedingungen der Wundheilung sind erheblich günstiger als am Bein, und es wird vor allem die Narbe in der Adduktorengegend vermieden, welche durch Kontraktur ein Rezidiv begünstigt. Die aktive Adduktionsmöglichkeit ist durch den Rektineus und den Rest des Adductor magnus gesichert, da diese Muskeln in ihrem Bette völlig unberührt bleiben. — **Sewall, H. Some relations of the brain and of the olfactory apparatus to the processes of immunity.** Arch. of internal Medicine 1914, June. Verf. teilt eine Reihe anaphylaktischer Erscheinungen mit, die in Zusammenhang mit dem Gehirn und besonders dem Nervus olfactorius stehen. Die Einzelheiten darüber, die in erster Linie die Immunitätsforschung angehen, sind im Original einzusehen. — **Shumway, E. A. Acute axial optic neuritis as an early symptom in disseminated sclerosis.** Ophthalm. Record, August 1915. Bei dem Patienten des Verf.s fand sich retrobulbäre Neuritis links, Visus = $^{6}/_{22}$, Abblassung der temporalen Papillenhälfte, kongenitales ovales Skotom für Farben. Es wurden zunächst Veränderungen der Nebenhöhlen konstatiert. Eine entsprechende Behandlung brachte Besserung herbei, doch blieb das Skotom für Farben bestehen. Dieser Zustand blieb 8 Jahre lang stationär, doch wurde die Papille allmählich blasser. Mit der Zeit stellten sich bei dem Patienten die Symptome der multiplen Sklerose ein, die zuletzt ganz ausgeprägt in Erscheinung traten. — **Snowball, Th. Zur Kasuistik der angeborenen doppelseitigen Abduzens- und Fazialislähmung.** Archiv f. Ophthalmologie (Festschrift f. Sattler), XC, 1915, S. 155. In dem vom Verf. berichteten Falle handelte es sich um einen zum Stillstand gelangten Prozess, der nicht auf andere Teile des Zentralnervensystems übergriff. — **Söderbergh** u. **Sundberg. Ueber Atrophie der kleinen Handmuskeln bei hoher Rückenmarkskompression.** Hygiea, LXXVIII, Nr. 7, 1916. In 2 Fällen von extramedullärem Tumor des obersten Halssegmentes fand sich als Früh- und Hauptsymptom Atrophie der kleinen Handmuskeln, besonders der Interosseus I und der Daumenballenmuskulatur. Die Atrophie hatte zunächst homolateralen, später doppelseitigen Charakter. Wesentlich war das Fehlen von Degenerationserscheinungen. Eine direkte Schädigung der in Betracht kommenden Vorderhornzellen lag nach dem Sektionsbefund in Fall I nicht vor. Die Verff. nehmen daher als Ursache der Atrophie eine Isolierung an, die sich besonders stark bei so hoch differenzierten, phylogenetisch spät entwickelten Funktionsträgern geltend machen musste. Fall II ging in Heilung aus. — **Solomon, H. C.** and **Koefod, H. O. Experience with the Lange colloidal test in 135 cerebrospinal fluids.** Boston med. and surg. Journ., 73, Dezember 10, 1914. Untersuchungen an 135 Liquores ergaben folgende Resultate: Die Langesche Probe

erfordert ganz geringe Liquormenge, sie ist leicht und schnell auszuführen, erfordert allerdings eine exakte Beherrschung der technischen Vorschriften. Bei Paralyse findet man typische Reaktionen, doch liefert diese Erkrankung auch atypische Reaktion, genau so wie nicht-paralytische Psychosen typische Reaktionen liefern. Eine Differentialdiagnose zwischen Paralyse und Lues cerebri ist auf Grund der Langeschen Probe nicht möglich. Die Tabes ergibt eine ganz andere Reaktion als die Paralyse. Sie ist für Syphilis charakteristisch, ist aber in sich selbst kein Diagnostikum der Tabes. Sie ist von unbestimmtem Werte im Falle von Syphilis congenita, wenn keine andere Anzeichen einer Beteiligung des Zentralnervensystems gegeben sind. Nicht-syphilitische Erkrankungen geben zeitweise Reaktionen in der sog. syphilitischen Zone. Die Verff. sind der Ansicht, dass eine Reaktion in der syphilitischen Zone bei Syphilitikern nicht sicher eine syphilitische Affektion des Zentralnervensystems beweist, wenn alle übrigen Symptome negativ sind. Von Wert für die Differentialdiagnose ist die kolloidale Goldprobe bei Meningitis tuberculosa. Sie erweist sich hier manchmal als verlässlicher als die anderweitigen serologischen Untersuchungsmethoden. — **Southard, E.** and **Stearns, H. W. The margin of error in psychopathic hospital diagnosis.** Boston med. and surg. Journ., 171, 895, 1914. Besprechung der differentialdiagnostischen Momente bei der Beurteilung von psychopathischen Persönlichkeiten. — **Spooner, Lesley H. The treatment of syphilitic diseases of the central nervous system by intravenous injections of salvarsan.** Boston med. and surg. Journ., 170, 441, 1914. Die besten Resultate der intravenösen Salvarsanbehandlung ergaben die Fälle von Lues cerebri. Hier war stets ein gewisser Erfolg vorhanden. Bei Paralyse versagte die Methode zumeist. Im Anfangsstadium der Tabes wurde eine symptomatische Besserung beobachtet. Die Patienten nehmen während der Behandlung zu. In einigen Fällen hielt die Besserung bis zu 2 Jahren an. Meist tritt nach der ersten oder zweiten Injektion eine eklatante Wirkung ein. Auch wenn sich eine Besserung der Symptome und des serologischen Befundes zeigt, muss die Salvarsanbehandlung fortgesetzt werden. Prognostisch am besten liegen die Fälle mit stark positiver Wassermannscher Reaktion. Bei schwacher Reaktion ist der Erfolg von vornherein zweifelhaft. Die Herxheimersche Reaktion ist als kein prognostisch günstiges Zeichen zu bewerten. Bei gleichzeitiger Tuberkulose ist die Salvarsanbehandlung kontraindiziert. Erst wenn diese Art der Behandlung versagt, tritt die Salvarsanseruminjektionsmethode in ihre Rechte. — **Springer, R. Untersuchungen über die Resistenz (die sog. Härte) menschlicher Muskeln.** Zeitschrift f. Biol., 63, Nr. 7, 45, 201, 1914 u. Inaugural-Dissertation Strassburg i. E. 1914. In dieser Arbeit ist die Resistenz (die sog. Härte) des menschlichen Bizeps in ihrer Abhängigkeit von verschiedenen Variablen nach einer von Gildemeister angegebenen einfachen Methode (mittelst des ballistischen Elastometers) gemessen worden. Dieser Apparat besteht aus einem kleinen Hammer, der gegen den Muskel klopft. Durch die Elastizität des letzteren wird er wieder zurückgeschleudert; je „härter" uns der Muskel erscheint, desto kürzer ist die Zeit, in welcher Hammer und Muskel miteinander in Berührung sind, die sog. Stosszeit. Diese wird nach dem Pouilletschen Verfahren auf elektrischem Wege festgestellt. Nach dieser Methode ist der unbelastete und der belastete Bizeps unter verschiedenen Umständen gemessen worden. Von den Befunden seien die wichtigsten genannt: Der ausgeruhte unbelastete Muskel hat bei gesunden Menschen mittleren Lebensalters immer dieselbe Resistenz, bei Jugendlichen eine grössere, bei Greisen eine kleinere. Die Resistenz nimmt zu bei psychischen und körperlichen Reizen; bei Ermüdung und bei Reizung des Antagonisten nimmt sie ab (Erschlaffung des Antagonisten). Der belastete Muskel hat eine desto grössere Resistenz, je grösser die Last. Die Steigerung ist desto grösser, je geschwächter das Individuum ist (deutlicher Einfluss von Beruf, Lebensalter, Krankheit, körperlicher und geistiger Ermüdung). Nach jeder Belastung erschlafft der Muskel nicht sofort. Die



Nachwirkung dauert desto länger, je grösser die Last und je müder der Muskel. Es folgt dann gewöhnlich ein Stadium abnorm starker Erschlaffung. Wie schon erwähnt, ist der Bizeps kranker Personen, verglichen mit Gesunden, in der Ruhe weicher und bei Belastung resistenter. — **Stepp, Wilhelm. Ist die durch Lipoidhunger bedingte Ernährungskrankheit identisch mit Beriberi?** Zeitschr. f. Biol., S. 339, Bd. 66, N. F. 48, 1914. Lipoidfreie Nahrung kann nur durch Zusatz von Lipoiden, vitaminfreie Nahrung nur durch Vitamin wieder zu einer vollwertigen Nahrung ergänzt werden; es können dabei in Kreuzversuchen die akzessorischen Nährstoffe, Lipoide und Vitamin, nicht miteinander vertauscht werden. Es handelt sich also bei diesen Ernährungskrankheiten, wenn wir uns an das zurzeit vorliegende Tatsachenmaterial halten wollen, um verschiedenartige Störungen. — **Stroemer, Karl. Zur Symptomatologie und Diagnose der extrazerebralen Tumoren.** Inaug.-Dissert., Kiel 1915. Verf. berichtet über einen Fall, bei dem die Diagnose Dementia paranoides gestellt wurde, die Diagnose Tumor cerebri während des Lebens nicht möglich war. Wegen der bestehenden sensorischen Aphasie hatte man an einen auf arteriosklerotischer Basis entstandenen Erweichungsherd im linken Schläfenlappen gedacht. Von Herdsymptomen bestand allerdings die sensorische Aphasie, dagegen fehlten bis auf Kopfschmerz und psychische Störungen jegliche Allgemeinerscheinungen, besonders Stauungspapille und vermehrter Hirndruck. Die psychischen Störungen waren die letzte Steigerung der Krankheitssymptome des offenbar in kleiner Ausdehnung schon lange bestehenden Tumors. Da das hereditäre Moment auszuschliessen war, erblickt Verf. in dem Tumor die Ursache der unter dem Bilde der Dementia paranoides verlaufenen Psychose. Der Sektionsbefund ergab, dass es sich mikroskopisch entweder um ein faszikuläres Endotheliom oder ein Alveolarsarkom mit zystischen Erweichungen handelt. Letzteres ist das Wahrscheinlichere. In der Weichheit des Tumors und seinem offenbar langsamen Wachstum findet das lange Ausbleiben der Tumorsymptome seine natürliche Erklärung. Ausserdem ist die Gewöhnung des Gehirns an den Fremdkörper so langsam eingetreten, dass die Benommenheit erst in extremis festzustellen war. Die Beobachtung des Verf.s stimmt mit der Annahme von Stern (Archiv f. Psychiatrie, LIV) überein, dass selbst bei jahrelanger Geschwulstdauer trotz konstanter und heftiger Kopfschmerzen die Bewusstseinstrübung bei extrazerebralem Sitz des Tumors eine auffallend geringe ist. Der Fall des Verf.s ist daher bemerkenswert 1. durch den extrazerebralen Sitz des Tumors, 2. dadurch, dass der Tumor die psychischen Symptome hervorrief. — **Stübel, Morphologische Veränderungen des gereizten Nerven.** (II. Mitteilung.) Archiv f. d. ges. Physiol., Bd. 153, p. 111, 1913. Nachdem schon früher gefunden worden war, dass bei Fröschen und Kröten nach faradischer Reizung einer kurzen Strecke des Ischiadikus das Netzwerk der Markscheide im ganzen Ischiadikus weiter als in einem nicht gereizten ist, werden nunmehr diese Untersuchungen unter verschiedenen Bedingungen fortgesetzt. Es ergibt sich, dass Reizung von einer Sekunde Dauer zur Erweiterung genügt, dass aber keinerlei feststellbare Beziehungen zwischen der Reizstärke oder -dauer und der Stärke der Netzerweiterung bestehen. Eine Erweiterung des Netzwerkes ist auch auf mechanische Reizung des Nerven erhältlich. Dagegen wird die Erweiterung auf Reizung aufgehoben durch Narkose und durch Abkühlung des Nerven (und zwar noch bei Temperaturen über 0°, bei denen die Erregbarkeit noch erhalten ist). Bei Einlegen in isotonische NaCl-, KCl-, CaCl- usw. Lösungen treten keine Veränderungen des Netzwerks der Markscheide ein. Es scheint aus diesen Ergebnissen hervorzugehen, dass die Markscheide bei der Tätigkeit des Nerven von Bedeutung ist. Wesentlich ist die Auswahl des Fixiermittels zur Darstellung des Netzwerkes; am besten ist absoluter Alkohol geeignet. Offenbar ist der Vorgang dabei der, „dass bei der Fixierung die ursprünglich homogene Markscheidensubstanz in zwei Bestandteile zerfällt, von denen der eine sich als Netzwerk in einer für jede Fixierungsflüssigkeit ver-



schiedenen, aber wohl charakterisierten Weise ausbildet.“ — **Swift, Walter. The voice sign in chorea — Technic of elicitation. Studies in neurologic technic No. 3.** Amer Journ. of Diseases of Children. IX, 1915, p. 132. Die Technik zur Auslösung des Stimmphänomens bei der Chorea besteht darin, dass man den Kranken auffordert, ein verlängertes „a“ wie in „are“ auszusprechen und auf die Veränderungen in der Tonhöhe und Intensität des Vokals zu achten, worin das Phänomen besteht. — **Swindle, Gaylord. On the genetic relation of neurofibrillae to chromatin.** Zoolog. Jahrbücher, Abteilung f. Anatomie u. Ontogenie der Tiere, XXXIX, Heft 1, 1915, S. 79. Die Gründe, die für die Annahme einer direkten Beteiligung der Kerne bei der Bildung der Neurofibrillen sprechen, sind sehr bestimmter Natur. Die Entwicklung der Kernkörperchen, die in ihrem Inneren aus parallelen Fibrillen aus Chromatin (Chromofibrillen oder irgend ein anderer Ausdruck, der Struktur und Ursprung in sich einschliesst), welch letztere sich aus dem Kern emanzipieren, stellt einen einzigartigen Mechanismus dar, durch welche sich die Fibrillen morphologisch und chemisch von dem Zytoplasma unterscheiden, in welches sie zu liegen kommen, in diesen Beziehungen aber mehr oder weniger ganz dem Chromatinmaterial entsprechen. Sie stammen ganz unmittelbar aus dem Kern her. Solch ein Bündel von Chromofibrillen, welches dicker oder dünner mit Zytoplasma umgeben ist, senkt sich in der oben beschriebenen Weise aus dem Kern einer Nervenzelle und stellt die Vorstufe einer neuen Faser dar, welche ganz und gar einem normalen Neuriten entspricht und als Neurofibrille angesprochen werden muss. — **Szydlowski, Henryk. Ueber Trommelschlägelfinger.** Inaug.-Diss. Göttingen 1914. In dem Falle des Verf. handelte es sich um eine umschriebene grosse Erweiterung der rechten Aeste der grossen Körperschlagader und speziell der Art. anonyma und subclavia, die offenbar auf die Venen am Halse rechts sowie auf die grossen Nervenstämme (Plexus brachialis) drückten und dadurch eine teilweise Lähmung des rechten Armes verursachte. Wie in allen Fällen von einseitigen Trommelschlägelfingern bei Aneurysma hatte die sekundäre Neuritis infolge Druck auf den Plexus brachialis heftige Schmerzen, Störungen in der Sensibilität und in einigen Fällen Motilitätsstörungen verursacht. Die Hypothesen der Trommelschlägelfingerbildung bei Aneurysma werden einer eingehenden Besprechung unterzogen. — **Testut, L. Contribution à l'étude anatomique de l'idiotie congénitale, Dissection d'un imbécille.** L'Anthropologie 25, S. 53—106, 1914. Mitteilung eines sehr ausführlichen Sektionsberichtes bei einem Imbezillen. Verf. hat sich die Mühe genommen, den ganzen Körper vom Kopf bis zum Fuss anatomisch durchzuuntersuchen. Besonders wertvoll sind naturgemäss die Gehirnbefunde. Die Aufzählung der einzelnen Kapitel ohne referierende Wiedergabe würde bereits mehrere Seiten in Anspruch nehmen, weswegen Referent auf das Studium der ausserordentlich interessanten Befunde im Original verweisen muss. Sehr wünschenswert wäre es, derartigen Arbeiten eine Zusammenfassung beizugeben, was dem Referenten und den Lesern selbst die Lektüre sehr erleichtern würde. — **Teutschländer, O. R. Zwei seltene tumorartige Gebilde der Gehirnbasis.** Virchows Arch. f. pathol. Anatomie CCXVIII, H. 2, 1914. Im ersten Falle handelte es sich um eine Geschwulst des Hypophysengangs, ausgehend von den Plattenepithelinseln, die nach den Untersuchungen von Erdheim häufig im Hypophysengang gefunden werden, als Reste der Mundbuchtausstülpung. Der Aehnlichkeit des Baues wegen nennt Verf. die Geschwulst Hypophysengangsadamantinom und zählt auch die von Erdheim beschriebenen Fälle auf. Der zweite Fall betrifft ein Dermoid der Gehirnbasis, eine der seltenen Geschwülste, die von Bostroem als piale haarhaltige Dermoide bezeichnet worden sind. In Berücksichtigung der embryologischen und pathologischen sowie der chemischen Verhältnisse des Tumors ist der Verf. geneigt, diese Tumoren auf epitheliale Reste bei der Entwicklung des inneren Ohres zurückzuführen. Verf. macht auf die Analogie seiner beiden Fälle aufmerksam: Sowohl die

Hypophysenadamantinome wie die basalen Gehirndermoide entstehen aus embryonalen Resten oder mitverlagerten Hautkeimen aus dem Ektoderm durch Einstülpung in der normalen Schädelentwicklung. — **Trockels, Fritz. Manie und Querulantenwahn.** Inaug.-Diss. Bonn 1914. Verf. berichtet über zwei Manisch-Depressive, die das gemeinsam haben, dass sie beide querulieren. Um eine genauere Kenntnis der Anamnese und die Berücksichtigung der Tatsache, dass die Manie querulatorische Symptome aufweisen kann, gestatten in diesen Fällen mit längerer Beobachtung eine exakte Diagnose. — **Tschermak, A. v. Die Lehre von der tonischen Innervation.** Wien. klin. Wochenschr. 1914, No. 13, p. 309. Festvortrag, gehalten in der Jahresversammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, zu kurzem Referate nicht geeignet, jedoch von grösster Wichtigkeit — Vortr. berichtet über sein ureigenstes Arbeitsgebiet — für den Physiologen, wie für den Kliniker, speziell für den Neurologen. — **Vaerting, M. Die eugenische Bedeutung des Organismus.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft Bd. II, 1915, H. 6, S. 185. Die Samenzelle schöpft den Kraftaufwand für Eigenbewegungen aus den eigenen Energievorräten. Je länger der zurückgelegte Weg, desto erschöpfter gelangt die Samenzelle zur Eizelle. Der Organismus des Weibes fördert die optimalen Bedingungen, unter möglichst grosser Schonung der Samenzellenenergie die Vereinigung mit der Eizelle herbeizuführen. Je stärker aber die unterstützenden Momente des weiblichen Genitalapparates mitwirken, um so vollkräftiger und leistungsfähiger wird der Same zur Vereinigung mit der Eizelle gelangen, um so besser wird das Zeugungsprodukt ausfallen. — **Vallet, Joseph. L'aliéné est-il justiciable?** Journ. de méd. de Paris 1914. Verf. stellt juristische Betrachtungen über die Willensfreiheit und Verantwortlichkeit geisteskranker Verbrecher an. Seine unwesentlichen abstrakten Ausführungen dürften manchen Widerspruch von psychiatrischer Seite erfahren. — **Von den Velden, R. Diagnostische und therapeutische Memoranda bei Kreislauferkrankungen.** Zentralbl. f. Herz- u. Gefässkrankheiten 1915, No. 21—22. Die überwiegende Mehrzahl der wegen ihrer Kreislaufbeschwerden zur Behandlung kommenden Kriegsteilnehmer bedarf keiner Kardiotonika sondern Neurotonika. — **Vermeulen, H. A. Das Innervationszentrum des Psalters (Omaxus) der Wiederkäuer.** Berliner tierärztl. Wochenschr. No. 9, S. 97, Bd. XXXI, 1915. Das Innervationszentrum des Psalters ist im mittleren fünften Teile des Kernes, d. h. gerade in dem am meisten kaudal gelegenen Teile der Fossa rhomboidea gelegen. Bei der Ziege, bei welcher der geschlossene Teil der Medulla oblongata bedeutend grösser ist als beim Rind und Schaf, wird das Zentrum wenigstens nicht ganz in der Fossa rhomboidea seinen Sitz haben, sondern zum Teil auch hinter dem Stamm. — **Vermeulen. Die Hemiplegia laryngis des Pferdes.** Berl. tierärztl. Wochenschr. XXXI, 1915, S. 219. Verf. vermutet eine Beteiligung der Schilddrüse bei der Hemiplegie der linken Larynx. Er fand bei einem Pferde mit chronischer Hemiplegie der Larynx eine Degeneration im Bereich des hintersten Teiles des Nucleus ambiguus. In zwei weiteren Fällen fanden sich herdförmige Veränderungen der Schilddrüse. Dabei waren in dem einem Falle die Stimmritzenverengerer links besser entwickelt als rechts, in dem anderen Falle gerade umgekehrt. — **Vogt, Alfred. Eine akute Form der Ophthalmoplegie (Poliomesencephalitis acuta).** Schweizer Rundschau f. Mediz. 1915, No. 26. Verf. berichtet über nachstehenden seltenen Fall: Bei einem 12 jährigen Knaben entstand unter plötzlich hohem Fieber mit Erbrechen und Somnolenz eine Lähmung fast sämtlicher äusserer Augenmuskeln. Es bestand eine doppelseitige Ptosis, links $>$ rechts. Die Augenbewegungen waren hochgradig beschränkt, am rechten Auge funktionierte nur noch der Rectus externus, am linken nur noch der Rectus internus. Auch diese beiden Muskeln waren leicht paretisch. Der Augenspiegelbefund war normal, die Sehschärfe beider Augen gut. Im Laufe der nächsten Wochen und Monate bildeten sich die Lähmungen zum Teil zurück. Nach 4 Jahren besteht eine mässige Bewegungsfähigkeit

beider Augen nach oben, oben innen und oben aussen. Blickbewegung nach rechts und Konvergenz gut. Gelähmt blieben die Senker und der linke Externus. Verf. beschreibt das bisher in der Literatur nicht beschriebene Krankheitsbild als ein Analogon zu der akuten Poliomyelitis, als eine akute Erkrankung der Augenmuskelkerne; denn die Augenmuskelkerne sind neben den Kernen des Accessorius, Hypoglossus und Fazialis als die proximale Fortsetzung der grauen Vorderhörner zu betrachten. — **Wahl, H. R., Neuroblastomata: with a study of a case illustrating the three types that arise from the sympathetic system.** Journ. of med. Research. XXX, 1914, No. 2, p 205. Bei einem $2^1/_2$jährigen Mädchen fand sich bei der Sektion ein Tumor der linken Nebenniere, der Metastasen in den Lymphdrüsen und in der Leber gemacht hatte. Der Tumor enthielt sowohl undifferenzierte Neuroblasten, Ganglienzellen als auch chromaffine Elemente, die im allgemeinen streng getrennt von einander vorzukommen pflegen. — **Warburg, Betty. Ueber die im Jahre 1909 an der Kieler psychiatrischen und Nervenklinik beobachteten Fälle von Generationspsychosen.** Inaug.-Diss., Kiel 1915. Es werden von der Verfasserin insgesamt 17 Fälle aus der Kieler Klinik mitgeteilt. 4 Fälle gehören der Amentiagruppe an, 2 Fälle verliefen als Amentia, einer als chronische Halluzinose und einer war ein posteklamptischer Erregungszustand in Amentiaform. 3 von den 4 beobachten Amentiafällen gingen in Heilung aus. 6 Fälle waren der Katatonie angehörig; davon blieben 4 ungeheilt, 1 wurde als gebessert entlassen, nur 1 Fall, in dem Katatonie und Epilepsie kombiniert auftraten, wurde geheilt. 2 Fälle gehörten der Melancholie an. In beiden wurde ein Se lbstmordversuch ausgeführt Der eine Fall wurde als gebessert entlassen, die andere Kranke und eine an Manie leidende Patientin starben an Pneumonie. Depressions- und Verwirrtheitszustände auf hysterischer Basis kamen zweimal zur Beobachtung, ausserdem noch eine Hysterische, die nur über Schmerzen klagte. Zwei der zuletzt genannten Patientinnen wurden als gebessert, die dritte als geheilt entlassen. Epilepsie lag in einem Fall vor, die jedesmal in den folgenden Schwangerschaften rezividierte Patientin wurde als gebessert entlassen. — **Welton, C. B. Glaucoma as a contributing etiological factor in insanity with report of a case.** Ophthalmic Record XXIII, p. 217, 1914. Verf. berichtet über einen Fall von Glaukom, in dem vollkommene Dementia Halluzinationen und Selbstmordgedanken bestanden. Erst in der Anstalt wurde das vorher mit Morphium und Opiaten behandelte Glaukom entdeckt und nach Elliot trepaniert. — **Wilhelm. Die forensische Bedeutung der männlichen Impotenz.** Zeitschr. f. Sexualwissenschaft, 2, 49, 1915. Die Impotenz ist nach dem B.G.B. kein spezieller Anfechtungsgrund. Sie kann nur mit Bezug auf die allgemeinen Anfechtungsparagraphen als Anfechtungsgrund dienen. Sie bildet auch keinen Ehescheidungsgrund. Das könnte aber dann der Fall sein, wenn sie z. B. infolge eines während der Ehe begangenen Verschuldens, einer „groben Verletzung der ehelichen Pflicht“, entstanden ist, so dass „durch sie eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet wird, dass dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann“ (§ 1568 B.G B.). Eine Anfechtung wegen Zeugungsunfähigkeit findet nur ausnahmsweise beim Nachweis besonderer für die Ehe massgebender Umstände statt. Strafrechtlich besitzt die Impotenz weit geringere Bedeutung. — **Willburger, Eugen. Paranoische Zustandsbilder in der Manie.** Inaug.-Dissertation, Tübingen, 1914. Verf. berichtet über drei sichere Fälle von manisch-depressivem Irresein mit paranoischem Einschlag. Die Fälle des Verf.s bestätigen also die Behauptung Kleists, dass die akut paranoischen Erkrankungen Aeusserungen von manisch-depressivem Irresein sind. — **Wittenberg, Adolf. Zur Symptomatologie der Schläfenlappengeschwülste.** Inaug.-Dissertation, Berlin, 1914. Der Fall des Verf.s (32jährige Frau) wurde wegen des starken Opisthotonus, der Nackensteifigkeit, der Ataxie, die den Charakter der zerebellaren hatte, der starken



Schmerzhaftigkeit der Nackenmuskulatur und der Häufigkeit der Anfälle als Hirntumor der rechten Hemisphäre diagnostiziert. Herdsymptome fehlten vollständig. Bemerkenswert, dass die Patientin hysterische Erscheinungen auf organischer Grundlage darbot. Die Sektion ergab ein Gliom des rechten Schläfenlappens, das als solches nur Symptome durch Druck auf die Nachbarschaft, im besonderen auf das Kleinhirn, gemacht hatte. — **Würdemann. The eye symptoms of hypophyseal diaseases.** Ophthalmology, XI, Nr. 3, p. 472, 1915. Es werden die Augensymptome in fünf Fällen von Hypophysisgeschwülsten eingehend geschildert. — **Zafita, H. Konträre Strebungen.** (H. Gross' Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. 62, Heft 1 u. 2, 1915.) Das Wesentliche aus dem vorliegenden Aufsatze ist folgendes: Die psychischen Erlebnisse, als welche Verf. die Begehrung, Ueberlegung und Ueberwindung von Widerständen namentlich hervorhebt, stehen zur Willenshandlung in keinem anderen Kausalzusammenhange als die Lichterscheinung zur Lichtempfindung. Man will, nicht weil man begehrt usw., sondern man will, was man begehrt und weil das Wollen durch den psychischen Gesamtzustand bedingt ist. Die Begehrung, Ueberlegung und Ueberwindung (von Widerständen) aber ist nichts anderes als die sukzessive Ausdrucksform der Gesamtpsyche, die in sich die Ursachen mit den Wirkungen: dem Wollen und der Willenshandlung — verbindet. — **Zagorowsky, P. Experimentelle Untersuchungen über den Einfluss der Resektion des Plexus coeliacus auf die Veränderungen der Langerhansschen Inseln des Pankreas.** Zeitschr. f. exper. Pathologie u. Therapie, XVI, S. 379, 1914. Nach Resektion des Plexus coeliacus bei Tieren findet man charakteristische Veränderungen an den Zellen der Langerhansschen Inseln. Das Protoplasma der Zellen ist sehr schwach gefärbt, wie durchsichtig. Die Granulationen sind vermindert und die Kerne atrophisch. — **Zannini. L'esoftalmo nella meningite della base.** Gazzetta degli osped., 1914, Nr. 87. Verf. beobachtete in zwei Fällen von tuberkulöser Basalmeningitis im Kindesalter einen Exophthalmus, der auf verschiedene Weise — übertriebene Gefässfüllung oder Verschluss der Gefässe — erklärt werden kann. Verf. ist geneigt, in dem Exophthalmus ein Frühsymptom der Meningitis tuberculosa basilaris zu erblicken. — **Zimkin, J. B. J. Ein Fall von familiärer Masturbation.** St. Petersburger med. Zeitschr., 1914, Nr. 5. Verf. berichtet über eine Familie, in welcher der Vater und sechs Kinder seit frühester Jugend Onanie betrieben.

Sitzungsberichte.

Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Donnerstag, 21. Februar 1918.

Herr Dr. **Georg Flatau** spricht über „Psychische Infektion“. Vortragender erörtert zunächst den Begriff der Infektion und leitet nach Besprechung der körperlichen Infektion die psychische so ab: Der Begriff ist die Uebertragung eines körperlichen Vorganges in das Psychische; es ist ein Vorgang, bei welchem durch psychische Elemente von einer kranken Person aus das gleiche oder gleichartige Krankheitsbild erzeugt wird. Das erzeugte Leiden kann nur ein psychogenes sein.

Die belehrendsten Beispiele geben uns die aus der Geschichte bekannten, die Psychologie der Massen gut beleuchtenden psychischen Epidemien. Diese Beispiele werden von dem Vortragenden eingehend erörtert. Er geht dann auf die Ereignisse der neueren Zeit ein, aus denen das Ergriffenwerden ganzer Massen von einer Idee deutlich wird.

Wichtig ist die Kenntnis der psychischen Infektion im engeren Kreise, wie sie aus der Literatur des induzierten Irreseins hervorgeht. Ferner wies er hin auf die in Internaten auftretenden psychischen Krämpfe und auf die choreatischen Erkrankungen.



Er weist schliesslich darauf hin, dass die Grundlagen für die psychische Infektion teils in individuellen, teils in für ganze Volksteile vorhandenen psychischen Veränderungen gegeben sind: geistige Beschränkung, Widerstandsunfähigkeit, seelische Bereitschaftsstellung durch Zeitereignisse usw. (Verspätet veröffentlicht.)

Donnerstag, den 30. Januar 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Direktor Dr. **Böhm** spricht über „Psychologische Grundlagen des religiösen Erlebens". Die Mannigfaltigkeit der religiösen Erscheinungsformen erschwert die Abgrenzung des Wesens der Religion, beweist aber, dass Religion nicht eine Provinz der Seele neben mehreren anderen ist, sondern alle Tätigkeitsgebiete der Seele umfasst. Sie tritt als irrationaler Ausdruck des Erlebens neben den rationalen. Die psychologische Grundlage des Erlebens ist, dass in beiden Verhaltungsweisen auf den ersten Eindruck eine Reaktion des inneren Menschen erfolgt. Dessen Formung verläuft beim rationalen Verhalten so, dass die Werte und Zwecke konträr und kritisch abwägbar sind, während die Werte und Zwecke des irrationalen Verhaltens dem Erleben so kontradiktatorisch gegenübertreten, dass sie aller Kritik spotten und allen Verhaltungsmöglichkeiten einen unumstösslichen Wahrheitsanspruch verleihen. Dieser Wahrheitsanspruch bleibt bestehen, auch wo sich entsprechend den völkerpsychologisch zu ergründenden Kulturstufen die Form des kontradiktatorischen Gegenerlebens ändert. Diese Formen sind dreifacher Art: beim primitiven Menschen ist die Formung konkret, neben dieser steht das Gotteserlebnis des eigentlich religiösen Menschen, aber auch die von Ueberlieferung unabhängigen Gemütserscheinungen des Philosophen, der rein apperzeptive Formungen von Phantasmen zu scheiden weiss, drängen sich als unbedingt auf. Dieser von Kant als transzendent bezeichnete Charakter des Gemüts lässt sich durch alle Verhaltungsmöglichkeiten nachweisen. Diese sind erstens das theoretische Formen; nämlich a) das rein apperzeptive: beim Primitiven der Gegenstoff, durch den das Beobachten von Substantialität und Kausalität gespiegelt wird, der Seelenstoffglaube, ferner der Animismus als Darstellung des Zeitempfindens; beim Religiösen die immaterielle Realität des Daseins und der Macht und der Ewigkeit Gottes; beim Metaphysiker der wirkende absolute Begriff; b) das Phantasiegebilde, das mit dem Wahrheitsanspruch auftritt, und zwar der Gegenstand der sprachlichen Phantasie: Mythos, Legende, Wunderglaube, was alles ästhetisch gefasst als Symbol seine Bedeutung behält; ebenso der Gegenstand der plastischen Phantasie: Götterbilder, zunächst in der Form des nützlichen Gegenstandes, dann immer beseelter bis zum Anthropomorphismus und Persönlichkeitsgebilde. Schliesslich die Darstellungen der mimischen Phantasie: der Tanz, der u. a. die griechische Tragödie entstehen lässt.

Dasselbe gilt vom praktischen Verhalten, das a) sozialistisch, b) individualistisch sein kann. a) Staat und Kirche wurzeln beide in dem gleichen Glauben des Gemütes an die Gemeinschaft als an eine überpersönliche Macht, die berufen ist, zu herrschen, und in der das Gemüt erst zur vollen Entfaltung gelangt. Die Orientierung nach der universell gerichteten Kirche oder dem konkret begrenzten Staat hängt ebenso wieder von geschichtlichen Umständen ab. Aus dem überpersönlichen Erkennen erwächst das orthodox-konservative Verhalten, mit seinen Vorzügen der Treue, Nächstenliebe, Genauigkeit in der Erfüllung des Gesetzes, und den Gefahren der Unduldsamkeit, die wiederum Indifferentismus und Radikalismus erzeugen. b) Die transzendente Erscheinungsform des Individualismus ist die Mystik, die als Ekstase Erhebung zu Gott und als Askese die Auseinandersetzung mit dem zu erleidenden Gott anstrebt. Ueber die primitiven Formen von körperlicher Ekstase und Askese hinaus spaltet sich im symbolischen Zustande die Mystik in liturgisch geregelte Kunsthandlungen und in die Verwertung der Energie für ein nach aussen hin gerichtetes Handeln oder Leiden im Dienste einer Idee.

So geht das transzendente Erleben dem rationalen durchweg parallel, und beide können durchweg nebeneinander bestehen. Glauben und Wissen heben einander nicht auf. Wenn trotzdem zwischen dem Glauben des kirchlichen und ursprünglich mystischen Menschen und dem des Metaphysikers und Aesthetikers der Gegensatz unüberbrückbar erscheint, so ist dieser Gegensatz nicht psychologisch introspektiv, sondern völkerpsychologisch-kulturhistorisch zu erklären, aus dem Nebeneinander verschiedener Glaubensformen in ein und demselben geschichtlich gegebenen Augenblick.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Dr. Moser, Dr. Hohenemser. Das Schlusswort hat Herr Dr. Böhm.

Donnerstag, den 27. Februar 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Max Cohn** spricht über „Schulpsychologische Intelligenzprüfungen und der Aufstieg der Begabten". Der Vortrag erscheint in dieser Nummer ausführlich.

An der Aussprache beteiligen sich Fräulein Martus, die Herren Professor Dr. Gramzow, Dr. Piorkowski, Skouzer, Herzberger, Albrecht. Das Schlusswort hat Herr Dr. Cohn.

Donnerstag, den 27. März 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moser** spricht über das Thema „Inwieweit ist die wissenschaftliche Prüfung künstlerischer Klangwirkungen möglich und praktisch wertvoll?"

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Sanitätsrat Dr. Peyser, Geisler, Dr. Passauer. Das Schlusswort hat Herr Dr. Moser.

Donnerstag, den 10. April 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **R. W. Martens** spricht über die russische Volksseele bei Dostojewski.

Donnerstag, den 24. April 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Ordentliche Generalversammlung.

Donnerstag, den 22. Mai 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Piorkowski** spricht über die Methoden der Auswahl für die Berliner Begabtenschulen und ihre Ergebnisse. Der Redner erörterte zunächst, welche Eigenschaften in den „psychologischen Fähigkeitsprüfungen" überhaupt untersucht werden. Es sind: Kombinationsfähigkeit, Konzentrationsvermögen, Gedächtnis (besonders für sinnvolle und kausal verbundene Stoffe), Klarheit, Reife und Weite des Begriffsvermögens, der Urteilskraft und der psychischen Einfühlung sowie schliesslich ergänzend noch Feststellung der Anschauungsfähigkeit. Aus den Resultaten, die diese sieben Hauptgebiete ergeben, wird dann ein Gesamtrangplatz gebildet, der die allgemeinen Fähigkeiten des Prüflings darstellt. Der Vortragende erläuterte dann die zur Feststellung obenstehender Eigenschaften benutzten Methoden an der Hand einiger Beispiele, wobei er der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit wegen naturgemäss nur auf einige wenige näher eingehen konnte, und verwies im übrigen auf das zur Zeit in 3. Auflage erscheinende Buch: Moede-Piorkowski-Wolff, Die Berliner Begabtenschulen (Langensalza, Beyer u. Mann), das diese Methoden ausführlich bespricht. Er wies immer wieder auf das Hauptprinzip derartiger Prüfungen hin: nicht Kenntnisse, sondern Fähigkeiten zu prüfen.

Auf die Resultate dieser Einrichtungen übergehend, über die man jetzt nach fast zwei Jahren schon ein einigermassen sicheres Urteil fällen kann, betonte der Vortragende, dass selbstverständlich keine vollständige Uebereinstimmung zwischen den Ergebnissen der Intelligenzprüfungen und den auf den verschiedenen Begabtenschulen zutage tretenden Leistungen zu erwarten sei. In der Schulleistung stecken ja, wie jedem bekannt, ausser der Fähigkeit des Schülers auch noch Fleiss, Interesse am Unterrichtsfach, Ausdauer usw. Ausserdem aber fällt gerade in die in Betracht kommenden Jahre die Pubertätsentwicklung, die oft ungeahnte Verschiebungen sowohl nach oben wie nach unten mit sich bringt. Schliesslich bilden gerade bei diesen Klassen die verschiedenen häuslichen Verhältnisse einen das Gesamtergebnis wesentlich berührenden Faktor.

Dies sind selbstverständlich, ganz abgesehen von dem Problem: Schulbegabung — Lebensbegabung, Umstände, die ein völliges Zusammenfallen von Schulleistungen oder auch nur Fähigkeitsschätzungen durch den Lehrer mit den auf Grund der experimentell-psychologischen Begabungsprüfungen gestellten Diagnosen äusserst unwahrscheinlich, ja wohl unmöglich machen. Wenn trotzdem, besonders auf der Kaempf-Realschule und den beiden Mädchen-Mittelschulen, die Uebereinstimmung zwischen dem Resultat der experimentellen Fähigkeitsprüfung und der Beurteilung durch die Schulen auf Grund eines über $1^1/_2$jährigen Unterrichtes so gross ist, wie es die Erfahrung ergeben hat, so kann man wohl von einer guten Bewährung des eingeschlagenen Prüfungsweges trotz der unvermeidlich wohl bei jedem Auswahlsystem bleibenden Ausnahmen reden.

Den schlagendsten Beweis aber, wie unumgänglich notwendig derartige Intelligenzprüfungen sind, bietet folgende Tatsache: Da Ostern 1919 die Anmeldungen für die Begabtenklassen, wohl infolge der augenblicklich vorliegenden unsicheren und schweren wirtschaftlichen Verhältnisse, im Gegensatz zu den ersten Anmeldungen nur gering waren und die zur Verfügung stehenden Plätze nur ganz unerheblich überstiegen, entschloss sich die städtische Schuldeputation, diesmal alle gemeldeten Schüler aufzunehmen, obwohl die mit ihnen angestellte Intelligenzprüfung zum Teil nur recht wenig befriedigende Resultate ergeben hatte. Während nun bei den durch Intelligenzprüfung gesiebten Klassen durchschnittlich $^4/_5$, also 80 %, den sehr erheblichen Anforderungen der Begabtenschulen gewachsen waren, versagt, soweit es sich bisher übersehen lässt, bei diesen „Ungesiebten" ein bei weitem grösserer Prozentsatz. In einer Klasse werden nach dem Urteil des Rektors und der Klassenlehrerin, die auch in den „gesiebten" Klassen früher unterrichtet hat und somit vergleichend urteilen kann, nicht weniger als 14 von den aufgenommenen 27 Kindern, d. h. also mehr als die Hälfte, den erhöhten Anforderungen nicht genügen können! Es erübrigt sich somit wohl, noch weiter über die Notwendigkeit objektiver Maßstäbe, wie sie die Fähigkeitsprüfungen zu bieten versuchen, zu diskutieren, so hoch man auch immer das Lehrerurteil einschätzen mag und so sehr man es zur Ergänzung, besonders in bezug auf Charaktereigenschaften, Bildungstrieb des Kindes usw., immer wird mit heranziehen müssen.

Im Anschluss an diese Ausführungen forderte der Vortragende noch, dass man die Anzahl der aufzunehmenden Kinder beschränken möge. Nur wirklich Hochbefähigte sollten aufgenommen werden, die anderen aber dem Mittelstand und dem Handwerk, die auch Intelligenzen brauchten, belassen werden. Sonst entstehe die Gefahr des Gelehrtenproletariates. Diese wirklich Hochbefähigten sollten aber dann vom Staat oder der Gemeinde in viel grosszügiger Weise, als es bisher geschehe, ähnlich wie es Neuseeland tue, unterstützt werden. Auch bei der Berufswahl solle ihnen dann finanziell und ideell zur Seite gestanden werden, damit sie ihre Kräfte sinngemäss verwenden könnten. Auch hierbei könnten die Resultate der angewandten Psychologie (vgl. u. a. Moede, Die Experimentalpsychologie im Dienste des Wirtschaftslebens, Berlin 1919, Springer und Piorkowski, Psychologische Methodologie der wirtschaftlichen Berufseignung, 2. Aufl., Leipzig 1919, Ambros. Barth) wertvolle Dienste leisten.

Zum Schluss wies Redner noch auf die von der Stadt Berlin getroffenen Maßnahmen zur Förderung technisch und künstlerisch besonders Veranlagter hin, für die die Fähigkeitsprüfungen in dem Institut für industrielle Psychotechnik an der Technischen Hochschule Charlottenburg (Rosinenstr. 5) und dem Kunstgewerbemuseum



ebenfalls halbjährlich stattfinden, so dass die Stadt Berlin mit ihrem grosszügigen Reformprogramm, das vor allem in dem Stadtschulrat Dr. Reimann und dem Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Cassel seine geistigen Väter hat, wirklich alle Arten von Hochbefähigten zu erfassen vermag.

Donnerstag, den 26. Juni 1919.

Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Albert Moll** spricht über Revolution und Psychopathologie.

Donnerstag, den 9. Oktober 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Richard Baerwald,** Die Verschärfung äusseren Unglücks durch zweckwidrige Gedanken- und Gefühlsprozesse und unsere Mittel zur Verhütung solcher selbstgeschaffenen Leiden. Ein unabänderliches Unglück, eine Situation, der gegenüber es eigentlich gar nichts Zweckmässiges zu denken und zu tun gibt, pflegt in uns einen Strom jagender Gedanken und Phantasien auszulösen: Ausmalungsphantasien, die den Schaden aufbauschen und ihn mit Mut- und Reuegefühlen umkleiden, Suchephantasien, die unablässig nach dem schon zehnmal als nicht vorhanden konstatierten Ausweg fahnden, „Scheinbefriedigungs-Phantasien", die sich vorstellen, was geschehen wäre, wenn man zu dem Kranken einen anderen Arzt gerufen, wenn der säumige Schuldner durch pünktlichere Zahlung rettend eingegriffen, wenn irgend ein deus ex machina sich rechtzeitig eingestellt hätte. In diesen zwangsläufig abrollenden Gedankengängen hat man ein Aequivalent der durch die Umstände verhinderten äusseren Handlung zu erblicken: Das Hindernis, das durch helfende Tat nicht zu beseitigen ist, soll gleichsam durch Vorstellungen weggeschoben werden.

Gegen diese das Leidgefühl verschärfende nutzlose Gedankentätigkeit haben die Menschen von jeher drei Mittel in Anwendung gebracht. Erstlich werden oft, durch Fiktion oder Glauben, die Gedanken als wirkende Kräfte aufgefasst, so dass sich der Eindruck der Zwecklosigkeit verliert. Darauf beruht z. T. der heilsame Einfluss des Gebets, und ebenso operiert mit diesem seelischen Opiat die von William James so genannte amerikanische „mind cure-Bewegung", die, geleitet von einem extremen Spiritualismus und Immaterialismus, annimmt, unsere Wünsche oder Befürchtungen hätten einen geheimnisvollen Einfluss auf das reale Schicksal, man werde krank, wenn man sich vor Krankheit fürchte, erfolgreich, wenn man von sieghaftem Optimismus erfüllt sei usw. Eine zweite Methode, sich von den qualvollen Aequivalentphantasien des gehemmten Wollens zu befreien, besteht im Willensverzicht, darin, dass man, im christlichen Sinne, sich Gott anheimgibt, dem Uebel nicht mehr widersteht, sich „fallen lässt". Auf medizinischem Gebiet hat namentlich Marcinowski darauf hingewiesen, dass der gewaltsame Heilungswille der Nervenkranken oft der Heilung im Wege steht, und sich z. B. Zwangsvorstellungen verlieren, wenn man sich nicht mehr vor ihnen fürchtet und sie nicht zu unterdrücken sucht, sondern sie widerstandslos über sich wegbrausen lässt. Das dritte Mittel endlich besteht darin, dass man, im äusseren Tun gehemmt, ein „Kehrtmachen", eine Wendung des Willens nach innen vollzieht, an seiner eigenen Beruhigung und Gefühlsharmonie arbeitet und so seine mobil gemachte Widerstandskraft, die das Schicksal draussen in der Welt nicht zu ändern vermag, dazu benutzt, es in uns unschädlich zu machen. Der läuternde Einfluss des Unglücks beruht auf dieser Richtungsänderung unserer Aktivität, alle Lebensweisheit hat sie zum Ziele.

Donnerstag, den 30. Oktober 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Max Marcuse** spricht über die Problematik der Sexual-Psychologie.

Donnerstag, den 13. November 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht über Okkultismus und Psychologie. Der Vortrag ist in Heft 1/2 1920 veröffentlicht.



Donnerstag, den 11. Dezember 1919.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **P. Ruthe** spricht über Emanuel Laskers Philosophie des Unvollendbar. Der Vortragende erwähnt einleitend das neue erwachte Interesse für Philosophie, die er als vertiefte Betrachtung der Natur und der menschlichen Dinge charakterisiert und gegen Religion und Kunst abgrenzt.

Nach einer kurzen Uebersicht über den von Lasker bearbeiteten Problemkreis geht er spezieller auf seine Lösung des Freiheitsproblems ein, um an diesem die Eigenart und Tiefe Laskerscher Denkweise klarzulegen. Das Werk verrät auf jeder Seite den Mathematiker, der mit scharf definierten Begriffen und einwandfreien Beweisen arbeitet. Seine Kampftheorie stellt sich die Aufgabe, den Grundgedanken der Entwicklungslehre exakt zu erfassen. Der zentrale Begriff des Unvollendbar stützt sich auf die von Cantor geschaffene Mengenlehre und ist ausserordentlich geeignet, die Schwächen der mechanistischen und materialistischen Weltanschauung aufzudecken. Es gibt keine Weltgleichung, weil die unvollendbaren Mengen unsere Welt von einem mathematischen, d. h. rubrizierbaren Universum scharf abheben. Kein Fatum schwebt über unserem Haupte. Die Entwicklung ist schöpferisch und der Wille frei.

Donnerstag, den 8. Januar 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Flatau** spricht über Hermann Oppenheim als Psychologe. Die Bedeutung Oppenheims als Psychologe liegt nicht in grossen Arbeiten experimenteller Art oder in umfangreichen Werken. Sie liegt eher in der angewandten Psychologie, soweit sie in der psychischen Prophylaxe und Therapie zur Geltung kommt. Oppenheim hat die Wichtigkeit dieser Gebiete stets betont und war immer bemüht, in die Psyche seiner Patienten einzudringen, um Grundlagen für seine Behandlung zu gewinnen.

Seine Grösse liegt in der verständnisvollen Einfühlung, in der Analyse. Durch alle Arbeiten zieht sich der Gedanke, dass jede Einseitigkeit in der Beurteilung der Aetiologie der psychischen Erkrankungen vermieden werden muss.

Es wird dann an Hand der Schriften: Psychotherapeutische Briefe, Nervenleiden und Erziehung, Nervenleiden und Lektüre, Angstneurosen usw. das Gesagte analysiert.

Donnerstag, den 22. Januar 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Levy-Suhl** spricht über Hysterische und andere psychogene Erscheinungen, ihr Wesen und ihre soziale Bedeutung. (Der Vortrag ist in dieser Nummer ausführlich veröffentlicht.)

Donnerstag, den 29. Januar 1920.

Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Albert Moll** spricht über Fortschritte der praktischen Psychologie. Herr **Piorkowski** spricht über Neue Methoden und Apparate der praktischen Psychologie. (Die Vorträge fanden mit gleichzeitiger Demonstration im Mollschen Institut für praktische Psychologie statt.)

Donnerstag, den 12. Februar 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Müller-Freienfels** spricht über Friedrich Nietzsche als psychologisches Problem. Beim Studium des Lebens und der Werke F. Nietzsches fällt in die Augen, dass ein Zwiespalt klafft zwischen dem „wirklichen" Nietzsche, d. h. jenem, den uns etwa die Biographen und seine eigenen Briefe erschliessen, und jenem Nietzsche, der sich in den Werken offenbart und den man den mythosen Nietzsche nennen kann. Dieses Problem bedarf um so mehr der Erklärung, als Nietzsche selber die Philosophie stets als Selbstbekenntnis des Philosophen bezeichnet. Der tiefste seelische Antrieb zu jener Spaltung liegt in dem ästhetischen Drang zur Steigerung des Lebens, der die innerste Lebenstendenz Nietzsches ist. In diesem



Drang verklärte er zuerst fremde Gestalten, die Griechen, Schopenhauer, Wagner. Als ihm besonders bei letzterem das Versagen der Wirklichkeit klar wird, sucht er sein Menschheitsideal in sich selbst; er will sich selber umschaffen zu einer neuen Persönlichkeit, der er sogar einen eigenen Namen: „Zarathustra" gibt. Wie tief er selber unter der Unmöglichkeit, dies Ideal zu erreichen, gelitten hat, davon redet fast jede Seite dieses dichterischen Hauptwerks. Dies Bedürfnis der ästhetischen Verklärung (samt seiner Ergänzung der ästhetischen Verzerrung) kennzeichnet auch die gesamte psychologische Beobachtungsweise Nietzsches. Er sieht stets nur „Fernbilder", „den" Menschen, „das" Weib, „den" Deutschen. In diesem Fernbild hält er zwar überraschend wesentliche Züge fest, die jedoch für den konkreten Fall versagen. Daher leidet dieser grosse Psychologe im Privatleben mit seiner Menschenkenntnis beständig Schiffbruch. Diese Art des Sehens lässt sich genetisch aus seiner Lebensweise, ev. auch seiner Kurzsichtigkeit und anderem ableiten. Nietzsche denkt in abstrakten Typen. Seine Erkenntnisse sind ästhetische Visionen, nicht exakte Tatsachenbefunde. Die Grenze gegen das Pathologische ist schwer zu ziehen. Pathologisch scheint vor allem das Gedächtnis, was sich durch manche merkwürdige Tatsache erweisen lässt. Aus Paramnesien dürfte sich vor allem die Lehre von der ewigen Wiederkehr erklären.

Donnerstag, den 26. Februar 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **R. W. Martens** spricht über das Wesen des Komischen und dessen psychologischen Eindruck. Die vorhandenen Erklärungen des Komischen erweisen sich als nicht umfassend und nicht speziell genug. Die Erfahrung zeigt uns, dass allen komischen Erscheinungen als gemeinsames Merkmal die Heiterkeit anhaftet. In den früheren Stadien der Völkerentwicklung bestand die Heiterkeit in dem Bejahen der Persönlichkeit den anderen gegenüber, also in den Kampfinstinkten. Urvölker, Kinder, Ungebildete freuen sich über das „Verprügeln" und „Eins auswischen"; ebenfalls über das Durchbrechen der Schranken von Anstand und Sitte in der Obszönität. Der Charakter der lebensbejahenden Heiterkeit bedingt, dass: 1. das Objekt ein kleines oder kleinliches sei, so dass wir uns ihm überlegen fühlen und ein Machtgefühl geniessen können; 2. dass jedes negative Moment im Komischen nicht zu intensiv wirke, denn sonst ist es mit der Freude vorbei; z. B. der Bucklige gilt uns nicht mehr für komisch, und das Obszöne darf nicht zu derb sein; 3. Leichtverständlichkeit und Kürze des Witzes.

Ferner zeigt uns die Beobachtung, dass jedes komische Gebilde aus zwei kontradiktorischen Vorstellungskreisen besteht und ausserdem aus dem „komischen Sprung", der uns aus der einen Vorstellungsgruppe in die andere bringt, was meistens durch ein doppeldeutiges Wort oder auch durch eine falsche oder unerwartete Beziehung geschieht.

Das Hinüberspringen aus der einen in die andere Vorstellung und die dabei ausgeübte weitere seelische Tätigkeit des Vergleichens und Erkennens von Aehnlichkeiten, oder unerwarte Unähnlichkeiten oder des falschen Subsumierens oder der Anwendung falscher Mittel zu einem beabsichtigten Zweck, alles dies trägt Spielcharakter; es geschieht frei, ohne realen Zwecken zu dienen, in idealer Weise; es wird nur wegen der Lust an dem eigenen Tun ausgeübt. Deshalb gehört das Komische, also auch Anekdote und Witz unter die Kunst, deren Wesenscharakter ein spielerischer ist. Nach dieser Feststellung können wir die uns geläufigen ästhetischen Gesetze auch auf Witz und Anekdote anwenden. So können wir als fünftes Moment des Komischen noch das Hilfsprinzip im Fechnerschen Sinne hinzurechnen, durch welches die komische Wirkung verstärkt wird.

Als Hilfsprinzip kann dienen: 1. ein feindseliger Ausfall auf den anderen; 2. Geistreichsein und Schlagfertigkeit; 3. der Sieg des Logischen und die Niederlage des Törichten; 4. befriedigtes Gerechtigkeitsgefühl; 5. das Paradoxe; 6. das Durchbrechen der sittlichen Schranken.

Diese Hilfsprinzipien werden sich bei längerer Beschäftigung mit der Materie noch vermehren lassen; doch müssen sie lebensbejahenden Charakter tragen.

Erwähnung der Theorie des Lachens bei Kant, Fechner und Schleich.

Das Humoristische stellt sich als edelste Gattung des Komischen dar und besteht in einer heiteren Weltanschauung, die das Komische in sich aufgenommen hat.



Donnerstag, den 11. März 1920.
Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Robert Hahn** spricht über Staatsbürgerliche Erziehung nach dem Verhältnis zwischen Seele und Staat.

Die neue Zeit fordert ein Umlernen auf allen Gebieten. In der Schule gilt, das besonders für die Geschichte und alles Staatsbürgerliche. Die verzerrten Formen in denen die Freiheit, die Gleichheit und die Brüderlichkeit auftreten, fordern von der Schule gebieterisch erziehliche Massnahmen. Die bisher betriebenen staatskundlichen Belehrungen fanden nur einen schwachen Klangboden. Die Versuche, die Selbstregierung zu einer festen Einrichtung zu machen, sind fehlgeschlagen. Hier und da gewinnt der Gedanke des Arbeitsunterrichts Boden, der auch gesellschaftliche Tugenden pflegen will. Die Schwierigkeiten der staatsbürgerlichen Erziehung liegen darin, dass das Staatsleben nur aus der Geschichte heraus verständlich ist und seine Einrichtungen sichtlich beurteilt werden müssen; sie setzt alle Geschichtskenntnis und reiferes sittliches Urteil voraus, muss also bis zur Gesinnung vordringen. Es gilt, so auf die innere Regsamkeit der Schüler einzuwirken, dass sie sich als Tätige in den Werdevorgang des Staatslebens hineinversetzen. Man gewinnt die für diesen Erziehungszweig nötigen einfachen Richtlinien durch einen Vergleich des Seelenlebens mit dem Staat.

Als ausnahmslos geselliges Wesen zeigt der Mensch in seinem Seelenleben ein Muster des Gesellschaftslebens im Staate. Die Vorstellungen gleichen den Menschen, ihre Gegensätze den widerstreitenden Meinungen der Menschen. Die Verbindung der Teilvorstellungen zu einer Gesamtvorstellung ist ein Vorbild der Verbindung von Menschen, wenn dabei der Grundsatz der Arbeitsteilung verwirklicht wird, während die Begriffs- und Erkenntnisbildung der Entstehung der Gesellungen aller Art gleicht: Familie, Stände, Parteien. Innerer Zwist im Geiste wird beseitigt durch Nachdenken. So bemächtigen sich des Denkens und Wollens der Völker die großen Männer. Von höchster Bedeutung sind die Lehren vom Gleichgewicht der Kräfte beider Gebiete. Wie das seelische Gleichgewicht stets bedroht ist durch die Vorstellungsgegensätze, so das staatliche durch die natürliche Ungleichheit der Staatsbürger; wie dort gehemmte Vorstellungen stören, so hier gehemmte Volkskräfte. — Im Geiste wird Ordnung geschaffen durch die Bildung von Reihen und Reihengeweben, im Staate durch die Gliederung des Ganzen nach den Anlagen und Leistungen seiner Bürger durch die Staatsleiter. Sie dürfen bestimmte Volksgruppen weder unterdrücken noch künstlich heben. Beides rächt sich; die unterdrückten bedrohen das Ganze durch die in ihnen angesammelte Spannung, die gehobenen täuschen eine Kraft vor, die nicht besteht. Diese sinken bei Umwälzungen tiefer, als sie verdienen, und erheben sich bald zum Kampf gegen das Neue. Sie rechtzeitig an der richtigen Stelle einzuordnen, wäre die Aufgabe der Staatsleiter, um die Ordnung zu sichern; denn die Ordnung im Staate gründet sich auf die Ordnung im Geiste der Einzelnen. Daher heisst es: überall Gegensätze ausgleichen. Das ist letztlich nur durch die allseitige Anerkennung sittlicher Grundmächte zu erreichen. Willige Unterordnung zur Erhaltung und Förderung des Ganzen muss an die Stelle selbstsüchtiger Freiheitsstrebung treten. Das gilt besonders für die Erfüllung der Aufgaben, die sich ein Volk mit Rücksicht auf seine Eigenart stellt.

Wegen der festen Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen und dem Volke bildet sich auch ohne besondere Massnahmen in jedem, also rein naturwüchsig, eine staatsbürgerliche Auffassung. Sie ist aber sehr roh und unvollständig und bedarf der Veredelung durch erziehliche Massnahmen. Der Heranwachsende erkennt, dass das Ziel des Staates das Wohl der Gesamtheit ist, dass sein Gefüge auf unwandelbaren sittlichen Mächten ruht. Geschichtliche Betrachtungen zeigen, ob der Staat bei seinem Ausbau sittlichen Leitgedanken folgte oder nicht in all den Verhältnissen, die im Sittlichen zwischen Menschen möglich sind. Er lernt die Verzweigtheit der menschlichen Bedürfnisse kennen und als Mittel der Befriedigung die Arbeit mit ihren körperlichen und geistigen Berufsarten. Die Belehrung und die herbeigeführte staatsbürgerliche Einsicht müssen den Weg zur Willensbetätigung finden. Die Selbständigkeit des Schülers soll sich üben und erproben nach den Grundsätzen der Selbstregierung im Arbeitsunterricht der umzuwandelnden Schule.

Donnerstag, den 12. April 1920.
Ordentliche Generalversammlung.
Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Donnerstag, den 29. April, 1920.
Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**
Herr San.-Rat Dr. **Juliusburger** spricht über Guyau, Vererbung und Erziehung.

Donnerstag, den 14. Oktober 1920.
Vorsitzender: Herr **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Geh. San.-Rat Dr. **Moll**[1]) spricht über Steinach-Forschung und Homosexualität.

Donnerstag, den 28. Oktober 1920.
Vorsitzender Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Bobertag** spricht über Plan einer vergleichenden Gedächtnisuntersuchung. An der Aussprache beteiligen sich Herr Dr. Baerwald, Frl. Wolffheim, Frl. Zangi, Herr Dr. Levy-Suhl. Das Schlusswort hat Herr Dr. Bobertag.

Donnerstag, den 25. November 1920.
Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Baerwald** spricht über die Schwäche des deutschen Nationalgefühls als völkerpsychologisches Problem. Der Vortrag, der das fragliche, komplizierte Problem nicht erschöpfen kann, macht für die oft beklagte Minderwertigkeit uneres nationalen Empfindens drei Hauptgründe geltend:

1. In ungewöhnlichem Maße ist das deutsche Nationalgefühl durch konkurrierende, ihm zum Teil feindliche Ideale eingeengt worden. Das dynastische Empfinden, aus historischen Gründen in Deutschland besonders stark entwickelt, verbrauchte die Gefühle der Solidarität, die eigentlich dem Volksganzen gehörten, und riss sie später, als es unter der zunehmenden demokratischen Bewegung zu leiden begann, in seine Zersetzung mit hinein. Der Patriotismus der Einzelstaaten, das durch den Streit der Konfessionen zu höchster Energie aufgepeitschte Zusammengehörigkeitsgefühl der Kirchen tat dem deutschen Bewusstsein schwersten Abbruch. Die Arbeiterbewegung, die überall einen Proletarierstaat über den Völkern schuf, wurde im autokratischen Deutschland viel antinationaler als in den demokratischen Ländern. Solche Nebenideale aber wurden dem deutschen Volke doppelt gefährlich, weil es zum Doktrinarismus neigt und, sich in abstrakte Theorien verbeissend, nur allzu leicht die Hauptsache über Spezialtendenzen vergisst.

2. Schon Rousseau hat erkannt, dass sich Nationalgefühl nur in demokratischen Gesellschaften voll entwickeln kann. Es hängt das mit einem Gesetze unseres Gefühlslebens zusammen: Liebe und Anhänglichkeit sind mit Machtgefühl verschwistert, wir lieben viel mehr da, wo wir wohltun, mitwirken, unseren Einfluss geltend machen können, als wo wir passiv Wohltaten empfangen. In einem halb autokratisch regierten Lande wie Deutschland musste daher das Verhältnis des Bürgers zum Volke ein mechanisches, gefühlloses, äusserliches werden.

3. Der Deutsche, wie der Germane im allgemeinen, ist hemmungsreich, besitzt wenig Expansivität, Soziabilität und Mitteilungsdrang. Er neigt zu einem extremen Individualismus, der wie der Stirnersche und Nietzschesche das Individuum aus Originalitätssucht von allen überindividuellen Gefühlsrichtungen, zu denen auch die nationale gehört, fernzuhalten sucht. Unter so eigenbrödlerisch veranlagten Menschen kann sich jene gesellschaftliche Atmosphäre nicht bilden, die wie in England und Frankreich eine feste Disziplin über den Einzelnen ausübt und ihn zur wenigstens

[1]) Der Vortrag ist erheblich erweitert als Spezialarbeit erschienen und zwar: Behandlung der Homosexualität. Biochemisch oder psychisch? als Heft 5 der Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung. A. Marcus & E. Webers Verlag. Bonn, Jahrgang 1920/21.



äusserlichen Teilnahme an allen Bestrebungen des Volkswillens verpflichtet. Die verringerte Mitteilungstendenz lässt unsere Kunst und Wissenschaft unverständlich und unzugänglich werden, so dass die wertvollsten und geistigsten Bande, die sonst den Einzelnen an sein Volk ketten, trotz des Reichtums unserer Kultur bei uns brüchig werden. Der Deutsche hat alles bloss „innerlich", seinem Wesen fehlt das Propagandistische und Suggestive, so dass er im Zusammenprall mit viel flacheren und gehaltsloseren Auslandskulturen regelmässig den Kürzeren zieht.

Wird die Zukunft diese Krankheit heilen? Wir dürfen es für wahrscheinlich halten, denn für ein demokratisch gewordenes Deutschland werden die sämtlichen hier aufgezählten Schädigungen hinfällig; vor allem wird in einem Gemeinwesen, in dem jeder Bürger am Staatsleben mitwirkt, die öffentlichkeitsfeindliche, hyperindividualistische Isolierung unmöglich, die den gefühlsmässigen Zusammenhalt unseres Volkes so bröcklich werden liess.

An der Aussprache beteiligen sich Herr **Martens**, Frau **Alma v. Hartmann**, Herr **Ruthe**, Herr **Moll**, Herr **Westmann**, Herr **Hurwicz**. Das Schlusswort hat Herr **Baerwald**.

Donnerstag, den 9. Dezember 1920.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Rechtsanwalt Dr. **Alsberg** spricht über die Psychologie im Gerichtssaal. Die Psychologie im Gerichtssaal sei gewissermassen zu einem Schlagwort geworden, indem von allen Seiten die Forderung aufgestellt werde, dass der Jurist neben seiner juristischen Schulung psychologische Schulung besitzen müsse. Sähe man nun zu, was die Vertreter dieser Forderung unter Psychologie verstünden, so müsse man bald erkennen, dass fast jeder damit etwas anderes meine. Wenn man z. B. zunächst einmal den Begriff Kriminalpsychologie betrachte, so sähe man, dass die verschiedenen Autoren unter Kriminalpsychologie etwas anderes verstünden. Gross habe in seinem bekannten Werk über Kriminalpsychologie unter Kriminalpsychologie schlechthin die Psychologie der Aussage verstanden, Sommer verstehe unter Kriminalpsychologie im wesentlichen das, was man sonst Psychopathologie oder Psychiatrie nenne. Wieder andere fassten Kriminalpsychologie in dem Sinne auf, dass der Einfluss der verschiedenen Faktoren auf die verbrecherischen Willenshandlungen geprüft werde. Wenn man von Psychologie im Gerichtssaal spreche, so müsse man 3 Fragegebiete unterscheiden: 1. Kriminalpsychologie in dem eben begrenzten Sinne; 2. Aussagepsychologie, d. h. Psychologie der Aussagen von Angeklagten und Zeugen, und 3. Psychologie in dem Sinne, an den der Laie zunächst denkt, nämlich an die psychologische Analyse des Menschen, wie sie sich bei den Klassikern der Weltliteratur fände. Man brauchte nur zu denken an Goethe, Shakespeare, Dostojewski. An diese Psychologie denke man auch, wenn man davon spreche, dass der Schauspieler psychologisches Verständnis haben müsse. In diesem Sinne sei Psychologie eine Gabe, die zwar durch die Erfahrung des Lebens gefördert werden könne, die aber bis heute kein Lehrfach sei und vielleicht nie ein Lehrfach werden könne. Wenn man die Forderung erhebe, dass der Psychologie im Gerichtssaal eine grössere Bedeutung beigegeben werde und dabei an Psychologie in dem letztbezeichneten Sinne denke, so könne man damit nicht verständigerweise die Forderung verbinden, dass hier ein besonderes Lehrfach zu schaffen sei. Lehrfach seien wohl die Kriminalpsychologie und die Aussagepsychologie, und beide hätten für den Gerichtssaal eine nicht unerhebliche Bedeutung.

Der Vortr. zeigte dann zunächst, wie die Kriminalpsychologie die individuellen Faktoren untersuche, die für das Zustandekommen des Verbrechens wesentlich seien, wobei er den Einfluss des Alkohols auf das Verbrechen erörterte, daneben die Bedeutung des Lebensalters und sonstiger Momente. Was die Psychologie der Aussagen angehe, so habe man früher zwischen wissentlich richtigen und wissentlich unrichtigen Aussagen unterschieden. Heute wisse man, dass die vermeintlich richtige, objektiv aber unrichtige Aussage dazwischen stehe. Es sei unmöglich, den Zeugenbeweis aus dem Prozess zu verbannen, aber die Aufgabe der Aussagepsychologie müsse es sein, die objektiv unrichtige, in gutem Glauben gemachte Aussage als falsch zu erkennen, mit anderen Worten: die Fehler der Aussagen in ihrer Ursache und in ihrem Umfang zu erforschen.



Die Wissenschaft zerlege die Aussage in ihre 3 Stadien: a) Wahrnehmung, b) Erinnerung, c) Vortrag im Gerichtssaal. Es müsse also zunächst unterschieden werden, zwischen der Gedächtnisherrschaft über altvorhandenen Besitzstand (Erinnerung) und zwischen der Merkfähigkeit, d. h. der Fähigkeit, neues Gedächtnismaterial zu erwerben (Wahrnehmung). Die Wahrnehmung gebe nicht immer ein objektives Bild des Tatbestandes. Ein Vorgang werde nur dann richtig wahrgenommen, wenn der Wahrnehmende für ihn Interesse habe. Der Fachmann nehme manche Vorgänge genauer wahr als ein anderer. Das mangelnde Interesse könne naturgemäss auf den verschiedensten Ursachen beruhen. Eine grosse Rolle spiele dabei die Ermüdung. Deshalb sei es wichtig, in allen Zweifelsfällen die Umstände festzustellen, unter denen die Wahrnehmung gemacht ist. Ebenso wie mangelndes Interesse der Wahrnehmung schädlich sein könne, so könne auch ein zu grosses Interesse von Schaden sein. Es sei bekannt, dass bei grosser Aufregung falsche Wahrnehmungen gemacht würden. Die Fehler der Wahrnehmung könnten auch auf Sinnestäuschung beruhen. Die Psychologie habe experimentell festgestellt, dass besonders viele Fehler bei Schätzungen vorkämen, sei es, dass es sich um Schätzungen von Zeiten handele, sei es um Schätzungen von Entfernungen. Kürzere Zeiten bis zu einer Minute würden meist überschätzt, grössere Zeitstrecken von 10 Minuten an aufwärts meist unterschätzt. Der Zeuge sage nun über seine Wahrnehmungen auf Grund seiner Erinnerungen aus. William Stern und seine Nachfolger glaubten, den Nachweis erbringen zu können, dass Fehler der Erinnerung die Regel, nicht die Ausnahme seien. Fehler der Erinnerung entstünden durch Schwinden einzelner Teile aus der Erinnerung, wobei nebensächliche Umstände leicht schwänden, um neuen Eindrücken Platz zu machen. Dabei müssten die entstehenden Lücken ausgefüllt werden, und dies geschehe oft in der Weise, dass die entfallenden Teile der Wahrnehmung durch solche ersetzt werden, die gewöhnlich nach den Umständen erwartet werden, und die die Lücken am besten und logischsten ausfüllen. Dadurch könnten naturgemäss sehr grosse Fehler entstehen. Eine grosse Rolle spiele bei der Gestaltung der Zeugenaussage auch die Suggestion, was der Vortr. im einzelnen auch im Hinblick auf die daraus sich für die Befragung des Zeugen ergebenden Konsequenzen erläuterte.

Fehler der Aussagen könnten entstehen 1. durch Verwirrung, 2. durch Wichtigtuerei, 3. durch Sensationslust und 4. durch ein zu grosses Interesse an der Sache. Besonders schwierig sei die Bewertung der Kinderaussage. Sie sei gewiss unzuverlässig, aber es gehe zu weit, sie, wie das Baginsky gefordert habe, völlig aus dem Gerichtsverfahren auszuscheiden.

Was sodann die Bedeutung des psychologischen Experiments angehe, so könne das Experiment beweisen, entweder im allgemeinen oder beim einzelnen Menschen. Für die allgemeine Bewertung der Aussage habe das Experiment wertvolles Material geliefert, aber auch beim einzelnen Menschen könne das Experiment unter Umständen grosse Bedeutung für die Bewertung seiner Aussage gewinnen. In mancher Beziehung sei das Experiment einfach; z. B. könne der Untersuchungsrichter sehr wohl, wenn er die Entfernungen kenne, die von seinem Zimmer aus zu sehen sind, bei dem Zeugen feststellen, ob er einigermassen richtig Entfernungen zu schätzen wisse. Zuweilen werde im Gerichtssaal auch das Experiment von Parteivertretern gefordert, wo es gar nichts beweisen könne. In einem Mordprozess habe eine Zeugin beschworen, dass der Angeklagte seinen Revolver noch einmal an den Hals der von ihm Verwundeten angelegt habe. Der Verteidiger habe beantragt, einen Versuch darüber zu machen, ob die Zeugin richtig wahrnehme. Für die richtige Wahrnehmung in dem zu beurteilenden Falle würde aber dieses Experiment keine Bedeutung gehabt haben. Ein sehr interessantes Experiment sei in dem vom Vortr. seiner Zeit geführten Prozess Dr. Riedel gemacht worden. Dort habe eine Belastungszeugin ausgesagt, sie sei von dem Angeklagten in ein Zimmer genommen worden, wo er sich mit ihr vergangen habe. Der Angeklagte hatte dagegen behauptet, dass die Zeugin in dieses Zimmer nur hineingesehen, es aber nicht betreten habe. Das Gericht habe in der ersten Verhandlung aus der genauen Beschreibung des Zimmers durch die Zeugin den Schluss gezogen, dass sie notwendigerweise in dem Zimmer gewesen sei. Eine Untersuchung der Merkfähigkeit der Zeugin habe ergeben, dass sie eine hypernormale Merkfähigkeit gehabt habe. Diese Tatsache in Verbindung mit der weiteren Tatsache, dass die Zeugin gerade denjenigen



Teil des Zimmers nicht genau beschrieben habe, der vom Flur aus schlecht zu sehen war, habe bei der neuen Verhandlung zur Freisprechung geführt. Das Reichsgericht erkläre das Experiment im Gerichtssaal zwar für zulässig, aber lasse es vom Ermessen des Richters abhängen, ob es vorgenommen werde. Der Vortr. erörterte dann die verschiedenen psychologischen Methoden, um die Zuverlässigkeit der Aussagen festzustellen, wobei er namentlich die Bedeutung der Hypnose für den Gerichtssaal und die sog. Tatbestandsdiagnostik klarlegte, und des weiteren die verschiedenen Methoden der Intelligenzprüfung. Wichtiger als solche Experimente sei aber für Richter, Staatsanwalt und Verteidiger die Kennntnis der allgemeinen psychologischen Regeln, die auf das Experiment oder die Erfahrung zurückzuführen seien. So müsse der Richter wissen, dass die Erinnerung an Farben und an Formen im allgemeinen eine schlechte sei, dass Erwachsene mehr Sinn für Gesamteindrücke, Kinder mehr für Einzelnes hätten, dass auf die Erinnerungsfähigkeit die Wiederkehr begleitender Umstände belebend wirke. Wichtig sei auch z. B. die Regel, dass auf jeden Zeugen stark suggestiv der Gedanke wirke, dass der als Schuldige ihm zur Rekognoszierung Vorgeführte tatsächlich der Schuldige sei. Die wichtigsten psychologischen Regeln verdankten wir der Erfahrung der Seelenärzte.

Zum Schluss seines Vortrages betont der Vortr., dass die Psychologie sich nicht beschränken dürfe auf die Strafgerichtssäle, sie spiele ebenso in den Zivilprozessen eine Rolle. Was speziell den Ehescheidungsprozess angehe, so müsse dahin gestrebt werden, eine besondere Ehepsychologie zu begründen. Der § 1568 Bürgerlichen Gesetzbuchs, der den Hauptscheidungsgrund darstelle, verlange vom Richter geradezu eine Untersuchung des seelischen Zustandes der Ehe. Die Erfahrung lehre aber, dass in dieser Beziehung viel zu wenig geschehe. Die Gerichte seien geneigt, sich lediglich an die äusseren Vorgänge zu halten und in Ehebrüchen, Misshandlungen und Beleidigungen die Ursache der Zerrüttung des ehelichen Lebens zu finden, ohne überall nachzuprüfen, inwieweit solche Vorgänge lediglich die Folge einer von dem anderen Ehegatten ausgeübten seelischen Tortur sei.

Donnerstag, den 13. Januar 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **J. Lewin** hält eine Gedächtnisrede auf Wilhelm Wundt mit besonderer Berücksichtigung seiner Verdienste um die Psychologie.

Donnerstag, den 27. Januar 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Schneickert** spricht über das soziale Elend, das Verbrechen und der soziale Selbsterhaltungstrieb.

Donnerstag, den 10. Februar 1921.

Vorsitzendsr: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Geh. San.-Rat Dr. **Friedemann** spricht über Die Psychologie der Simulation.

Herr **Friedemann** führte aus, aus welchen Motiven heraus von jeher und zu allen Zeiten Menschen physische und psychische Krankheiten vorgetäuscht haben. Er erwähnte u. a. Odysseus und David. Das Motiv besteht oft darin, dass der Betreffende einer drohenden Gefahr entgehen, sich irgend einer Pflicht oder verdienten Strafe entziehen will, auch wohl darin, Interesse für seine Person zu erwecken, gewisse persönliche Vorteile zu erringen. Der Vortragende unterscheidet eine Simulation im positiven Sinne. Sie kann darin bestehen, dass durch die Vortäuschung von Zuständen, durch Selbstverstümmelung oder Gifte Krankheitszustände hervorgerufen werden (Nikotin, Aspirin, Tetrahydronaphthalin). Aber zu unterscheiden ist von der eigentlichen Simulation die Aggravation, d. h. die Uebertreibung von Symptomen bei bestehenden Krankheiten. Von dieser positiven Simulation ist zu unterscheiden die Simulation in negativem Sinne, auch Dissimulation genannt. Hier stellen sich Kranke aus irgendwelchen Motiven: z. B. Geisteskranke, um nicht in die Anstalt zu kommen, Eisenbahn-

angestellte, die farbenblind sind, suchen dies, um die Stelle nicht zu verlieren, zu verbergen; Kriegsfreiwillige haben, um in das Heer eingereiht zu werden, vielfach bestehende Krankheiten verheimlicht. Aehnliches kommt bei Ehestandskandidaten vor, die dem andern Teil gesund erscheinen wollen trotz bestehender Krankheit. Auch Kain ist hierher zu zählen.

In der Natur kommt Simulation in der Form der Mimikry vor. Sie zeigt sich in allen Lebensaltern vom Säugling bis zum Greisenalter. Angebliche Schulkopfschmerzen, Kündigungskrankheiten von Angestellten u. dgl. gehören ebenfalls zur Simulation.

Von inneren Krankheiten werden Herzleiden simuliert, und zwar gewöhnlich durch absichtliche Exzesse im Tabak- oder im Liebesgenuss. Häufig werden Magen- und Darmkrankheiten simuliert, indem verschlucktes Blut erbrochen und Blutbrechen vorgetäuscht wird. Nierenerkrankungen werden durch Zusatz von Eiweiss im Urin vorgetäuscht. Von Erkrankungen des Zentralnervensystems werden gewöhnlich Epilepsie und Geistesstörungen zur Simulation gewählt, Tobsucht (das Spielen des wilden Mannes vor Gericht). Von einigen Psychiatern wird behauptet, dass jeder eine Geisteskrankheit Simulierende auch wirklich einen geistigen Defekt hat. Blindheit beider Augen wird seltener, häufiger die eines Auges simuliert. Hingegen kommt doppelseitige Taubheit als Simulation öfters vor. Nicht selten findet sich Simulation von Harn- und Geschlechtskrankheiten, und auffallend oft werden Bewegungsstörungen und Neuralgien, auch Anästhesien vorgetäuscht.

Der Vortrag, der durch das reiche mitgeteilte Tatsachenmaterial den erfahrenen Praktiker zeigte, führte zu einer lebhaften Aussprache.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Gumpertz, San.-Rat Dr. Müller Westmann. Das Schlusswort hat Herr Friedemann.

Donnerstag, den 24. Februar 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. Alfons **Goldschmidt** spricht über Die Psychologie der ökonomischen Diktatur in Sowjet-Russland.

Donnerstag, den 10. März 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Landgerichtsdirektor Dr. **Hellwig** spricht über Die Frau als Richter vom Standpunkt der forensischen Psychologie.

Donnerstag, den 1. April 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Ordentliche Generalversammlung.

Donnerstag, den 28. April 1921.

Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht über Denkfehler im Okkultismus. Im Anschluss daran wählt die Psychologische Gesellschaft einen Ausschuss zur exakten Untersuchung gewisser okkulter Phänomene.

Donnerstag, den 26. Mai 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frl. Hilde **Hecker** spricht über Die Erziehungsgedanken von Dr. Maria Montessori.

Donnerstag, den 20. Oktober 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Baerwald** spricht über Arbeitsfreude, ihre psychologischen Bedingungen und künstliche Weckung. Der Vortrag bietet einen Teilauszug aus dem in kurzem erscheinenden Buche des Vortragenden: „Arbeitsfreude und andere Beiträge zur psychologischen Lebenskunst“. (Verlag J. C. Hinrichs, Leipzig.) Die Lust an unserer Arbeit und unserem Beruf wird uns, mehr als durch schlechte Arbeits-



technik, durchkreuzt und vergällt durch „schlechten Willen". Allerlei schiefe oder störende Ideale suchen uns mit unserer Tätigkeit unzufrieden zu machen, teils persönliche, die uns als ungeeignet oder „zu schade" für unseren praktischen Beruf darstellen, teils abstrakte, die den Genuss als vornehm, künstlerisch, erlösend, die zweckvolle Arbeit dagegen als plebejisch und philiströs erscheinen lassen. Romantische und pessimistische Philosophie haben in dieser Hinsicht gesündigt. In hohem Maße kann die Arbeitsfreude gehoben werden durch planvolle Autosuggestion, die die Lichtseiten und Interessepunkte hervorhebt und unterstreicht, an denen es selbst der langweiligsten Tätigkeit nie völlig mangelt. Unter den technisch-psychologischen „Kniffen", durch die man sich seine Arbeit geniessbarer machen kann, sei als wichtigster erwähnt die Teilung der Tätigkeit in möglichst kleine Abschnitte, die Ablenkung der Aufmerksamkeit vom fernen „Endziel" und ihre Hinlenkung auf das unmittelbar vorliegende „Momentziel". Selbst ganz triviales Tun wie Ankleiden, Staubwischen, Abschreiben, Sprechen kann genussreich werden, wenn man es nicht als lästige, rasch zu erledigende Durchgangsstufe ansieht, sondern in ihm aufgeht und jedem Einzelwort, jeder Einzelbewegung ihr zukommendes Aufmerksamkeitsquantum gönnt, so dass sie exakt und präzis abläuft und das Gefühl des Könnens und Gutmachens in uns auslöst. Alles kann Vergnügen werden, wenn man es ebenso zum Selbstzweck werden lässt wie es das Vergnügen zu sein pflegt. — Frohe Arbeit wirkt kraftsparend, Interesse und Arbeitsfreude bilden daher, trotz Kraepelins nur teilweise begründetem Einspruch, den besten Schutz gegen Ueberbürdung und Ueberanstrengung.

Donnerstag, den 3. November 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frl. Nelly **Wolffheim** spricht über Handfertigkeiten als Erziehungsmittel für das nervöse Kind.

Donnerstag, den 17. November 1921.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr San.-Rat Dr. **Juliusburger** spricht über Ludwig Feuerbach als Sexualpsychologe.

Donnerstag, den 8. Dezember 1921.

Vorsitzender: Herr Dr. **Baerwald,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Flatau** spricht über Willensfreiheit. (Der Vortrag erscheint ausführlich in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift).

Donnerstag, den 12. Januar 1922.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Moll** spricht über Psychologische Betrachtungen zum Kleppelsdorfer Mordprozess mit Berücksichtigung der hypnotischen Verbrechen.

Donnerstag, den 23. März 1922.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr R. W. **Martens** spricht Zur Aesthetik des Lichtspiels. Die Gebrüder Lumière haben 1896 ein Verfahren entdeckt, durch kurz aufeinanderfolgende Momentphotographien einen Vorgang aufzunehmen und diese Photographien wieder auf einem diaphanen Zelluloidstreifen (Film) vermittelst der laterna magica in gleicher Reihenfolge auf eine weisse Fläche zu werfen, wodurch sich für das menschliche Auge der Vorgang wieder abrollte. — Die französische Erfindung wurde aber erst zu einer epochemachenden Sache, indem sie die laterna magica mit hinzuzog, und diese ist von dem deutschen Jesuitenpater Anastasius Kirche, der 1601—1680, zuletzt in Rom lebte, konstruiert worden. Vermöge der kinematographischen Vorführung kann eine menschliche Handlung bildhaft dargestellt werden, und somit ist durch dieses Mittel für den Dramatiker ein Feld gegeben. Es ist möglich, im Atelier eine Szene durch Schauspieler genau so spielen zu lassen, wie es in in der Absicht des Dramatikers liegt und auf der Bühne auch immer geschehen ist. Sie kann photographisch festgehalten

werden. Deshalb liegt hierin eine Unterart der dramatischen Kunst vor. Allerdings fehlt das wichtigste Ausdrucksmittel, die Sprache; — was Anlass gegeben hat, die Zugehörigkeit des Lichtspiels zur Kunst überhaupt zu bestreiten. Aber es finden sich wiederum andere Mittel, den Schaden wett zu machen: sobald die zum künstlerischen Vorwurf gewählte Handlung durchsichtig und in ihrem Verlauf wahrscheinlich, oder gar notwendig ist, so dass sie verständlich wirkt und eingesehen werden kann, wird jeder sprachliche Kommentar überflüssig. — Die „Titel" sind nur ein Notbehelf, und dürfen sich etwa zu keinen Stellen aus einem Romankapitel oder zu einem Stück Dramendialog auswachsen; denn damit würde das Lichtspiel die ihm eigentümlichen Ausdrucksmittel für unzureichend erklären und sich angewiesen zeigen auf die Ausdrucksformen fremder Künste. Das Lichtspiel verfügt ausschliesslich über die Mittel der Malerei und muss diese ebenso anwenden, wie es die Maler und Bildner auch tun. Dadurch wird allerdings das Stoffgebiet des Lichtspiels beschränkt: Intellektuelle Themen, wie sie beispielsweise Ibsen behandelt, fallen von vornherein hinweg; und solche Stoffe werden sich zunächst am besten eignen, deren Ausdrucksart möglichst elementar vor sich geht, d. h. also die Taten der Menschen auf primitiven Kulturstufen, und weniger die differenzierten Handlungen eines weitentwickelten Wesens. Durch eine Liebesumarmung, wie durch einen Mord gibt sich die Gesinnung der Handelnden am deutlichsten kund. Mit der Zeit jedoch werden die Dichter die Mittel ihrer jungen Kunst immer besser zu handhaben lernen und ihr Stoffgebiet erweitern können. Eine weitere Möglichkeit, die fehlende Sprache zu ersetzen, ist die Mimik, also die Veränderungen in den Gesichtszügen und der Körperhaltung: — was sich aber der Natur der Ausdrucksbewegungen zufolge nur auf die Aeusserung der Erscheinungen aus der Gefühls- und Willenssphäre, aber nicht auf die Gedankenwelt bezieht. Jedoch wird die Verbindung der bildhaften, aus sich selbst erklärbaren Handlung mit der Mimik in Zukunft weitere Fortschritte zeitigen: von einer jungen Kunst kann unmöglich dieselbe Vollkommenheit verlangt werden, wie sie jetzt die Bühnendramatik aufweist, die eine Entwicklung von mehr als tausend Jahren hinter sich hat. Ethnologisch betrachtet werden bei Neuschöpfungen immer die Strukturen der ihnen verwandten, schon bestehenden Einrichtungen wahrgenommen; so zeigen die ersten Eisenbahnwagen die Form der damaligen Kutschwagen, und das jetzige Filmdrama bedient sich der Bildungen der Wortdramatik und der Romane. Die organisch bedingte Stilart hat sich immer erst allmählich herausgebildet. Da nun der Hauptunterschied des Films vom Wortdrama in seiner malerischen Wesenheit liegt, so wird dieser an der Gestaltung des neuzubildenden Organismus auch ausschlaggebend sein. Daher kann im Lichtspiel der Botenbericht des Bühnendramas keinen Platz finden und muss durch die Vorführung der geschehenen Ereignisse ersetzt werden. Der Monolog im Lichtspiel wirkt dagegen, da er nur aus Mimik besteht, bedeutend naturnäher, als der Sprechmonolog, aber es ist ihm versagt, intellektuelle Dinge mitzuteilen.

Die Verwandtschaft mit der Malerei gibt uns ferner den Hinweis, dass zur Lösung vieler Probleme des Lichtspiels die Erörterungen über entsprechende, malerische Momente herbeigezogen werden können, z. B. bei der Darstellung von Katastrophen, wie Brand, Schlacht und ähnlichen. Die Malereiästhetik hat uns gelehrt, dass die Alpenwelt in einem Gemälde nicht erschöpfend dargestellt werden kann, weil sie eine Vorstellungsgruppe ist, die durch viele Wahrnehmungen von Alpenbergen und Gletscherfeldern und Abgründen usw. zustande gekommen ist. Genau so ist nun unsere Vorstellung von einem Brande und von der Schlacht auch hervorgerufen worden; deshalb können von den einzelnen Wahrnehmungsmomenten diejenigen ausgewählt werden, die transitorischer Natur sind und die sich für das Lichtspiel gut darstellen lassen. Werden diese gegeben, ergänzt die Phantasie die übrigen nicht darstellbaren selbsttätig. Es liegt theoretisch die Möglichkeit vor, im Lichtspiel nur das Abbild der wirklichen Dinge zu geben, und nicht, wie bei der Bühne mit künstlich hergerichteten Pappkulissen usw. zu arbeiten, — aber praktisch stellen sich viele Hindernisse oft dagegen, z. B. die weiten Reisen in die entfernten Gegenden oder die für die Momentphotographie zu geringe Beleuchtung in den Innenräumen, — kurz, der zu grosse Kostenaufwand, so dass doch wieder zu künstlichem Aufbau und der Atelierkunst gegriffen werden muss. Das künstliche Hervorbringen im Atelier ermöglicht auch einen anderen Kunststil hier zur Geltung kommen zu lassen, als den realistischen, nämlich den Expressionismus.



Die Zukunft des Lichtspiels wird — nach Ueberwindung der „Kinderkrankheiten“, des Sensationellen und der Trick- und Zirkuskünste — darin gipfeln, dass sie sich das zu ihrem Vorwurf wählt, was der Inhalt jeder anderen grossen Kunstgattung ist, die Darstellung des menschlichen Wesens und Schicksals — gleichviel ob naturalistisch oder expressionistisch — die inneren Zusammenhänge zwischen Charakteren und Schicksal, und das Bild des Leidens und Strebens der Menschen. —

Gelingt es ausserdem der ewig fortschreitenden Technik die natürlichen Farben dem Lichtbilde zu geben und vielleicht auch die Perspektive hineinzubringen, und es mit einer vervollkommneten Sprechmaschine zu verbinden, so wird solcher Apparat zweifellos das Theater der Zukunft bedeuten.

Herr Professor Richard **Hennig** spricht über Beobachtungen an einem Fall von abnormem Zahlengedächtnis. Es handelt sich um ihn selbst. Besonders ausgeprägt ist das Gedächtnis für Daten. Zahlen merkt er sich sehr häufig so, dass er sie in ein Datum zerlegt, z. B. 18847 in 18. 8. 47. Diese eigentümliche Fähigkeit hat sich eher weiter entwickelt, als dass sie beim Aelterwerden abgenommen hätte. Zahlreiche Fragen, die aus der Gesellschaft an ihn gerichtet werden über Geburtstage berühmter Personen oder deren Ehefrauen, politische Ereignisse, werden richtig beantwortet.

Buchbesprechungen.

H. v. Hug-Hellmuth. Aus dem Seelenleben des Kindes. Eine psychoanalytische Studie. Schriften z. angewandt. Seelenkunde, herausgeg. von S. Freud, Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1913, 170 S.

Die Verfasserin, die sich erst gegen Schluss der Arbeit als „Tante Hermiae“ zu erkennen gibt, ist eine begeisterte Anhängerin der Freudschen Lehre und sucht die Freudschen Anschauungen für die Entwicklungsgeschichte des kindlichen Seelenlebens fruchtbar zu machen. Als Beobachtungsobjekt dient ihr ein eigener Neffe, daneben aber auch das in den Schriften von Preyer, Scupin, Stern, Goltz u. a. niedergelegte Material. Dabei zeigt sich dem unbefangenen, nicht auf Freud gläubig eingeschworenen Leser insofern eine greifbare Differenz, als das von dem eigenen Neffen gewonnene Beobachtungsmaterial sich in der Tat sehr leicht in die Freudsche Anschauungsweise einzufügen scheint, während die Ergebnisse der psychologischen Kinderforschung nur durch einen Gewaltakt der Interpretation im Sinne der Freudschen Lehren gedeutet werden können.

Der erste Abschnitt des Werkes behandelt die Säuglingszeit, und zwar die Anfänge der Sinnesfunktionen, des Willenslebens und der Verstandesentwicklung, ferner die Entwicklung der Sprache, die Keime der ethischen Gefühle und die Träume. Es versteht sich von selbst, dass in allen diesen Darstellungen das sexuelle Moment im Vordergrunde steht, da ja die Verfasserin zur Deutung aller seelischen Erscheinungen sich des „untauglichen Mittels, auf der Seele Urgrund zu schauen, der psychoanalytischen Forschung“ bedient. Der Muskelsinn wird auf diese Weise zur Muskelerotik, der Hautsinn zur Hauterotik, die Ausscheidungsfunktionen zur Urethral- und Analerotik. Dabei schreckt die Verfasserin vor den unglaublichsten Argumentationen nicht zurück. Der Sexualverkehr der Mutter während der Gravidität soll durch die Erschütterungen des mütterlichen Uterus (!) zu einer verstärkten Sexualität der Kinder führen, wie sie sich schon in den allerersten Tagen des kindlichen Lebens in den starken Kratzgelüsten vieler Säuglinge (!) zeigen soll. Das Daumenlutschen der Kinder wird als eine Aeusserung des Sexualtriebes erkannt, weil „bei dem durch die ganze Nacht fortgesetzten Lutschen sich am Morgen an den Fingern der dem weiblichen Genitale spezifische Geruch bemerkbar macht“, die Freude an diesem Geruch stamme wahrscheinlich von Geruchserinnerungen aus dem uterinen Zustand her. Ebenso soll die Freude der Säuglinge am Baden auf eine dunkle Erinnerung an einen fötalen Zustand zurückzuführen sein. Die gelegentliche Grausamkeit mancher Kinder gegenüber den Personen, denen sonst ihre Zärtlichkeit zuteil wird, führt die Verfasserin um deswillen auf einen sexuellen Ursprung zurück, weil bei ihrer Befriedigung „des Kindes Züge ebenso Aufleuchten und Verzerrung zeigen, wie die des Erwachsenen in sexuellem Genusse“.



Wobei die Frage offen bleibt, wie viele Personen die Verfasserin oder auch die übrigen Anhänger der Freudschen Schule in bezug auf ihre Gesichtszüge beim sexuellen Genuss zu beobachten Gelegenheit hatten.

Dass das Interesse für die eigenen Defäkationsprodukte, das sich bis zur ausgesprochenen Koprophilie steigern soll, bei keinem Kinde fehlt, wird der Verfasserin nicht leicht ein unvoreingenommener Beobachter zugeben. Ebenso dürfte die Auffassung, dass das sich Steifmachen der Kinder beim Trotz ein Symptom der Muskelerotik sei, einer an den Haaren herbeigezogenen Analogie seinen Ursprung verdanken. Interessant ist die Angabe der Verfasserin, dass sie selbst als Kind von 2—4 Monaten an heftigen Anfällen hysterischer Natur gelitten habe, deren Folgewirkungen in Gestalt eines nervösen Kopfschmerzes sich bis ins spätere Alter bemerkbar machten und erst durch die Psychoanalyse eines Traumas beseitigt wurden.

Der zweite Abschnitt des Werkes ist der Spielzeit gewidmet. Auch dieser Teil stellt sich als eine Sammlung erotischer Kindheitsanekdoten dar, dessen Inhalt trotz der wissenschaftlichen Kapitelüberschriften nur in einem losen Zusammenhange mit dem Thema der kindlichen Seelenentwicklung stehen. Nach dem Vorangegangenen darf es nicht wundernehmen, dass das Treppensteigen infolge der Anspannung der Schenkel und Bandmuskeln sexuelle Gefühle auslöst, dass beim Schleudern und Werfen eine sadistische Regung zum Ausdruck kommt, dass die Furcht der Kinder vor dem Haarschneiden auf den „Kastrationskomplex“ zurückzuführen ist. Die Tatsache, dass das Gedächtnis des Erwachsenen für die Zeit vor dem dritten bis vierten Lebensjahre versagt, wird auf eine absichtliche Verdrängung zurückgeführt. Die Lust am Aufknacken gewisser Kapselfrüchte und Knospen, ist die Folge der kindlichen Sexualtheorie, nach der die Geburt durch spontanes Aufplatzen des Leibes oder durch gewaltsames Aufschneiden zustandekommt. Aus der Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs schöpft der Knabe ein starkes Selbstbewusstsein, „ein Menschengelüste, das sich dann in den Tagesspielen als Wildheit und ungebärdiges Wesen kundtut“. Die Neigung der Kinder für stille Winkel, ist durch Mutterleibsphantasien zu erklären; und die Zerstörungswut des Kindes knüpft an Erinnerungsspuren aus dem intrauterinen Zustand an (!).

Besonders charakteristisch ist, dass der 4—6jährige Neffe der Verfasserin nach den mitgeteilten Beobachtungen offenbar sein ganzes Interesse auf das „Wischi“ und „Zipferl“, auf Klystiere, Klosetts und den Geburtsakt konzentriert und sich mit nichts anderem zu beschäftigen scheint. So wird seine Neigung verständlich, durch Aussprechen von Labial- und Gutturallauten, der Lippen- und Gaumen-Erotik zu frönen und sich bei der Verfasserin „anzutanten“ oder „anzuherminen“. Auch die Kunst im Leben des Kindes bewegt sich in Mutterleibsphantasien, sowohl in seinen Zeichnungen („Eisenbahnzüge ohne Klosette mit riesigem Rauchfang und einer Unmasse entsrömenden Rauches usw.“), wie auch in seinen selbsterdachten Erzählungen (vom „Lochbohrer“ usw.) und in seinen Träumen („Johanna, zeig mir deinen Popo“ u. a.). Es erscheint das als ein Beweis dafür, „dass das Denken und Sinnen des Kindes schliesslich nur das Milieu des Erwachsenen widerspiegelt, in dem sie aufwachsen. In diesem Sinne ist das vorliegende Werk als ein lehrreicher, wenn auch abschreckender Beitrag zur Aufklärung über das geistige und sittliche Milieu der Wiener psychoanalytischen Schule von Bedeutung.

L. Hirschlaff, Berlin.

Im Jahre 1921 erschien eine erweiterte Auflage der von L. Hirschlaff besprochenen Schrift. Ich schliesse mich bei dieser neuen Auflage der scharfen Kritik Hirschlaffs an. Ich empfehle die Arbeit allen, damit sie die Ausartungen der sexuellen Psychoanalyse kennen und Kritik üben lernen. Dieselbe Kritiklosigkeit und Phantastereien der Autorin finden sich auch hier.

Dr. Albert Moll.

Max Kemmerich: Gespenster und Spuk. Verlag Hans Lhotzky, Ludwigshafen am Bodensee 1921. — Preis geh. 48.— Mk., geb. 70.— Mk.

Nach grossen Kriegen, verheerenden Epidemien und ähnlichen Katastrophen ist die übriggebliebene Menschheit von jeher in erhöhtem Maße geistigen Massenerkrankungen ausgesetzt gewesen. Was im Mittelalter die Flagellantenzüge, die Tanzwut und ähnliche Psychosen waren, das wirkt sich heute in einer Massenneigung für okkultische und mystische Probleme oder für ein weltfremdes philosophierendes Aesthetentum (Anthroposophie, Schule der Weisheit usw.) aus. Niemals seit Jahrzehnten hat der Aberglaube in jeder nur denkbaren Form so hoch im Kurse gestanden wie gegen-



wärtig. Betriebsame Leute in nicht geringer Zahl machen sich diese krankhafte Neigung der Menge zunutze und kommen ihr mit Schriften, Vorträgen usw. entgegen, die auf die Verwirrung der Geister spekulieren und sie beständig noch erhöhen.

Das vorliegende Buch eines in der wissenschaftlichen Welt wegen seiner absoluten Kritiklosigkeit seit langem nicht eben rühmlich bekannten Verfassers ist eines der allerunerfreulichsten Beispiele für derartige volksverdummende Bestrebungen. Gleichviel, wie der Autor selbst zu der schwierigen Materie steht, über die er schreibt, es ist schlechterdings unverantwortlich, dass ein Mann, der es angeblich mit der Wissenschaft ernst meint, ein Buch für das grosse Publikum über ein unendlich heikles, wissenschaftlich grösstenteils ungeklärtes und hartumstrittenes Gebiet psychologischer Forschung im denkbar seichtesten Feuilletonstil schreibt. Dieses Buch kommt dem Geschmacke derer, die nicht alle werden, in unerlaubt weitgehendem Maße entgegen, reisst in anmassendem Tone alle Forscher herunter, die den Kampf gegen den blinden Aberglauben aufgenommen haben oder auch nur zur Vorsicht im Urteil mahnen, und wird grade wegen seiner aggressiven Schreibweise und wegen seiner „Berliner" Schnoddrigkeit (sollte der Verfasser wirklich ein Süddeutscher sein?) aller Wahrscheinlichkeit nach wohl einen grossen buchhändlerischen Erfolg haben — was bekanntlich ganz und gar kein Beweis für den Wert eines Werkes ist (oft im Gegenteil!), was aber dem Verfasser wohl die Hauptsache sein wird. Kemmerich hat einmal früher ein ganz amüsantes Buch über die „menschliche Dummheit" geschrieben, — nun, sein neuestes Buch ist ein Beweis dafür, dass er auf diesem Gebiete wirklich sachkundig ist und dazu blendend gut versteht, wie man menschliche Dummheit in bare Münze umsetzt.

Wer nach Kemmerichs „Gespenster und Spuk" in der Hoffnung greift, einen wenn auch noch so bescheidenen Beitrag zur Klärung einer alten wissenschaftlichen Rätselfrage zu erhalten, wird schwer enttäuscht werden. Ganze 510 Seiten ist — bei der heutigen Papiernot! — dieses Buch stark; auf keiner von ihnen findet sich ein noch so geringer Anlauf, dem Thema mit wissenschaftlicher Kritik beizukommen, oder auch nur die bescheidenste eigene Untersuchung beizusteuern. Das Ganze ist ein wüstes Kompilatorium von einigen hundert möglichen und unmöglichen gruseligen Geschichten, die andere schon früher berichtet haben. Wenn der Verf. sich darauf beschränkte, gut untersuchte und zuverlässig geprüfte Fälle zu erzählen, zu kommentieren, die Ergebnisse streng kritischer Forschung mitzuteilen und gegeneinander abzuwägen, könnte man sich diese Methode, ein dickes Buch zusammenzuschreiben, allenfalls gefallen lassen. Aber Kemmerich geht total wahllos vor und zeigt damit, dass ihm jeglicher Sinn für das wahre Wesen wissenschaftlicher Arbeit ebenso abgeht, wie dem Blindgeborenen der Sinn für die Farbe. Die wertvollste wissenschaftliche Studie gilt ihm nicht mehr als der albernste Altweiber-Schnickschnack. Er verlangt restlose Gläubigkeit für all und jede Wunder- und Spukgeschichte, die irgendwer irgendwo mal erzählt hat oder gar nur — erzählt haben soll. Sieht man sich Kemmerichs „Gewährsmänner" an, so kann einem der kalte Angstschweiss ausbrechen vor einem derartigen Produkt des zwanzigsten Jahrhunderts! Irgendeine beliebige Schaudermär, die ein Perty, ein Jung-Stilling und ähnliche Autoren vor vielen Jahrzehnten ohne jeden Versuch einer Nachprüfung unbekannten Gewährsleuten nacherzählten, ist Herrn Kemmerich ein rocher de bronce, den keine moderne psychologische Deutelung im geringsten in der Eigenschaft als feststehende und erwiesene wissenschaftliche Tatsache zu erschüttern vermag. Auf Seite 405/6 leistet er sich sogar den besseren Scherz, als Beleg einen Aufsatz eines in weitesten Kreisen unbekannten Kniepf zu zitieren, der sich auf ein altes Buch vom Jahre 1840 beruft, in dem eine Spukgeschichte mitgeteilt wird, die der Verf. brieflich von einem General erfahren hat, der sie in einer alten Urkunde eines Musikers Meyer vom Jahre 1740 gelesen haben wollte, der sie selber im Jahre 1695 (also blos 45 Jahre vor der Abfassung seiner Urkunde) erlebt zu haben vorgab!! Kemmerich fügt zwar hinzu, er wolle dieser Urkunde „keine übermässige Glaubwürdigkeit beimessen" — ein Anfall von kritischem Gefühl, der leider vereinzelt bleibt — aber er füllt doch beinahe zwei Seiten mit der Wiedergabe dieser albernen Geschichte und zeigt damit, dass er noch recht weit davon entfernt ist, ihr die Glaubwürdigkeit abzusprechen. Auf derselben wissenschaftlichen Höhe steht rund die Hälfte des Kemmerichschen „Materials".

Der Vorwurf, dass Kemmerich bislang nicht einmal das Wesen des wissenschaftlichen Arbeitens erfasst hat, lässt sich auch damit belegen, dass der Verf. sich kaum die Mühe macht, bis zu den Originalen selbst hinabzusteigen; zumeist zitiert er nur, was andere nach den Originalen zu melden wissen, und gibt dies auch ganz naiv zu. Kurz und gut, er kompiliert die Kompilatoren. Seine Hauptquellen sind etwa Perty, Jung-Stilling, Aksakow, du Prel, Psychische Studien, Phantasms of the livings usw., dazu eine Anzahl neuerer Schriften, meist nach dem Referat der



— „Psychischen Studien“! Nicht einmal die okkult-gläubige Literatur ist ihm vertraut: Just. Kerner, Egbert Müller, Puls, Flammarion, Lombroso, Lapponi und unzählige andere Werke sind, soviel ich sehe, überhaupt nirgends benutzt, Rochas', Hyslops, Ochorowicz' Studien u. a. werden zwar eingehend besprochen, aber wieder nur nach den einseitig gefärbten Referaten der „Psychischen Studien“, deren gründliche Ausschreibung überhaupt das wesentlichste der Kemmerichschen „Arbeit“ ist. Mit der gegnerischen Literatur sich vertraut zu machen, war Herrn Kemmerich zu mühsam und zu zeitraubend. So kommt es, dass er gelegentlich namhaften Autoren, die er selber nicht gelesen hat, das Gegenteil von dem unterlegt, was sie wirklich gesagt haben. Auf Seite 7 ruft er z. B. Flournoy (den er anscheinend aus des Referenten „Moderner Spuk- und Geisterglauben“ kennt) zum Kronzeugen dafür auf, dass sein Medium Helene Smith „die Unterschrift eines Mannes, der vor einem halben Jahrhundert verstorben ist und die (man beachte den liederlichen Stil!) sie nachweislich niemals zu Gesicht bekommen hat, völlig mit der authentischen übereinstimmend wiedergibt“. Wenn Kemmerich Flournoy gelesen hätte, müsste er wissen, dass dieser umgekehrt die Vertrautheit der Helene mit der Originalschrift als unzweifelhaft hinstellt — die Behauptung ist also glattweg unwahr! Aber dem Autor kommt es eben mehr auf Sensation als auf Verlässlichkeit an.

Ein krasser Fall der grenzenlosen Oberflächlichkeit und Sensationssucht Kemmerichs ist auch seine Auslassung über Em. v. Swedenborg. Auf 5 Seiten erzählt er (S. 250—255) all die „ollen Kamellen“, die über den schwedischen Seher zu Hunderten von Malen berichtet worden sind, und fügt dreist und gottesfürchtig hinzu, diese Geschichte „führt Kant selbst als einwandfrei bezeugt und überzeugend an“. Hätte er Kants Schrift über Swedenborg gelesen, würde er wissen, dass Kant die Geschichten ohne Kommentar erzählt, aber aus seinem eigenen sehr starken Skeptizismus keinen Hehl macht. Es ist also wieder einmal etwa das Gegenteil von dem wahr, was Kemmerich denen, die nicht alle werden, auftischt. Aber Herr Kemmerich hatte natürlich keine Zeit, Kant selbst einzusehen, und gibt auch rundweg zu, dass er seine Schrift nur aus dem Zitat in Ueberwegs „Grundriss der Geschichte der Philosophie“ kenne. Eine ebenso bequeme wie geniale Methode, „wissenschaftliche Werke“ zu schreiben! Dass inzwischen vor 12 Jahren Hoffmann-Königsberg in einer eigenen Schrift die Swedenborg-Legende auf Grund einwandfreien Materials in Grund und Boden zerpflückt und die völlige Gegenstandslosigkeit aller jener Paradegeschichten endgültig erwiesen hat, weiss natürlich Kemmerich nicht. Wie kann man auch einem „Wissenschaftler“ zumuten, Literaturstudien zu treiben, bevor er ein Buch schreibt! Und wenn Kemmerich die Hoffmannsche Schrift gekannt hätte, würde er wahrscheinlich mit Emphase feststellen, dass nur ein Autor die Swedenborgiana angezweifelt hat, während schon Hunderte von Zeitungen sie als Beweis für die übernatürlichen Fähigkeiten des Schweden angeführt haben — und in unserem parlamentarischen Zeitalter gibt doch nun einmal die Mehrheit den Ausschlag: man soll die Stimmen zählen und nicht wägen! Ein gewisser Jemand hat einmal gesagt, die Mehrheit sei der Unsinn, und Verstand sei stets bei Wenigen gewesen. Im Gegensatz hiezu lässt ein Dr. Kemmerich sozusagen durch Mehrheitsbeschluss abstimmen, was wissenschaftliche Wahrheit ist. Kein Wunder, wenn er dann den krassen Ausspruch tut, der den Dilettantismus und die Oberflächlichkeit seiner „wissenschaftlichen“ Denkweise in besonders grelles Licht stellt: „Der Aberglauben des Volkes, die Denkweise der Dilettanten bzw. der nicht an den Universitäten lehrenden Forscher hat auf der ganzen Linie gesiegt“ (S. 25). „Auf der ganzen Linie gesiegt“ — das schmeckt bedenklich nach einem Ausspruch über das deutsche Volk, den Jemand am 9. November auf der Reichstagstreppe tat. Die eine Phrase ist so wahr wie die andere.

Besonders schlecht zu sprechen ist Kemmerich auf Albert Moll, Dessoir und den Referenten, die er die „verstocktesten und seichtesten Bekämpfer des Okkultismus“ (S. 245) nennt. Ersterem sagt er die Liebenswürdigkeit, sein Vortrag über Denkfehler der Okkultismusforschung vor der Berliner Psychologischen Gesellschaft am 28. April 1921 sei das „abschreckendste Beispiel gröbster Verirrungen auf materialistischer Seite“ (S. 249). Referent kennt diesen Vortrag bisher leider nicht, vermutet aber auf Grund dieser Anrempelung, dass er eine psychologisch besonders wertvolle Aufklärungsarbeit darstellt. Während Kemmerich derartige rabiate Vertreter eines „verstockten“ Skeptizismus als völlig minderwertig ablehnt, scheinen ihm Aussagen von Kindern über ihre Wahrnehmungen besonders wertvoll und beweiskräftig zu sein!! Bei der Erörterung der Spukphänomene, von denen er übrigens gerade die wichtigsten und meistgenannten nicht einmal kennt, beruft er sich zum Beweis der Realität ausdrücklich auf die kindlichen Zeugen mit der köstlichen Begründung (S. 337): „Denn dass die harmlosen Kinderseelen weder durch Suggestion noch durch die Autosuggestion beeinflusst sein



konnten, liegt auf der Hand"!! — Es lebe das Gewäsch als wissenschaftliches Beweismaterial!

Dieser eine zitierte Satz genügt wohl, um Herrn Kemmerich als „Forscher" zu richten. Wie ein so leichtsinniger und oberflächlicher Zusammenschreiber jemals seinen Doktortitel erlangen konnte, wissen die Götter — jedenfalls hat er diesen Ehrentitel übel kompromittiert! Das ganze neueste Opus des schreibseligen Verfassers mutet an, als sei es ihm nur darauf angekommen, ein möglichst sensationelles und möglichst dickes Buch in möglichst kurzer Zeit zusammenzuschmieren. Das mag geschäftstüchtig sein im selben Sinne, wie es die Arbeit des Verfassers eines blutrünstigen oder lüsternen Kinodramas ist; mit Wissenschaft aber hat ein derartiges Werk nicht mehr zu tun als das Kinodrama mit Kunst! Dass derart blödes Gefasel als „wissenschaftliche" Untersuchung heute auf den Markt geworfen werden kann, ist, rund herausgesagt, eine Frechheit und überdies auch ein „Kultur-Kuriosum" unserer entarteten Zeit, aber kein ehrenvolles, denn es beweist, dass die sensationslüsterne Schundliteratur, die es bisher nur in der Belletristik gab, anfängt, auch das heilige Gebiet der Wissenschaft zu erobern. **Dr. R. Hennig.**

Richard Müller-Freienfels. Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie. Leipzig-Berlin, Teubner, 1919, 274 S.

Das Werk bildet die Nutzanwendung der Typenlehre, wie sie in früheren Schriften von Müller-Freienfels entwickelt wurde. Nicht nur Religion und Kunst, die uns als Spiegel schöpferischer Individualitäten geläufig sind, auch die Philosophie, die Weltanschauung im engeren Sinne, wird in ihrer Bedingtheit durch die psychische Eigenart des Denkers nachgewiesen.

So sehen wir in den Werken der Stoiker und Pessimisten, Beethovens und Michelangelos das „herabgesetzte Ichgefühl", bei Plato und Nietzsche, Rubens und Mozart das frohe und stolze „gesteigerte Ichgefühl", sich offenbaren. In Aristophanes und Voltaire, Lessing und Schopenhauer betätigt sich der „aggressive Typus", der entgegengesetzte der Sympathiegefühle im Christentum, in Jean Paul und Dickens, Tolstoi und Dostojewski. Auch der erotische Trieb hat seinen Typ, der in Künstlern wie Wedekind, in Denkern wie Weininger und Freud zutage tritt. Die Differenz der Gefühls- und Verstandesmenschen schafft in der Religion den alten Gegensatz der theologischen Formalisten und der Mystiker, während uns der Willensmensch z. B. in Gestalten wie Johannes Müller entgegentritt; in der Philosophie illustrieren Aristoteles, Rousseau und Fichte den gleichen Unterschied. Der Sinnesmensch drängt in der Philosophie zum Empirismus und Materialismus, der abstrakte Typus dagegen zum Apriorismus und Spiritualismus. Pluralisten wie Leibniz und James befehden sich mit Vereinheitlichern wie Spinoza und Hegel.

Der psychologisch interessanteste der vom Verfasser geschilderten Gegensätze ist derjenige des Statikers und Dynamikers. Der erstere betont das Ruhende, Beharrende in der Welt, wie es die griechische Kunst der Blütezeit, die eleatische Philosophie, der romanische Baustiel tut; der letztere beobachtet mehr das dramatisch und unruhevoll Bewegte; dynamisch veranlagt ist das deutsche Volk in fast all seinen Schöpfungen oder Dickens in seiner Neigung, zuständliche Schilderungen in Vorgänge und Aktionen aufzulösen. Trotz der Zweifel des Verfassers scheint es mir unbestreitbar, dass wir die Ursache dieser Differenz in den Vorstellungstypen zu suchen haben: Der Augenmensch ist Statiker, Dichter wie Goethe, G. Keller oder G. Hauptmann, die enge Beziehungen zur bildenden Kunst haben, gelangen zu einer stillen Beschaulichkeit oder marmornen Ruhe auch in ihren literarischen Werken, und jeden noch so dynamisch Veranlagten überkommt beim andauernden Schauen in einer Gemäldegalerie das abgeklärte Gefühl des Statikers. — Diesem Gegensatze subsumiert nun aber Müller-Freienfels einen anderen, der nur halb mit ihm solidarisch ist: den der beiden Typen, deren einem das Ewig-Gültige, von allem Jetzt und Hier Unabhängige, dem anderen die Entwicklung, das Aktuelle und Moderne als Ideal vorschwebt. Wie ich schon in meiner „Psychologie des modernen Zeitgeistes" nachzuweisen suchte, sind der Ewigkeits- und der Entwicklungsmensch nur Teilerscheinungen des abstrakten und konkreten Typus, und Charaktere wie Lipps oder Eucken beweisen, dass man sehr wohl überall das absolut gültige Ewige betonen und dennoch ausgeprägter Dynamiker sein kann.

Sehr leicht kann man den Zusammenhang zwischen geistiger Schöpfung und Individualität zum Ausgangspunkt eines zersetzenden Psychologismus und



Relativismus machen, der alle absolute Wahrheit und Schönheit bestreitet, weil ja doch jeder Typus seine eigene habe. Um so mehr wollen wir betonen, dass die Typenlehre zu dieser Dynamitardenrolle nicht taugt. Nicht nur zum Erfinden von Subjektivitäten, sondern auch zum Finden allgemeingültiger Wahrheiten gehört mitunter ein ganz individueller Typus. Geranien kann der Rotgrünblinde nicht finden; sind die Geranien darum ein subjektiver Einfall des Farbentüchtigen? Den Empirismus konnte nur der zum Sinnlichen, Konkreten, Handgreiflichen, praktisch Brauchbaren hingewandte englische Volksgeist entwickeln; trotzdem unterwarf sich der Empirismus, einmal gefunden, auch das rationalistische Frankreich und das dogmatische Deutschland, hatte also überindividuelle, vom Typus unabhängige Geltung. Die Euckensche Philosophie mit ihren ewigen, aus den launischen Fluten des Kulturstromes emporsteigenden Erkenntnissen und Werten bildet hier eine vortreffliche Korrektur.

Dr. Richard Baerwald, Halensee.

Die Verwahrlosung, ihre klinisch-psychologische Bewertung und ihre Bekämpfung. Für Pädagogen, Aerzte und Richter. I. Teil: die Verwahrlosung der Knaben von Privatdozent Dr. **A. Gregor,** Oberarzt an der Heilanstalt Dösen und dem Heilerziehungsheim Kleinmeusdorf. II. Teil: Die Verwahrlosung der Mädchen von Dr. **A. Gregor** und Dr. **Elise Voigtländer,** wissenschaftl. Assistentin. Verlag von S. Karger, Berlin 1918, 585 S.

Jetzt, wo man fortwährend etwas von der Verwahrlosung der Jugend hört, erscheint gerade zur rechten Zeit dieses Buch über die Verwahrlosung, ihre klinisch-psychologische Verwertung und ihre Bekämpfung. Das Buch zerfällt in zwei Teile: Die Verwahrlosung der Knaben, und die Verwahrlosung der Mädchen. Als Material dient die Beobachtung an einer Anstalt für Verwahrloste, dem Heilerziehungsheim Kleinmeusdorf. Es muss sogleich gesagt werden, dass die Verwertung des Materials, und die Durcharbeitung schlechterdings mustergültig sind. Auch wer sich viel mit diesen Dingen beschäftigt hat, wird gänzlich Neues aus diesem Werke entnehmen können. Namentlich interessiert es zu erfahren, dass in einer grossen Zahl von Fällen die Voraussage bezüglich der späteren Bewährung im Leben nicht so schlecht gestellt werden darf, wie man es bisher vielfach getan hat. Ferner ist sehr bemerkenswert, dass relativ mehr schulentlassene Mädchen verwahrlosen, als schulpflichtige; und dass im Gesamtmaterial verwahrloster Knaben und Mädchen, die schulentlassenen Mädchen eine besondere Stellung einnehmen. Es zeigt sich bei den Mädchen den Knaben gegenüber eine Verschiebung vom Bösartigen zum Gutmütigen. Die tabellarische Uebersicht zeigt, dass der Belastungsfaktor eine recht grosse Rolle spielt, dass aber auch die äusseren Umstände — und darauf möchte Referent besonders hingewiesen haben — in keinem Falle fehlen. — Ausdrückliche Beziehungen auf den Krieg sind in einer grossen Reihe von Fällen erwähnt. Dreiviertel der Fälle zeigen neurologische Symptome. Unter den Mitteln und Wegen zur Bekämpfung der Verwahrlosung sind zu nennen: dass in den Bezirken, in denen Erziehungsheime bestehen, eine Art poliklinischer Sprechstunde eingeführt wird, in welche die hilfesuchenden Eltern von den Behörden gewiesen werden. Die Anregung hätte in der Mehrzahl der Fälle von der Schule auszugehen, wobei der Lehrer von geeigneten Fachleuten zu unterstützen ist. Eine Sichtung der einzelnen Fälle ist von grosser Wichtigkeit; ebenso die rechtzeitige Durchführung des Heilerziehungsverfahrens. Die Einteilung der Formen moralischer Entwicklung in:

moralische Intaktheit,
moralische Schwäche,
moralische Minderwertigkeit (in oder mit dem Zug der Bösartigkeit),
asoziale Neigungen,
moralische Indifferenz

scheint nicht ganz unbedenklich; wenn auch später noch genauere Unterscheidungsmerkmale gegeben werden. Die Untergruppe der Asozialen, die pathologischen Schwindler und Lügner scheinen nur wenig Berücksichtigung gefunden zu haben. Auf den weiteren Inhalt soll hier nicht eingegangen werden; wenn irgend etwas zu nennen wäre, was vielleicht in einer späteren Auflage Berücksichtigung finden kann, so wäre es das, dass einige der Grundbegriffe noch etwas schärfer herausgearbeitet werden. Jedenfalls werden Pädagogen, Aerzte und Richter für die das Buch bestimmt ist, es mit grossem Nutzen lesen.

G. Flatau, Berlin.



Paul Flechsig. Anatomie des menschlichen Gehirns und Rückenmarks auf myelogenetischer Grundlage. Leipzig, Georg Thieme, 1919, I. Band mit 25 Tafeln und 8 Figuren im Text, 68 Seiten Text.

Der erste Band des lange erwarteten Werkes von Flechsig ist erschienen. Wer sich die Fähigkeit, bei wissenschaftlichen Grosstaten Dankbarkeit und Bewunderung zu empfinden, bewahrt hat, hat bei diesem Werke reichlich Gelegenheit. Eine Grosstat ist das Werk schon mit Rücksicht auf die gegenwärtigen schwierigen technischen Verhältnisse, die wissenschaftlichen Werken und besonders Tafelwerken entgegenstehen. Eine Grosstat ist das Werk aber auch durch seinen Gehalt. Fast ein Vierteljahrhundert hat Flechsig auf die Einlösung seines 1896 gegebenen Versprechens warten lassen. Mancher hat wohl nicht geglaubt, dass uns der grosse Gehirnforscher das Werk überhaupt noch schenken würde. Umsomehr wird man dem Verfasser Dank schulden, dass er in so schwierigen Zeiten seine Zusage eingelöst hat. Zwei Bände fehlen noch; hoffen wir, dass sie in nicht zu ferner Zeit erscheinen und das wichtigste Lebenswerk Flechsigs auch für die zukünftigen Generationen bringen werden. Auch diejenigen Aerzte, die sich mit der Gehirnanatomie nicht speziell beschäftigt haben, wissen, dass Flechsig den grössten Wert auf die myelogenetische Differenzierung im Gehirn legte, d. h. die Markbildung als wesentliche Forschungsmethode für die Gehirnanatomie begründet hat. Man hat Flechsig angegriffen oder vielmehr die Bedeutung seiner Forschungen herabzusetzen versucht, indem man die Differenzierung nach der Markbildung als anatomisch wertlos ansah, da die Bilder nicht scharf genug seien. Wer die wunderbaren Tafeln dieses Werkes sieht, wer die kurzen, aber inhaltsreichen Erklärungen dazu liest, wird zu anderer Ansicht kommen müssen. Es handelt sich in dem vorliegenden ersten Bande um die makroskopische Darstellung der verschiedensten Entwicklungsstufen, wie sie Flechsig an 29 Gehirnen von Föten und Kindern gefunden hat. Er wird im zweiten Bande die mikroskopischen Untersuchungen bringen und im dritten die Markscheidebildung von der rechtzeitigen Geburt bis zur makroskopischen Vollendung des Projektionssystems. Die engen Beziehungen zwischen dieser Art Gehirnforschung und Psychologie werden sich wahrscheinlich erst nach Erscheinen des dritten Bandes ergeben; aber schon dieser erste Band lässt die Bedeutung der Methode auch für die Psychologie erkennen. Die Existenz gewisser myelogenetischer Rindenfelder macht sich auch in der Schädelform, speziell der menschlichen, äusserlich geltend. Den Scheitel- und Stirnhöckern entsprechen nach Flechsig genau bestimmte Terminalgebiete. Die Höcker sind nichts als der Ausdruck der starken Entwicklung dieser den höchsten psychischen Funktionen dienenden Felder beim Menschen. Die primären Sinnessphären haben beim Menschen im Verhältnis zu den Assoziationszentren nur einen verschwindenden Einfluss auf die Schädelform, die Zusammensetzung der Grosshirnrinde aus besonderen Organen gibt sich also tatsächlich, wenigstens teilweise, äusserlich kund. Aber freilich schränkt Flechsig dies ein, und er wird später die Grenzen genau feststellen. Wer etwa glaubt, dass Flechsig hiermit sich als Phrenologe im Sinne Galls bekennt, irrt sich; denn nur in gewissen weiten Grenzen glaubt er, solche örtliche Beeinflussung der Gestaltung der Schädelform entsprechend der Grosshirnrinde annehmen zu sollen. Ja, er glaubt nicht einmal, dass es gelingen kann, zwischen dem Gewicht des Gehirns und den psychischen Leistungen einfache gesetzmässige Beziehungen aufzufinden. Der grosse Anteil, besonders der frontalen und parietalen Terminalgebiete, schwankt innerhalb weiter Grenzen und dementsprechend der der Schädelformen. Ueberaus merkwürdig ist der Flechsigsche Befund über den Unterschied von männlichen und weiblichen Neugeborenen. Bei ersteren könne man durchschnittlich eine relativ geringere Entwicklung des frontalen, bei weiblichen des parietalen Terminalgebietes nachweisen. Je mehr man geneigt ist, die Geschlechtsunterschiede für Neugeborene zu negieren und möglichst viel nur der individuellen Erziehung beizumessen, um so bedeutsamer sind Befunde, wie sie in dieser Beziehung Flechsig erhoben hat.

Dr. Albert Moll.

Kurt Singer. Leitfaden der neurologischen Diagnostik, eine Differentialdiagnose aus den führenden Symptomen für praktische Aerzte und Studierende. Mit 33 Abbildungen. Berlin u. Wien 1921, Urban & Schwarzenberg, 201 S.

Es ist eine besondere Methode, die Singer in seinem Buch anwendet, das Aerzten und Studenten als Wegweiser für die Diagnose dienen soll. Er gibt uns nicht ein Buch, das anderen Lehrbüchern über die Diagnostik Konkurrenz macht; er sucht vielmehr einen anderen Weg. Von dem einen oder anderen besonders hervortretenden Symptom ausgehend, lehrt er, wie man durch Benutzung und Gliederung der anderen Symptome zu einer korrekten Diagnose geführt wird. Ein Beispiel: Es gibt eine ganze



Reihe Krankheiten, bei denen der Muskelschwund das auffallende Symptom ist, ihm widmet Singer ein eigenes Kapitel. Unter dieser allgemeinen Gruppe beschreibt er dann die verschiedensten Affektionen: den Muskelschwund bei peripherer Lähmung, bei zentralen Prozessen, bei neuritischen und auch bei systematischen Erkrankungen, z. B. der amyotrophischen Lateralsklerose, der Syringomyelie und Bulbärparalyse. Oder, um ein anderes Beispiel zu nehmen, er betrachtet die Gehstörungen und unterscheidet diejenigen, die durch Schmerzen bedingt sind, wobei er der Ischias und der Lumbago besondere Ausführungen widmet, und geht dann auf die verschiedenen Gangarten, denen die verschiedensten Krankheiten zugrunde liegen, über. Dies Verfahren übt er bei Zuckungen, Krämpfen, Zittern, Kopfschmerz, Schwindel, Bewusstlosigkeit, Sprachstörungen usw. Dabei stellt er die physiologischen Vorgänge an die Spitze der Ausführungen des einzelnen Kapitels, so dass man in der Lage ist, sich auch sofort darüber zu unterrichten, welche Erkrankungen überhaupt bei dem einzelnen Symptom in Frage kommen.

Wenn man diese Methode der Darstellung richtig werten will, muss man berücksichtigen, dass das Buch für Aerzte und Studierende geschrieben ist. Doch wird auch dem Spezialarzt manches durch diese Gruppierung besonders bewusst. Die Darstellung schliesst sich eng an jene Methode an, die die grossen Kliniker gelehrt haben und die sich nicht gerade auf Nervenkrankheiten bezog, die Methode, die von den auffallenden Symptomen ausging.

Ludwig Traube, Leyden, Frerichs legten in ihren Vorlesungen sehr oft besonderes Gewicht darauf, dass der Studierende seine Beobachtungsgabe schärfte und er zunächst nach auffälligen Symptomen suchte, beim Diabetiker z. B. auffallend grosse Urinmenge, bei Pneumoniekranken Veränderung der Atmung, den eigentümlich gefärbten Auswurf oder beim Scharlach den spezifischen Hautausschlag auf den ersten Blick finden lernte und so zur Diagnose kam.

So sehen wir, wenn auch in anderer Form, die Methode der alten Kliniker in diesem Buch fortgesetzt und für die neuere Neurologie angewendet von Singer. Es werden daher die Krankheiten nicht, wie es im allgemeinen in Lehrbüchern geschieht, nach der pathologischen Anatomie oder anderen Grundsätzen, sondern es werden ganz verschiedene Erkrankungen in einem Kapitel besprochen, wenn sie dasselbe auffallende Symptom darbieten. Von diesem ausgehend, will Singer erst die differentielle Diagnose besprechen und so die einzelnen Krankheiten voneinander trennen lehren. Die Arbeit wird in medizinisch pädagogischer Richtung ausserordentlich befruchtend wirken.

Dr. Albert Moll.

Oswald Bumke. Die Diagnose der Geisteskrankheiten. Wiesbaden 1919, Verlag von J. F. Bergmann, 657 S.

Ein Werk, wie es uns in neuerer Zeit schon lange fehlt, hat uns der Verfasser gebracht. Es behandelt nicht bloss die allgemeine Diagnostik, sondern auch die spezielle. Im allgemeinen Teil sind die Anamnese und die Symptomatologie besonders behandelt, während im speziellen Teil die einzelnen Erkrankungen besprochen sind. Nicht nur der praktische Arzt, sondern auch der Facharzt wird aus dem vorliegenden Werk Belehrung schöpfen. Man erkennt sofort, dass es ein Arzt mit aussergewöhnlich grosser Erfahrung geschrieben hat. Dabei ist ihm noch der Umstand zugute gekommen, dass er sein Material in verschiedenen Orten sammeln konnte.

Was die Einteilung der Psychosen anlangt, so bringt der Verfasser fünf Gruppen, ohne sich in der speziellen Diagnostik stets aber daran zu halten, da diese nach rein praktischen diagnostischen Gesichtspunkten erfolgt. Er unterscheidet organische Psychosen, toxisch bedingte Psychosen, Infektionspsychosen, systematisch unklare Psychosen und funktionelle Störungen. In diesen fünf Gruppen sucht er die einzelnen Psychosen unterzubringen. Wie man ohne weiteres erkennt, ist diese Einteilung nicht streng logisch, da die organische Psychose und die funktionellen Störungen genau genommen das Gebiet erfassen müssten. Aber bei der mangelhaften Erforschung und bei der klinischen Sonderstellung vieler Gruppen würde eine Scheidung in organische und funktionelle Psychosen in der Tat unmöglich sein. Bei vielen Fällen wissen wir noch nicht, ob sie organisch oder funktionell sind. Ueberaus lehrreich sind im allgemeinen Teil die körperlichen Störungen. Sie zeigen trotz aller Unvollkommenheit der bisherigen Feststellungen doch eine ganze Reihe Symptome, die noch nicht so allgemein bekannt sind und auch in Lehrbüchern der Psychiatrie zuweilen nicht die Berücksichtigung finden, die sie verdienen. Dr. Albert Moll.

Joseph Fröbes, S. J. Lehrbuch der experimentellen Psychologie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Herder & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. 1915/20.



Das Werk von Fröbes tritt aus dem Schema der meisten Werke über experimentelle Psychologie heraus. Es handelt sich nicht nur um das Ergebnis der experimentellen Erfahrungen des Autors, sondern um ein allgemeines Lehrbuch. Es ist wohl alles berücksichtigt, was überhaupt auf diesem Gebiet an wesentlichem geleistet worden ist. Fröbes beansprucht nicht, Fachmann in allen Einzelgebieten zu sein. Er hat deshalb die Literatur mit Unterstützung hervorragender Fachmänner eingehend berücksichtigt. Das Buch ist aus eigenem langjährigen Unterricht hervorgegangen. Die Vielheit der Probleme, die der Verfasser bringt, in Verbindung mit der Klarheit des Stils und den erläuternden Abbildungen werden das Werk die Aufgabe erfüllen lassen, die der Verfasser mit dem Titel selbst bestimmt. Er bezeichnet es als ein Werk für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Wer sich über die vielen Probleme unterrichten will, wird beim Nachschlagen in diesem Werke seine Wünsche erfüllen können. Es ist ausgezeichnet durch eine grosse Kenntnis der Literatur. Geisteskrankheiten, angewandte Psychologie, Gedankenlesen, Hypnose, Gedächtniskünstler, der sog. Fernsinn der Blinden, Charakterzüge einzelner Menschenkategorien, z. B. der Geizigen, das Wesen des Komischen, sind ebenso berücksichtigt, wie die gewöhnlichen Probleme der experimentellen Psychologie. Man wird dem Verfasser danken können, dass er uns ein derartig vollständiges Buch gebracht hat, das durch die guten Autoren- und Sachregister noch erheblich gewinnt. Dadurch ist es zu einem wirklichen Nachschlagewerk geworden.

Dr. Albert Moll.

Max Dessoir. Vom Jenseits der Seele. 4. u. 5. Aufl. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1920.

Dessoirs Buch ist ein inhaltreiches Werk, das in die Tiefe des Okkultismus dringt. Es zerfällt in folgende Teile: Parapsychologie, Spiritismus, Geheimwissenschaft, Magischer Idealismus. Dessoir kommt im wesentlichen zu einem negativen Ergebnis. Ihm scheinen, soweit man erkennen kann, die Täuschungsmöglichkeiten viel zu gross zu sein, als dass er die bisherigen Veröffentlichungen als beweisend ansieht. Er hat, wie bekannt ist und man auch aus dem Buche ersieht, mit vielen und auch bekannten Medien Untersuchungen angestellt, ohne dabei aber zu einem positiven Ergebnis gekommen zu sein. Ebenso wie dem sonstigen Okkultismus steht Dessoir den Geheimwissenschaften gegenüber, die er davon trennt. Er rechnet zu ihnen Kabbalistik und Theosophie, zu der er wieder die Rassenmystik, die Christian Science, den Neu-Buddhismus und die Anthroposophie rechnet; besonders letztere lehnt er auf das entschiedenste ab.

Was das Buch von vielen anderen auszeichnet ist, dass es auch ernste philosophische Gedanken enthält, die sich besonders in dem letzten Kapitel über magischen Idealismus finden.

Dr. Albert Moll.

Magnus Hirschfeld. Sexualpathologie. 3 Teile. Bonn 1917/1920. A. Marcus & E. Webers Verlag, 830 S.

Das umfangreiche mit einer Reihe Abbildungen versehene Werk von Hirschfeld bringt viele Einzelheiten auf dem Gebiet der Sexualpathologie. Das Material, das dem Leser geboten wird, ist ausserordentlich gross.

Die einzelnen Abschnitte von Hirschfelds Buch sind die folgenden: Geschlechtsdrüsenausfall, Infantilismus, Frühreife, Sexualkrisen, Onanie, Automonosexualismus, Hermaphroditismus, Androgynie, Transvestitismus, Homosexualität, Metatropismus, zu dem er u. a. den Sadismus und Masochismus rechnet, Fetischismus, Hypererotismus, Impotenz, Sexualneurosen und Exhibitionismus. Schon aus dieser Aufstellung erkennt man, wie viele Materien in dem Buche behandelt werden.

Was die Einzelheiten des Werkes betrifft, so sind dem Verfasser viele Erfahrungen aus seiner eigenen Tätigkeit zugute gekommen, aber er sucht auch Erfahrungen anderer, wenn auch sehr unvollständig und oft nur ganz einseitig zu benutzen. Während sich an einigen Stellen eine gewisse objektive Betrachtung zeigt, wird man an anderen Stellen teils unrichtige Angaben, teils falsche Deutungen finden. Dass dies bei dem Lieblingsgebiet des Verfassers, der Homosexualität auch der Fall ist, ist nicht verwunderlich, da er zwar ein grosses Material kennt, aber dieses von jeher falsch beurteilt hat, wie ich schon bei den verschiedensten Gelegenheiten nachgewiesen habe.

Auch sonst finden sich viele unrichtige Angaben. Er spricht vom genitalen Pruritus und den Folgeerscheinungen örtlicher Reizzustände im Klimakterium. Mit Recht betont er, dass in diesem Alter eine depressive Stimmungslage das Häufigere sei: Aengstlichkeit, Mutlosigkeit usw. Aber wenn er schliesslich behauptet, dass die Hälfte aller Selbstmorde von Frauen zwischen dem 40. und 50. Lebensjahre vorkommen, so weiss ich nicht, woher er diese Kenntnis hat. In den Statistiken, die ich gefunden habe, ist davon nicht die Rede. Havelock Ellis bringt z. B. eine preussische



Statistik; danach kamen unter 1297 Fällen von Selbstmord bei Frauen 198 im Alter von 40 bis 50 Jahren vor, d. h. noch nicht der sechste Teil aller Fälle; häufiger war die Zahl sogar zwischen 30 und 40 Jahren, fast ebenso häufig die zwischen 50 und 60 Jahren. Nach einer anderen Statistik aus Frankreich kommen die meisten Selbstmorde bei Frauen zwischen 15 und 30 Jahren vor. Es wäre interessant zu wissen, woher Hirschfeld seine Statistik entnommen hat und zwar um so wichtiger, als das Werk auch sonst viele unrichtige Angaben bringt.

Von seinen nicht immer richtigen Theorien ausgehend, rechnet er den sog. Transvestitismus zu den Geschlechtsübergängen; er erwähnt hier nicht einmal die feine psychologische Theorie von Havelock Ellis, der gerade zu dem entgegengesetzten Resultat kommt. Ich habe an anderer Stelle gezeigt, dass die Fälle ganz verschieden liegen. Ebenso steht es mit Auseinandersetzungen über Homosexualität. Die homosexuelle Konstitution stehe im engsten Zusammenhang mit einer spezifischen Konstitution der gesamten Persönlichkeit, eine Behauptung, die auch dadurch nicht richtig wird, dass sie fett gedruckt ist. Weiss Hirschfeld noch immer nicht, dass eine grosse Anzahl Homosexueller sich körperlich und seelisch, abgesehen von der abnormen Triebrichtung, ebenso verhalten wie Heterosexuelle? Der Verfasser sagt weiter, er habe noch keinen Homosexuellen normal werden sehen. Ich habe übrigens auch Fälle ganz normal werden sehen, die Hirschfeld selbst für homosexuell erklärt hat. Sie leben unbehelligt von irgendwelchen homosexuellen Vorstellungen und Trieben in den glücklichsten Ehen. Auch darauf muss hingewiesen werden, dass Hirschfeld die Steinachschen Befunde von den beachtenswerten Unterschieden der Hoden der Homosexuellen als gesichert bringt, obwohl die hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiet solche Unterschiede bestreiten.

Das Kapitel über Exhibitionismus ist bemerkenswert schwach. Schon der verstorbene Arthur Leppmann hat darauf hingewiesen, dass es nicht angängig ist, den Exhibitionismus nun auch in Hirschfeldscher Art zu erklären. Hirschfeld geht die Fähigkeit zu einer psychologischen Betrachtungsweise hier eben ab, wie in anderen Fällen.

Eine Bemerkung: Hirschfeld erklärt, dass seinem Institut wiederholt Exhibitionisten von behördlicher und privater Seite überwiesen worden seien, denen aufgegeben war, sie sollten innerhalb einer bestimmten Zeit eine Bescheinigung beibringen, dass sie sich in ärztliche Behandlung begeben hätten. Unter dieser Bedingung würde von einer strafrechtlichen Verfolgung abgesehen werden. Welche Behörden mögen das wohl gewesen sein? Eine Antwort auf diese Frage wäre sehr wünschenswert. Die Art der Hirschfeldschen Begutachtungen ist schon wiederholt kritisiert worden. Sollte es aber wirklich im Deutschen Reiche eine Behörde geben, die einem bestimmten Arzt kriminelle Fälle zuweist und von der nach dem Delikt einsetzenden Behandlung — Hirschfeld sagt: „in Behandlung begeben hätten", nicht einmal „in Behandlung waren" — es abhängig macht, ob die Betreffenden verfolgt werden oder nicht, so wäre das ein Rechtsbruch allerschlimmster Art. Ich erhebe entschieden Einspruch dagegen, dass in dieser Weise die Rechtslage herabgewürdigt wird, und zwar um so mehr, als die Perversen mit Vorliebe dann immer zu den Aerzten kommen, wenn sie straffällig geworden sind, vorher meistens die Aerzte nicht aufsuchen. Die Frage, welche Behörden sind es, die Hirschfeld meint, wird unbedingt beantwortet werden müssen. Es liegt übrigens die Gefahr vor, dass „Kleptomanen", Pädophile usw., wenn sie eine strafbare Handlung begehen, sich schnell in ärztliche Behandlung begeben, um ausser Verfolgung gesetzt zu werden. Was dem Exhibitionisten recht ist, ist dem Kleptomanen billig.

Ich habe im Vorhergehenden eine grosse Anzahl Ausstellungen an dem Hirschfeldschen Buche gemacht; das soll mich aber nicht abhalten, es zur Lektüre kritisch veranlagten Personen zu empfehlen. Die guten Namen- und Sachregister erleichtern das Nachschlagen. Das Inhaltsverzeichnis scheint allerdings etwas auf Sensationen eingestellt, und es wäre wünschenswert, dass bei einer neuen Auflage die vielen sensationsartigen Stichwörter eine Abänderung erführen. Aber wie gesagt, nur kritisch Veranlagte sollten das Buch lesen. Andere werden daraus nicht Belehrung schöpfen, sondern im wesentlichen ganz einseitig informiert werden. Dr. Albert Moll.

Max Levy-Suhl. Die Hypnotische Heilweise und ihre Technik. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1922.

Das kleine Buch von Levy-Suhl wird hauptsächlich Praktikern von Nutzen sein. Von den 141 Textseiten sind dem theoretischen Teil nur 50 gewidmet. Der Schwerpunkt liegt auf der praktischen Anwendung durch den Arzt. Das Werkchen von Baierlacher, im Jahre 1889 erschienen, ist heute teilweise veraltet. Um so mehr ist es zu begrüssen, dass, in den Bahnen dieses ausgezeichneten verstorbenen

Arztes wandelnd, Levy-Suhl die Hypnose und ihr nahestehende andere Heilmethoden, z. B. die Suggestionstherapie und die Psychoanalyse, bespricht, das für den Praktiker Notwendige herausholt und damit denen, die sich möglichst schnell über das Gebiet unterrichten wollen, einen brauchbaren Leitfaden gegeben hat.

Dr. Albert Moll.

Verschiedenes.

Leo Hirschlaff †.

Am 25. August 1921 starb Leo Hirschlaff, einer der auf dem Gebiet des Hypnotismus, der Suggestion und der Psychotherapie im allgemeinen verdientesten Forscher.

Geboren am 23. Januar 1874 zu Berlin, studierte er Philosophie und Medizin von Ostern 1892 bis 1896. Er promovierte sowohl in der philosophischen wie in der medizinischen Fakultät. Am 1. Juli 1897 bestand er das medizinische Staatsexamen. Er liess sich Oktober 1897 in Berlin als praktischer Arzt nieder und praktizierte seitdem in den letzten Jahren, während deren er sich hauptsächlich den Nervenleiden und wissenschaftlichen Forschungen zuwendete.

Bekannt geworden ist er u. a. durch die neue Bearbeitung des ursprünglich von Max Hirsch herausgegebenen Lehrbuches über Hypnotismus und Suggestiv-Therapie. Die später erschienene Neuauflage trägt einen vollständig selbständigen Charakter, und durch seine zahlreichen praktischen Erfahrungen sowie wissenschaftliches Denken war er besonders dazu befähigt. Er hat sich auch einen guten Namen durch besondere Arbeiten gemacht, die sowohl für die Praxis wie für die Forschung Bedeutung haben. So hat er die Ruhe-Uebungen geschaffen und zu einem selbständigen System ausgebildet. Wissenschaftlich hat er die Theorien über Suggestion und Hypnose erheblich gefördert. Er kam zu der Ueberzeugung, dass, was dem Hypnotisierten suggeriert wird, nicht ein voller Ichbestandteil desselben wird, sondern dass er sich Mühe gibt, den Suggestionen Folge zu leisten und dabei aktiv mitzuwirken.

Bahnbrechend hat er gewirkt durch seine gründliche Arbeit über die Suggestion und Erziehung, in der er die Grenzen der Suggestion für die Verwertung in der Pädagogik sehr eng zog. Ein ferneres Verdienst von ihm ist es, dass er sich gegen die Hypnotisierung durch Laien und die dadurch den Kranken drohende Gefahr auf das schärfste gewendet hat.

In der Praxis war er ein Typus des Arztes, der keinen Unterschied zwischen arm und reich, zwischen hoch und niedrig kennt. Am Tage durch seine umfangreiche Praxis in Anspruch genommen, versagte er auch des Nachts nicht den Armen seine Hilfe. Als der Weltkrieg ausbrach, stellte er sich sehr bald freiwillig zur Verfügung. Als Arzt an der Front erlitt er durch eine Schrapnellkugel eine schwere Beinverletzung, als er den Verwundeten der ihm zugewiesenen Truppe in ihrer Stellung zu Hilfe eilen wollte. Schwere Dysenterie und Sepsis suchten ihn im Felde heim, und es scheint, dass dort der Keim zu der Krankheit gelegt wurde, der er schliesslich erlag.

Seinen baldigen Tod sah er seit einiger Zeit voraus, und er rüstete alles was er konnte, seinen Angehörigen sein eigenes Sterben zu erleichtern. Als Stoiker ist er durchs Leben gegangen, als Stoiker gestorben. Er ist als Glücklicher durchs Leben gegangen. Glücklich war er nicht nur in seinem Familienleben und in seiner ärztlichen Tätigkeit, sondern auch als Mensch im allgemeinen, da das Gefühl erfüllter Pflicht ihm wie wenigen über alles ging und ihn das Glück fühlen liess.

Ein umfangreiches Werk über Psychotherapie, das er vollendet hinterlassen hat, wird hoffentlich den Lebenden noch einen Beweis seines umfangreichen Wissens und Könnens bringen.

Dr. Albert Moll.




Princeton University Library
32101 076384369


Generated on 2019-04-09 22:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076384369
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google